

Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. - 10.1959

Landesgeschichtl. Vereinigung
Berlin
1959

Jahrbuch
für
brandenburgische
Landesgeschichte

1 9 5 9

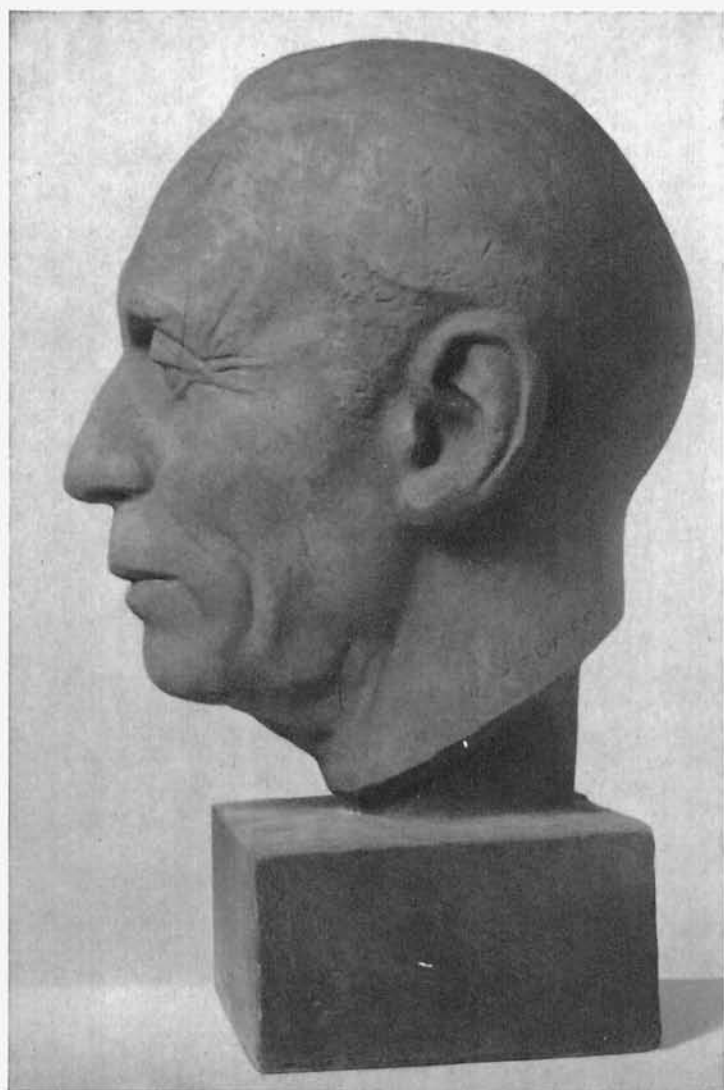
Jahrbuch
für
brandenburgische Landesgeschichte
10. Band

Herausgegeben
im Auftrage der Landesgeschichtlichen Vereinigung
für die Mark Brandenburg e. V.

von

Martin Henning†, Dr. Heinz Gebhardt und Kurt Pomplun

B E R L I N
1 9 5 9



Martin Luther King

Nach der von Karl Trumpf (1891 - 1959)
im Jahre 1951 geschaffenen Büste

I N H A L T

Dr. Eberhard Faden:	
Martin Henning	7
Dr. Berthold Schulze:	
Die Einführung der Städteordnung in Berlin und der Mark 1808/09 (mit 3 Abbildungen)	11
Dr. Walter Heynen:	
Kugler-Menzel. Ein Erinnerungsblatt. Den Manen Martin Hennings (mit 5 Abbildungen)	18
Martin Henning †:	
Noch einmal „Emil von Arnstedt“	25
Bruno Stephan:	
In Tegeler Erdreich gepflanzt — auf Tegeler Boden gewachsen (mit 2 Abbildungen)	26
Dr. Emil Schwartz:	
Eine mittelniederdeutsche Übersetzung der Gründungsurkunde der Stadt Prenzlau	30
Dr. Willy Lademann:	
Vant Olle Seäälndörp. So vanne 60er Joare int vörichte Joshundert an. Eine sprachliche Studie (mit 6 Abbildungen)	31
Dr. Rudolf Lehmann:	
Brandenburg-Preußen und die Niederlausitz (mit 8 Abbildungen)	37
Otto Kieser:	
Die brandenburgische Südgrenze bei Doberlug als Mundartgrenze (mit 1 Abbildung)	50
Ingeborg Kolb:	
Die „Vorburg“ in Spandau (mit 1 Abbildung)	53
Dr.-Ing. Friedrich Mielke:	
Vom Wiederaufbau in Potsdam (mit 4 Abbildungen)	54
Dr. Eberhard Faden:	
Berlin und die Genfer Konvention vom Roten Kreuz (mit 3 Abbildungen)	58
Harry Methling:	
Die Entwicklung des Eisenbahnnetzes in der ehemaligen Provinz Brandenburg bis zum Jahre 1939 (mit 11 Abbildungen)	62
Dr. Hermann Schall:	
Der Pristavel und die Städtenamen Pritzwalk und Pasewalk (mit 1 Abbildung)	81
Dr. Eberhard Faden zum 70. Geburtstag am 1. September 1959 (W.Hp.)	86
Bücherschau:	
H. Grimm, Die Holzschnittillustration in den Drucken aus der Universi- tätsstadt Frankfurt an der Oder bis zum Jahre 1528 (Henning)	
Ders., Der Medailleur, Holzschneider und Kupferstecher Frantz Friderich	
Ders., Zum Werk des ostdeutschen Buchgraphikers Frantz Friderich (Schirmmacher)	
Kleine Beiträge aus der bibliothekarischen Arbeit. Wilhelm Schuster zum 70. Geburtstag am 10. Juni 1958 gewidmet (Gebhardt)	
C.G. Schwela, Die Flurnamen des Kreises Cottbus (Lehmann)	
E. Taegge-Röhnisch, Wind över de Heid (Wiese)	
H.U. Engel, Schlösser und Herrensitze in Brandenburg und Berlin	
W. Stengel, Alte Wohnkultur in Berlin und in der Mark (Pomplun)	87
Gerhard Kuchler:	
Aus dem Leben der Vereinigung	89
Personen- und Ortsverzeichnis	91

MARTIN HENNING

geb. 17. Juni 1891 zu Berlin / gest. 10. Mai 1959 zu Berlin

Die Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg hat Martin Henning verloren, der — 1923 eingetreten — ihr seit 1928 als Schriftführer und seit 1935 fast ein Vierteljahrhundert als Vorsitzender gedient hat. Ein Leben im Dienste der Heimat.

Unsere 75-Jahr-Feier stand bevor, mit gewohnter Umsicht hatte er sie bereitet und das Mitteilungsblatt für den Sommer, das zu den festlichen Tagen am 30. und 31. Mai einlud, in Druck gegeben. In der „Kleinen Zeit-
tafel zur Geschichte unserer Vereinigung“ (1884—1959), die er voranstellte, genoß er in der Rückschau zugleich die Zeit des eigenen Wachstums: wie seine Wanderjahre zu Meisterjahren geworden, auch für die Vereinigung selbst. Gerade in der schweren Nachkriegszeit hat er sie, wie man ihm nachgerühmt, zum „bedeutendsten heimatgeschichtlichen Verein der Reichshauptstadt“ emporgeführt. Nun wurde unsere Feier zur Gedenkfeier. Den Festvortrag hielt auf Hennings Wunsch Dr. Hermann Fricke, der Fontane und Jacob Burckhardt gewählt hatte als „Wanderer zur Weisheit und Freiheit“. Das Wort mag auch von seinem Streben gelten.

Fontane hat 1898, wenige Tage vor seinem Tode, als er ein Buch „Das Ländchen Friesack und die Bredows“ plante, bei dem Touristenklub angefragt, ob er ihm für „Land und Leute“ jemand nennen könne, „einen Geistlichen oder Lehrer oder wildgewordenen Forst- oder Steuer-Assistenten, der sich mit solchen Dingen beschäftigt“. Auch bei der Post gab es solche Liebhaber, die in langer Dienstzeit mit ihrem Bezirk verwachsen waren — unsere Monatsblätter berichten von ihnen. Nein, zu ihnen gehört Martin Henning nicht, wenn er sich auch zuweilen gern als „heimatkundetreibenden Postbeamten“ bezeichnete. Er hat immer in seiner Geburtsstadt Berlin gelebt, Mann der Telegraphie, Techniker, Ingenieur, und immer — bis auf die letzten Dienstjahre — im Telegraphenbau der Großstadt, voll Freude an seinem selbstgewählten Beruf. Der Dichter Heinrich Seidel, der die große Halle des Anhalter Bahnhofs in Berlin gebaut hat, erzählt in seinen Erinnerungen „Von Perlin nach Berlin“, seine Kollegen hätten seine (lange verdeckte) Schriftstellerei nicht glauben wollen: „Er ist doch so ein nüchterner Verstandesmensch und durch und durch Ingenieur.“ Ähnlich mag es vielen ergangen sein, die sich an unseres Freundes Führungen und Vorträgen erfreuten, wenn sie von seinem Beruf erfuhren: getrennte Welten! Die Nachrufe in unsern Monatsblättern streifen kaum jemals die berufliche Tätigkeit, im Klub waren alle nur Touristen, verbunden in der Freude an der Heimat, fast als sei die Wandergemeinschaft ihres Daseins Mitte gewesen. Zwischen jenen, die ganz im Beruf aufgehen und nichts anderes kennen, und den Geplagten, die aus der Fron des Alltags in den allein ersehnten Sonnentag flüchten, breitet sich eine Fülle von Möglichkeiten, und in der Betrachtung eines Menschen, der seinen Lauf geendet, stellt sich zuweilen die Zweifelsfrage, wo er denn „eigentlich“ lebte. In Henning finden wir eine der nicht eben häufigen Erscheinungen, die die Beschäftigung ihrer Mußstunden zum zweiten Beruf erheben, ohne dem ersten auch nur in Gedanken untreu zu werden, die in zwei Welten zu wirken vermögen und gerade daraus Kraft gewinnen. So hat sich in ihm der Musterfall eines Heimatforschers gestaltet, und das rechtfertigt, ausführlich von ihm zu berichten, auch von seiner Beamtenlaufbahn.

Martin Henning wurde am 17. Juni 1891 als Sohn des Holzschneders Franz Henning in Berlin in der Luisenstadt geboren. Lange hat er in der Alten Jakobstraße gewohnt, nach seiner Verheiratung 1918 in der Rastenburgstraße im Nordosten und seit 1931 in Neu-Westend, Oldenburgallee. Er besuchte die Königliche Seminar-
schule, eine neunklassige Mittelschule, die er 1907 mit dem Abschluszeugnis verließ. Sie war die Übungsschule des „Berliner Seminars für Stadtschullehrer“, und so empfingen die Schüler einen besonders gut vorbereiteten Unterricht. Adolf Damaschke (1865—1935), der 1880—86 die Präparandenanstalt und das Seminar besucht hat, erzählt anschaulich von dem dort wirkenden Geist. Es scheint, daß der junge Henning sich mit dem Gedanken trug, Lehrer zu werden, wie sein Bruder, der ihm früh genommen wurde; er fiel 1916 als Leutnant d. R. an der Westfront. Martin versuchte sich zunächst als kaufmännischer Lehrling beim Büro der Hypothekmakler, dann folgte er doch seiner technischen Neigung, vielleicht ein Erbe vom Vater seiner Mutter, einem geschätzten Meister, der Schlösser für Geldschränke fertigte. Im Juli 1907 trat er als Telegraphengehilfe beim Haupttelegraphenamts in den Dienst der Deutschen Reichspost, fast ein halbes Jahrhundert hat er ihr angehört.

Nach vier Jahren bestand er die Prüfung für den mittleren Dienst als Telegraphenassistent. Eine Anerkennung der Reichspostdirektion für seinen Entwurf der Siemensschule erreichte ihn in der Garnison Lyck in Ostpreußen, wohin er Oktober 1911 zum 2. Masurischen Infanterie-Regiment Nr. 147 eingezogen worden war. Gern erzählte er, daß seine Kompanie im Schießen den Kaiserpreis gewann. Nach Erfüllung der Wehrpflicht kam er Oktober 1913 in das Telegraphenversuchsamts. Hier bewährte er sich so, daß bei Kriegsausbruch der Unteroffizier d. R. Henning nach kurzem Infanteriedienst in Neuruppin als Feldtelegraphensekretär in die Telegraphendirektion des Großen Hauptquartiers berufen wurde, und zwar für Schaltungen an Schnelltelegraphen. In dieser Stellung erhielt er das Eiserner Kreuz und eine bulgarische Auszeichnung. Am meisten freute ihn doch die „lobende Anerkennung“, die ihm im März 1919 die Oberpostdirektion für Verbesserungen an Siemensapparaten aus-
sprach. Nun konnte er die durch den Krieg aufgeschobene Prüfung für den gehobenen Dienst nachholen und rückte April 1920 zum Obersekretär auf. Jetzt begann ein regelrechtes Fachstudium. 1919—1922 hörte er an der Verwaltungs-Akademie sieben Semester Vorlesungen über Recht, Haushaltswesen, Verwaltungsreform, Volkswirtschaftslehre, Mathematik und Physik bei Jastrow, Drews, Heilfron, Günther, Tiburtius (dem heutigen Senator), Kohlrausch, Leithäuser, Deckert, Gebbe und Wittiber — und an der Technischen Hochschule Wählertechnik bei Lübberger. 1925 wurde er zum Telegrapheninspektor ernannt. Dienstlich war er 1919—1931 zwölf Jahre lang Sachbearbeiter bei der Oberpostdirektion in den Referaten für Bauzeugbeschaffung, Stromversorgungsanlagen, Handamts- und Wählamtsbau, 1931—1945 Bauführer für Amtsbau im Telegraphenbauamt 3. Das Jahr 1936 stellte ihm eine besondere Aufgabe: die gesamte Fernsprech- und Telegraphenanlage für die Olympischen Spiele. Sie brachte ihm 1937 die Ernennung zum Oberinspektor.

Nach Kriegsende konnte er, nun Stellenvorsteher seines Bauamts, ein seltsames Gedenken „feiern“: das Fernsprechamt Westend, das er in guten Tagen für den Handbetrieb und später als Wähleramt gebaut, hatte er jetzt zum dritten Male einzurichten als Zentrale im englischen Sektor und dann zum vierten Male als neue Vermittlungsstelle. 1947 trat er — gleichsam zum Abschluß der 40 Jahre im Dienste der Technik — zur Verwaltung über, zum Fernsprechrechnungsamt. Hier erlebte er jenen schweren Abschnitt unserer Stadtgeschichte, der gezeichnet ist durch die Spaltung Berlins, die Blockade und die ostsektorale Zerschneidung des Sprechverkehrs (27. 5. 1952). Im Rechnungsamt wirkte er zunächst als Abteilungsleiter, seit 1950 als Vorsteher, zum Postrat ernannt, und seine Gabe der Menschenführung gewann ihm das Vertrauen der über 500 Mitarbeiter in solchem Maße, daß seine Versetzung 1953 der Anlaß zu einer ihm beglückenden Abschiedsfeier wurde. Im 62. Jahre seines Lebens kehrte er als Referent und Oberpostrat zu der Stelle zurück, in der 1919 der junge Sekretär begonnen hatte, zur Oberpostdirektion oder, wie sie gemäß der Verfassung vom 1. September 1950 für das Land Berlin genannt wurde, zur Senatsverwaltung für Post- und Fernmeldewesen. Als Postrat trat er am 1. Juli 1956 in den Ruhestand.

Das hat viele Mitglieder unserer Vereinigung verwundert, die im Vorwort des neuen Berlin-Baedekers 1954 als Hauptbearbeiter mit Freude den Oberpostrat Martin Henning gelesen hatten. Darum ein Wort auch zu diesem letzten Dienstgeschick unseres Freundes. 1955 wurde die Senatspost als Landespostdirektion Berlin der Bundespost angegliedert, und deren Laufbahnbestimmungen machten eine Anzahl der Berliner Beförderungen rückgängig. Das traf Henning in besonderer Weise. Er blieb Referent, aber die unübersteigbare Altersgrenze verwehrte ihm, die zum Oberrat noch fehlende Dienstzeit nachzuholen.

Diesen langen Berufsweg begleitet die märkische Landesgeschichte. Nicht von Anfang an. Wohl war der Vater 1902 dem Touristenklub beigetreten, und man stellt sich gern vor, wie der Achtzehnjährige die stättliche Festschrift 1884—1909 mit dem roten Adler zur Hand nahm und die Sätze des Vorsitzenden Lucke über die Bücherei las, „deren sich selbst mancher Geschichtsverein nicht zu schämen brauchte ... aufgenommen in die Bibliographie der wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften Deutschlands von Professor Dr. Johannes Müller wie in den Berliner Bibliothekenführer von Dr. Schwenke und Dr. Hortzschanski. Sie wird seit Jahren von unserm Mitglied Herrn Henning verwaltet, dessen rastlosem Wirken ein großer Teil der Vermehrung unserer Bücherschätze zuzuschreiben ist.“ Den roten Adler der Festschrift, das Abzeichen unserer Vereinigung, hat Franz Henning geschnitten wie die Wappen der besuchten Städte und viele Adelswappen in den Monatsblättern, „um deren Schaffung er sich ein bleibendes Verdienst erworben“. Die Geschichte des märkischen Holzschnittes hat er 1912 in einem Vortrag über den märkischen Chronisten Andreas Angelus (1561—1598) behandelt, heute noch nützlich zu lesen in den Monatsblättern, die ihn zu seinem 80. Geburtstag am 31. 7. 1938 veröffentlichten. Franz Henning ist bald darauf am 7. 9. 1938 abgeschieden.

Ob der Sohn in Jugendtagen die Bücherei benutzt hat, der später ihr eifrigster Leser ward? Er hielt sich damals zum „Christlichen Verein junger Männer“, ein Tagebuch zeugt davon, wie stark ihn religiöse Fragen bewegten. Bald nahm ihn der Beruf in Anspruch, die Militärzeit, der Krieg; im letzten Kriegsjahr heiratete er. 1919—1922 folgte das ausgedehnte Studium. Dann erst, 1923, mit 32 Jahren wurde er Klubmitglied. Ein weites Feld tat sich vor ihm auf. Vorbildlich die Leistungen dieser „Touristen“: die lange Reihe der Monatsblätter mit den Berichten über die Fahrten, aus Buch und Karte sorgsam vorbereitet — die s. Z. bahnbrechenden Führer durch

die Umgebung Berlins, nach dem Verlag ‚Fontanes Führer‘ genannt — die Werbeschrift ‚Empfehlenswerte märkische Sommerfrischen‘, bis 1912 in sieben Auflagen erschienen — und 1911 die Huldigung für Willibald Alexis: die Aufstellung eines Denksteins mit dem Bilde des märkisch-preußischen Dichters an seinem Grabe in Arnstadt in Thüringen. Welche Fülle an Kenntnis, Erfahrung und — Idealismus war lebendig in diesem Kreise, der nun ins 40. Jahr ging! So wird verständlich, daß Henning der gerade damals 1923 gegründeten ‚Studiengemeinschaft für wissenschaftliche Heimatkunde‘ nicht beigetreten ist. Er wurzelte ganz im Touristenklub. Die Satzung von 1884 bestimmte als Zweck: Wanderungen durch die Mark, Studium ihrer Geschichte, ihrer Tier- und Pflanzenwelt. Aber es war nicht die naturwissenschaftliche Seite, die den Techniker anzog. Er suchte seine Ergänzung in der Geschichte, die ja schon früh zum eigentlichen Arbeitsgebiet der Touristen geworden war; hatten sie sich doch bereits 1888 dem Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine angeschlossen. Und als 1935 der Klub, noch unter Hermann Lucke, den Namen ‚Landesgeschichtliche Vereinigung‘ annahm, „um bei der Zusammenfassung der Vereine zu bestimmten Arbeitsgruppen jedes Mißverständnis zu beseitigen“, konnte 1936 der neue Vorsitzende im Jahresbericht mit Genugtuung feststellen: „Daß die Änderung dem Willen und den Zielen unserer Mitarbeiter und Mitglieder entsprach, bewies uns die Tatsache, daß sich auch bei den ältesten Mitgliedern kein Widerspruch erhob.“

In solcher Schule also wandernder Laienhistoriker und sehr bald durch die Vorbereitung eigener Fahrten wuchs Martin Henning in die Landesgeschichte. Ein Hauptstück war jahrelang seine zweitägige Pfingstwanderung: 1926 Branitz—Muskau, 1927 Neustrelitz—Neubrandenburg, 1928 Sagan—Sorau—Sommerfeld, 1929 Landsberg a. d. Warthe, 1931 Boitzenburg—Fürstenwerder, 1932 Wiepersdorf—Dahme, 1933 Malchin—Waren, 1934 Lieberose—Peitz—Guben, 1936 Königsberg in der Neumark. Der Besuch der „Stillen“ Uckermark 1935 knüpfte ein besonderes Band. Die dortige Domäne Brüssow hatte der General-Feldmarschall von Mackensen als Dotation empfangen, als Gutsherr von Brüssow wurde er Mitglied der Vereinigung und nahm zu seinem 90. Geburtstag am 6. 12. 1939 als Senior die Ehrenmitgliedschaft an. Beim Nachlesen der Berichte — auch über kürzere Frühjahrs-, Herbst- und Winterfahrten — und der ergänzenden Vorträge spüren wir die Naturfreude des „allzeit fröhlichen Wanderers“: „Es fallen Deine Sorgen wie Nebel von Dir ab.“ Jede Rückschau auf ein Wanderjahr war ihm „eigentlich immer ‚besonnte Vergangenheit‘“. Wollte man alles zusammenstellen, es gäbe eine überlange Kette, ungezählte Orte — vielleicht hätten wir sie für einen Brandenburgischen Kommers an seinem 70. Geburtstag zu einer ‚Erntekrone‘ gebunden, wie in Fontanes ‚Haveland‘: „... und zum Schluß in dem leuchtenden Kranz: Ketzin, Ketzür und Vehlefanz.“

Fontane! In jenem Brief vom 12. 9. 1898 an den Vorsitzenden, den Lehrer Poppe, suchte er einen Ortskundigen, „der einem Anekdoten und Schnurren, Legenden und Lügen erzählen kann. Letztere ganz besonders willkommen, weil sie meist das Interessanteste sind. Die unechten Fridericianischen Anekdoten sind weitaus die besten.“ Er brauchte für seine Arbeit solche Leute, aber zu Vereinen vereint waren sie ihm anstößig. „Als ich an ‚Cecile‘ arbeitete“ — schrieb er am 8. 9. 1887 dem Sohne Theodor — „begegneten mir allerhand Odheuten in den Berliner und Brandenburgischen Geschichtsvereinen, und weil diese Ledernheiten zugleich sehr anspruchsvoll auftraten, beschloß ich, solche Gelehrtenkarikatur abzukonfektieren.“ So besitzen wir — zu unserm Vergnügen — die ‚Figur‘ des Privatgelehrten Eginhard Aus dem Grunde, der sein Leben den allein würdigen Askaniern geweiht hat und stolz ist, „ein Spezialissimus zu sein, ein Spott- und zugleich Ehrenname, den mir beizulegen dem Chor meiner Gegner beliebte“. Lehrsam auch für uns ‚Speciales‘ von heute, die wir notgedrungen uns beschränken müssen,

auf Landes- oder nur Bezirksebene gestellt oder bloß auf einen Ortshügel, und wenn es der Upstall von Giesensdorf ist. Aber solchen Streit hat Hennings humorvoller Sinn in ein fröhlich-friedliches Abseits verlagert, in die „Niederungen“ des Brandenburgischen Kommerzes, wo das Überschreiten eifersüchtig gewahrter Gemarkungsgrenzen — hie Wedding, hie Neukölln oder Steglitz gegen Zehlendorf — als „unbrandenburgisches Verhalten“ geahndet wird.

Das Ehrenmitglied Fontane! Wohl haben die Touristen 1884 ihren Klub „beeinflusst durch Fontanesche Anregungen“ gegründet — so Lucke in der Festschrift von 1909 — und sind in seinen Spuren gewandert. Nicht in seiner Geschichtsauffassung. Vielleicht haben sie einmal „an den Lagerfeuern“ davon gesprochen, als sein Buch „Der Tunnel über der Spree“ herauskam, wo er sich, bei allem Dank an Louis Schneider mit dessen Richtung auseinander setzt: „Er wollte mich immer dahin dirigieren, wo vorher noch niemand gewesen war ... aber er hatte dabei nur den Sinn für eine herzustellende möglichste Vollständigkeit des Materials — wie das Material schließlich ausfiel, war ihm gleichgültig, mir aber keineswegs. Er ging durchaus nicht dem Interessanten oder Poetischen nach, und deshalb konnte ich von seinen Direktiven nur selten Gebrauch machen. Er war noch aus jener merkwürdigen märkisch-historischen Schule, der die Feststellung einer ‚Kietzer Fischereigerechtigkeit‘ die Hauptsache bleibt.“ Ja, die Vollständigkeit! Der Touristenklub strebte danach; die ganze Mark zu erwandern, eine regelrechte Landesaufnahme, mit der Andacht — wie der Kartograph — auch zum Kleinen, Unscheinbaren. In dem 50-Jahr-Gedenken „Von unserm Wege. Ein Dank an unsere Helfer“ fühlte sich Henning zu dem Bekenntnis gedrängt: „Man hat uns schon den Vorwurf gemacht, daß wir zuviel an Daten, Namen und Einzelangaben bringen; aber ... das Bild der Orts- und Landesgeschichte läßt sich nur mosaikähnlich aus kleinen Steinchen zusammensetzen. Bei aller Ähnlichkeit im Rahmen der Gesamtgeschichte der Landschaft zeigt bei dieser eingehenden Betrachtung jeder Ort einen besonderen Charakter.“ Oder im Jahr darauf, 1935, als er nach der Uckermark führte: „Es ist immer wieder erstaunlich, daß es nach über 50jährigem Durchforschen der Mark Orte und Landschaften gibt, die von uns noch nicht besucht werden konnten.“ Wen gegenüber dieser ganz unfontanischen ‚Kietzerei‘ etwa Fontanesche Zweifel bedrücken sollten, der lese Hermann Frickes Studie „Fontanes Historik“, die Henning mit Begeisterung in sein Hoppe-Jahrbuch 1954 aufnahm; liebevoll und entschieden zugleich hat Fricke an der Persönlichkeit des Dichters „das Problem des schöpferischen Menschen zwischen Geschichte und Dichtung“ abgehandelt.

Nicht vom Historiker Fontane also konnten, durften die Touristen lernen, aber dem Wanderer, dem Dichter sind sie gefolgt, mit Glück. Einst hatte er geklagt, im Brief an Friedrich Holtze vom 28. 1. 1879: „Dürftig ist doch diese ganze Literatur, und dabei so wenig Hoffnung da, sie je in ‚frische grüne Weide‘ umgewandelt zu sehen.“ Seine Touristen haben sich an ihrem Teile bemüht. Der Dichter hat es nicht mehr erleben können, aber der Sohn hat es bezeugt, daß sie sich ihres Ehrenmitglieds würdig gehalten haben. Von all den Feiern zum 100. Geburtstag wurde die Feier im „Tippel-Club“, wie er dem Bruder Friedrich schreibt, „die weitaus beste, ja für unser Empfinden die Feier.“ Henning hat den Brief und diese Rede „Hermann Lucke zum Gedenken“ an den Anfang seines ersten Jahrbuchs 1950 gestellt. Mit tiefer Bewegung blicken wir heute nach neun Jahren auf die zwei Seiten, die nun abermals „ein Vermächtnis“ geworden sind. Immer ist es doch der Mensch, der einzelne Mensch, durch den eine „Sache“ lebt. Was Henning befähigte, sie dem Wunschziel Fontanes näher zu führen, das war seine innere Aufgeschlossenheit, sein Verständnis für so viele Seiten menschlicher Betätigung. Umgang mit der Literatur, mit den bildenden Künsten, mit der Musik war ihm Bedürfnis. Häufig war er Gast auf den Westendabenden

seines Nachbarn Mario Krammer wie in dem philosophischen Kreise, der sich am Murellenberg bei der Nachbarin Professor Liselotte Richter versammelte. Aus der Fülle seiner Landeskenntnis, aus der Kraft des Gedächtnisses gelang es ihm jederzeit, Geschichte zu beleben, zu „begrünen“, die einzelne Wanderung, den einzelnen Vortrag in größerem Rahmen zu schauen. Seine Dankesworte an den Redner bereicherten, steigerten so manches Mal die Wirkung des Abends, eindrucksvoll bei dem Besuch im Hause des Dichters und Erzgießers Kurt Kluge. Immer dachte er im Ganzen der Geschichte: „Geschichte des Heeres, der Politik, der Bevölkerung, des Verkehrs, der Baukunst, der Kirche, der Dichtung, alles das und viel mehr umfaßt die Landesgeschichte der Mark.“

In diesem Streben fand er sich gefördert durch den Aufstieg, den die Landesgeschichte in der gleichen Zeit im Bereich der Wissenschaft erlebte. 1924 geschah es zum ersten Male, daß an der Berliner Universität sich ein Dozent für märkische Landesgeschichte habilitierte: Dr. Willy Hoppe, Bibliotheksdirektor der Industrie- und Handelskammer. Er führte seine Studenten ins Gelände und lehrte sie, Geschichte am Ort des Geschehens zu erforschen. Er durchbrach unbefangenen die akademischen Schranken und widmete seine Wissenschaft einem weiteren Kreise in der schon erwähnten ‚Studiengemeinschaft für wissenschaftliche Heimatkunde‘, lehrend und wandernd mit Heimatfreunden aus den verschiedensten Berufen — zusammen mit dem Geologen Solger, dem Vertreter der Vorgeschichte Kieckbusch und dem Volkskundler Mielke — die Glanzzeit der ‚Heimatprofessoren‘. Von hier sind wertvolle Mitglieder zu uns gekommen, die bald ‚führend‘ wurden. Es war ein gleichstrebendes Neben- und Miteinander. Bei allem Eifer, die Leistungen der Touristen zu steigern, wahrte Henning stets den Respekt vor der Wissenschaft. „Es darf vielleicht einmal ausgesprochen werden“, heißt es in einem Jahresbericht, „daß der Klub kein Kreis der Forschung ist oder sein will, aber: er will das von der Forschung Niedergelegte gern aufnehmen und mit sich in die Landschaft, die Orte und vor ein selten besuchtes Baudenkmal oder Kunstwerk tragen.“ Seine feinfühlige Würdigung der „100 Jahre Verein für Geschichte der Mark Brandenburg“ 1937, dessen Mitglied er damals wurde, wies auf den Unterschied: „Solche Vereinigung bedarf keiner Öffentlichkeit, die bei gelehrter Arbeit nur störend ist, sie wirkt durch die Leistung für das Ganze.“ Freudig betonte er das Verbindende und prägte dafür ein schönes Wort: „Die neueren Arbeiten des Vereins erschließen sich uns ständig auch durch die Vorträge der Forscher, die sich uns in lebenswürdiger Weise zur Verfügung stellen. Diese Vortragsabende werden zu Feststunden, weil bald die enge Verbindung der Gelehrten mit ihren in der Mark und ihrer Geschichte bewanderten Laienbrüdern spürbar wird. ... Keine Sitzung vergeht, in der nicht Mitarbeiter und Leser Schriften des Vereins unserer Bücherei entnehmen.“ Besonders die „frische, aller trockenen Gelehrsamkeit ferne Art“ des Vorsitzenden Professor Hoppe hatte es ihm angetan. Hoppe, damals auch Vorsitzender des Gesamtvereins, riet zu dem Namenswechsel, der dem Klub ermöglichte, seine Eigenständigkeit zu bewahren. Es war Henning ein Herzensbedürfnis, ihm, der zum 50. Stiftungsfest gesprochen und wieder zum 60. die Festrede übernahm, jetzt die nur ganz selten verliehene Ehrenmitgliedschaft anzutragen.

In diesem Verhältnis blieb die „Laienbruderschaft“ nicht die bloß Empfangende. Sie war eine sorgsame Sammlerin. Und wie sie schon früh für das Märkische Museum so manches unbekannte Stück auf ihren Fahrten entdeckte, so waren ihre Monatsblätter im Laufe der Jahre für die Ortsgeschichte eine rechte Fundgrube geworden. Als nach 1945 die Zeitschrift des märkischen Vereins, die „Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte“, nicht mehr erneuert werden konnte, trat Henning kühn in die Bresche und begründete 1950 das „Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte“, in das er die Geschichte der Reichshauptstadt mit einbezog und das nun im 10. Jahr Gelehrte

und Laien wie als Mitglieder, so als Verfasser vereint. Im Hoppe-Jahrbuch 1954 konnte er — gleichsam zum 70. Geburtstag des Professors und der Vereinigung — auch sein eigenes Werk anzeigen, die Stadtbeschreibung in der 22. Auflage von Baedekers Berlin. Er hat diesen Hauptteil, der die Hälfte des stattlichen Bandes einnimmt, völlig neugestaltet, die seit 1920 bestehenden Bezirke zum erstenmal als eingegewordene Gemeinwesen dargestellt, eine regelrechte Landeskunde — eine Leistung, die so nur „in Vereinigung“, in unserer Vereinigung zu bewältigen war. Er nennt die Mitglieder Dr. Gebhardt, Hohn, Ludewig, Rohrmoser, W. Schmidt, Stephan, Dora Pohlmann und als weitere Helfer die Herren Böhl und Malbranc. Die besondere Sorge des Historikers Henning galt der „Rückschau auf untergegangene Werte“, um in dem verwandelten Berlin die Erinnerung wachzuhalten.

Über dem Historiker stand uns der Mensch. Dieser Mann aus eigener Kraft, den Wissensdrang und Anlage zur Wissenschaft in das Studium der Geschichte geführt hatte, war der geborene Leiter einer Gemeinschaft, „das Vorbild eines Leiters“ — wie ein Nachruf sagt — „in der seltenen Ausgewogenheit seines praktischen Verstandes, seines unerhörten Wissens und seiner Menschlichkeit“. Körperlich rüstig, von federnder Beweglichkeit, eine ausgesprochen gesellige Natur, anregend und Anregungen aufgreifend, unternehmend und anspornend — so wirkte er überall belebend. Er war angesehen bei den befreundeten Vereinen, „als sei er einer der Unseren gewesen“, — und oft in Anspruch genommen von den Behörden als geschätzter und nie versagender Berater in allen Fragen der Heimatgeschichte.

Ein Genuß waren die Vorstands- und Führersitzungen; seine Neigung zu Ironie und Sarkasmus, nie verletzend, begegnete hier fröhlichem Widerpart, und er trug es nicht ungern, wenn wir seine Leitung gelegentlich als republikanische Diktatur belobten. Nur Anmaßung und vorschnelles Urteilen wehrte er kühl und entschieden ab. Eine wohlthuende Selbstsicherheit zeichnete ihn aus, frei von jeder Überheblichkeit, gestützt durch die Gabe der freien Rede, durch „seine Fähigkeit, stets das rechte Wort zu finden, ganz gleich, ob er einen einfachen Arbeiter oder einen Feldmarschall begrüßte“ — so bezeugt ein Mann, der ihn lange gekannt hat. Alle seine Gruß- und Gedenkworte, die er den Feiernden, den Fernen, den Abgeschiedenen widmete, hatten Form, Haltung, Würde. Das Beherrschende in seinem Bilde war doch die Menschenliebe. Er war ohne Eifersucht. Anerkennen und Danken kam von Herzen, nicht aus Pflicht, wie auch sein Helfen. Wußte er jemand bei einem geschichtlichen Stoff, so überraschte er ihn mit Hinweisen, die er zufällig bei eigenen Arbeiten gefunden oder gar in stillem Miteifer gesucht hatte. Für viele und vieles wußte er Rat. Jedem Mitglied gab er das behagliche Gefühl, als sei der Vorsitzende gerade nur für ihn und sein Anliegen zur Verfügung. Leidende suchte er im Krankenhause auf, die nach dem Kriege nicht mehr zurückgekehrten „Evakuierten“ erfreute er durch persönliche Berichte, und gern führte er zu den Gräbern einstiger Mitarbeiter. Mit seiner unermüdlichen Gefährtin war er der treueste Teil-

nehmer an allen Veranstaltungen. Ein wahrer Gemeindepfleger, der uns die Heimatvereinigung selbst zur Heimat schuf.

Noch im Mai 1945 „unter Trümmern“ suchte er, die große Stadt durchwandernd, die durch die letzten Straßenkämpfe Getrennten und Zerstreuten auf, und bald lud er wieder ein im Auftrag der „Freunde der Landesgeschichtlichen Vereinigung“, lange ehe sie als „nichtpolitische Organisation“ im Jahre 1949 neu zugelassen wurde. Obwohl selbst durchaus nicht unpolitisch, hielt er die Vereinigung ohne „Fragebogen“ zusammen, wie er auch zwölf Jahre zuvor, 1933, keine Unterschiede gemacht hatte. Freund blieb ihm Freund. So erfüllte sich die Hoffnung, die 1937 der 2. Vorsitzende, der verdiente Geheimrat Nagel († 1940), in seinem Testament ausgesprochen hatte, in dem Dank an alle lieben Kameraden und an Henning, „unter dessen Leitung wir ja alle einen neuen Aufstieg erwarten“. Wie eine Bestätigung liest sich ein Brief, den Henning zwei Jahrzehnte später erhielt, Anfang Mai 1959, kurz vor seinem Ende. Er hatte dem Präsidenten Mengel — bekannt als Herausgeber des großen Werkes über das Oderbruch — der als Generaldirektor der Feuersozietät der Provinz Brandenburg 1939 der Vereinigung ein neues Heim am Karlsbad geboten hat, zum 75. Geburtstag Glückwunsch und Dank gesagt. Die Antwort des von ihm hochverehrten Mannes durfte ihn mit Genugtuung erfüllen: „Daß ich Ihnen einmal behilflich sein konnte, war nur wenig. Was geleistet wurde, stammt von Ihrem Verein, von der lebenden Teilnahme der Mitglieder, dem Echo aus der Bürgerschaft, ohne die der beste Kultusminister sich vergeblich müht. Dieses tägliche strebende Mitwirken vieler Ungenannter, dieses lebende Interesse einer breiten Schicht ist das tragende Fundament Ihres Vereins. Aber solch Fundament zu bauen ist eine Kunst, eine Kunst der Leitung, die in Ihren Händen sich so bewährte.“

Zu Hennings 60. Geburtstag, an dem sein Senator Dr. Holthöfer persönlich erschien, hatte ihn unser „Märkischer Wandergruß“ geehrt, ein Heft mit Beiträgen zur Landesgeschichte. Auf einer lustigen Zeichnung von der Hand Albert Ludewigs fuhr das Schiff der Landesgeschichtlichen Vereinigung unter dem Kapitän Hoppe spreed zur „Oldenburg Martins des Hennings am Sausuhlensee“ — „heut zu erfreuen Henning den Treuen“, und die glückliche Hausfrau strahlte über die Schar der Gäste. Der See! Er liegt inmitten des weiten Waldfriedhofs an der Heerstraße, tief eingebettet, ein schönes Bild märkischer Landschaft. Hier traf Henning so manches Mal seinen Weggenossen Mario Krammer zu besinnlichen Gesprächen. Hier setzte er für den August 1959 eine Führung an. Doch ehe der Sommerplan mit der 75-Jahr-Feier uns erreichte, rief er uns schon — ihn zu führen — zur letzten Ruhe.

„Es gibt wohl kaum eine würdigere Aufgabe für die Mußestunden, als sich in die Geschichte der Heimat zu vertiefen“ — dies sein Bekenntnis hat er erfüllt. „Verpflichtendes Erbe“ hat er vom Vater übernommen und gemehrt. Einem neuen Geschlecht gibt er es weiter.

Eberhard Faden

Die Einführung der Städteordnung in Berlin und der Mark 1808/09

In Frankreich war die Gleichheit aller Menschen verkündet worden. Seitdem war ganz Europa in einem gewaltigen Emanzipationsprozeß begriffen. Der korsische Leutnant machte sich zum Kaiser und bewies in Verwaltung und Gesetzgebung, daß auch der nicht durch Geburt zum Regieren Bestimmte der ganzen Menschheit etwas geben konnte. Sein Bruder Jérôme schuf in Westfalen eine Administration, die französischen Interessen diente aber doch allseits Beachtung fand. In den Heeren Napoléons konnte jeder alles werden.

In Frankreich waren also die geschichtlich bevorrechteten Stände beseitigt worden. Sie waren es, weil sie weder eine religiös noch eine ethisch begründete sittliche Verpflichtung mehr gekannt hatten. Aus dem Chaos zeichnete sich die Neuschöpfung ab. Zur gleichen Zeit, als dies in Frankreich geschah, stand die Bevölkerung in den preußischen Staaten noch gänzlich unter dem Eindruck der friderizianischen Erfolge, lebte im stolzen Gefühl des Zugehörens zu einem im Innern wie nach außen aufstrebenden jugendlichen Staatswesen. Die negative Stellung Friedrichs des Großen zur Religion, die Aufklärung, die haltlose Persönlichkeit Friedrich Wilhelms II. hatten doch nicht vermocht, die ethischen Grundlagen des patriarchalischen Systems auf dem Lande und in der Masse der kleinen Städte zu erschüttern. Waren auch die Bauern auf dem Lande vielfach den Gefahren rationaler Wirtschaftsmethoden der Gutsherren ausgesetzt, so wurden diese Methoden doch in Preußen anders als in Mecklenburg oder Sachsen durch den Bauernschutz des absoluten Staates gezügelt, und ein Geist von Beeren mußte schließlich seine Güter verlassen¹⁾. In den Immediatstädten war das herkömmliche Ratsregiment der führenden Kaste seit langem beiseite geschoben durch den commissarius loci, den königlichen Steuerrat. Der äußere Glanz, die inneren Erfolge des absoluten Staates, die Solidität des religiösen Rückgrats der herrschenden Gesellschaftsschicht und der zum Teil aus ihr hervorgegangenen königlichen Beamtschaft im allgemeinen haben es hier im Verein mit der östlichen Schwerblütigkeit der Bevölkerungsmehrheit Preußens auch nicht zum Ansatz einer Revolte kommen lassen. Es kann auch hier darauf hingewiesen werden, daß es im Gegensatz dazu in den ständisch verwalteten Gebieten der sächsischen Niederlausitz zu Unruhen gekommen ist²⁾.

Seit langem haben Historiker auf Erscheinungen des 18. Jahrhunderts in Preußen aufmerksam gemacht, die unter dem Begriff des Vorstadiums der preußischen Reformen zusammengefaßt werden. Diese Vorreformerscheinungen gingen insgesamt von Maßnahmen der Krone, vom königlichen Beamtentum aus³⁾. Aber es handelte sich doch nur um Ansätze zum Besseren. Nach der militärischen Niederlage des Söldnerheeres 1806 jedoch mehrten sich die Stimmen aus dem hohen Beamtentum, die entscheidende emanzipierende Maßnahmen, Schritte zur Befreiung weitester bisher in persönlicher Unfreiheit lebender Bevölkerungsschichten als notwendig erkannt hatten. Von Ideen über noch recht vage Vorstellungen hat sich hier ein Klärungsprozeß vollzogen, an dessen Ende schließlich erst die konkreten Gesetzesvorschläge gestanden haben. Zum hohen Beamtentum gehörte Stein. Von reformerisch eingestellten Gliedern der hohen Gesellschaft ist also die vor der Niederlage, vor



Karl Freiherr vom und zum Stein (1757-1831)

Zeichnung von Julius Schnorr v. Carolsfeld, 1820

der erstmaligen Zerstörung des friderizianischen Nimbus in Preußen unmögliche Neuplanung gekommen. Diese Beamten haben Ablehnung, ja den Haß der unbelehrbaren konservativen Kreise auf sich genommen und sind später nach dem äußeren Siege Preußens als „Preußische Jacobiner“ verschrien worden. Die Reaktion hat sie nach 1815 beiseite geschoben.

Was hier über Stein, die Städteordnung und ihre Einführung in Berlin und den anderen Städten der Mark gesagt werden soll, ist keine neue Forschung; das kann es der derzeitigen Zerstreuung der Quellen zufolge natürlich auch nicht sein. Vielmehr geht es um das Denken an ein Gesetz, das vor 150 Jahren eingeführt worden ist und wie wenige seinesgleichen ein Aufruf, eine Wegweisung für die Zukunft gewesen ist. Das Werk des Freiherrn vom Stein gehört nicht nur zeitlich in eine Reihe mit den klassischen Werken von Literatur und Kunst, sondern dokumentiert seine faustische Verwandtschaft dadurch, daß es sein Ziel, den Menschen über das menschliche Durchschnittsmaß hinaus zu erheben, nicht erreicht, aber dennoch ihn stets sich bemühen läßt, sich über sich selbst hinaus zu entwickeln und ihn durch dieses Bemühen veredelt.

Der Freiherr vom und zum Stein, 1757 in Nassau an der Lahn geboren, entstammte einem reichsritterlichen Geschlecht. Das freiheitliche Denken dieses nur dem Kaiser untergeordneten Standes ist eine der Wurzeln Steinschen Wesens. Als Sproß eines solchen Stammes dem sinnlosen Egoismus der kleinen Territorialfürsten seiner Zeit abhold, sah er in den großen deutschen Territorialstaaten die zur Lösung der wichtigen Zeitfragen berufenen Gewalten. Das Überraschende am jungen Stein ist, daß er sich schon mehr als Staatsbürger denn als privilegierter Angehöriger seines Standes gefühlt hat. „Von der Krankheit des Reichsadels, der sich im Hinblick auf einige chimärische Vorrechte besser dünkt als die Anderen... ist mein Sohn nicht angesteckt“, schrieb die Mutter über ihren in Göttingen studierenden Sohn⁴). In Göttingen war es, wo sich der junge Stein über die gesellschaftliche Sonderstellung seiner höher geborenen Kommilitonen empörte⁵). Aus seinen freiheitlichen Anschauungen heraus ist er immer geneigt gewesen, der größeren Leistung den Vorzug vor der höheren Geburt zu geben. Schon früh begegnet bei ihm der Gedanke, man müsse weiteren Kreisen als bisher die Möglichkeit zu höherer Leistung geben. Man müsse sie herausreißen aus ihrem stumpfen, bequemen Untertanendasein und ihnen damit den Weg zur Selbstveredelung ebnen. Das englische Vorbild, aber auch niedersächsisch-westfälische Überlieferungen haben die jungen Göttinger Studenten damals studiert. Stein selbst aber begeisterte damals auch das altpreußische Ethos der Pflicht⁶). Das hat ihn andererseits nicht gehindert, den „exerzierenden“ und „schreibenden“ Staat Friedrichs, das heißt den Kasernenhofgeist und die ihm als geistlos erscheinende Bürokratie zu kritisieren⁷). Und dennoch sollte Stein gerade auf dem Boden dieses Staates zu voller Entfaltung gedeihen, und mit ihm alle jene hohen Beamten wie Schrötter, Schön, Dohna, Vincke, Sack und andere, deren Namen für immer mit dem der großen preußischen Reform verbunden sind.

Ernst Moritz Arndt sagte in seinem Nachruf auf Stein, er sei geistig von rascher, blitzschneller Auffassung, einem kühlen Verstande und von großer Heftigkeit gewesen. Da diese Gaben, wie ich hinzufügen möchte, durch seine religiöse Einstellung gezügelt wurden, befähigten sie Stein zum größten. Er ist Kammerpräsident in Cleve gewesen und hat seit 1797 als Oberpräsident an der Spitze Westfalens gestanden. Dort hat er schon erste Versuche einer kommunalen Selbstverwaltung unternommen⁸) und damals auch die Aufhebung der Leibeigenschaft gefordert. Wie Hardenberg in Franken, Schrötter in Neuostpreußen, so hat Stein hier in Westfalen Erfahrungen gesammelt, die seine Vorstellungswelt, seine Ideen stärkstens beeinflusst haben. 1804 ist er von Friedrich Wilhelm III. als Minister nach Berlin berufen worden. Die radikale Kritik des in reichsritterschaftlicher Freiheit wurzelnden Stein am Kabinett, das den König von den Ministern des Generaldirektoriums trennte, ließ Stein damals scheitern. Vom König als „widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener“ bezeichnet, hat er sich nach Nassau zurückgezogen.

In Nassau entstand das als „Nassauer Denkschrift“ berühmt gewordene Programm vom Juni 1807, das neben der Forderung nach Beseitigung der anonymen Kabinettsregierung die Umrisse der Selbstverwaltung, der Emanzipation der Bürger und Bauern enthielt⁹). Alle Städte sollten ihren Magistrat wählen, der Steuerrat fortfallen. Das Wahlrecht freilich des einzelnen Bürgers sollte von einem bestimmten Eigentum und Gewerbe abhängen. Gerade das ist eine für Stein typische Bestimmung. Er ist also keineswegs ein Demokrat in heutigem Sinne gewesen und ahmte auch nicht die Franzosen nach. Erst in seinen alten Tagen ist Stein bereit gewesen, der bürgerlichen Intelligenz das Wahlrecht zuzubilligen.

Auf die Entstehung der Städteordnung im einzelnen einzugehen, Steins Mit- und Vorarbeiter zu behandeln,

liegt nicht im Sinne dieser Abhandlung. Bekannt ist ja der Anteil des Königsberger Polizeidirektors Frey, der von Steins Denkschrift angeregt eine erste Ausarbeitung einer Städteordnung gemacht hat. Sie begann mit den Worten: „Zutrauen veredelt den Menschen, ewige Vormundschaft hemmt sein Reifen“¹⁰). Das ist auch der letzte Sinn der Städteordnung Steins, die unter dem 19. November 1808 Gesetzeskraft erhielt¹¹). In ihr heißt es eingangs, daß die Städteordnung bezwecke, „den Städten eine selbständigere und bessere Verfassung zu geben, in der Bürgergemeinde einen festen Vereinigungspunkt gesetzlich zu bilden, ihnen eine tätige Einwirkung auf die Verwaltung des Gemeinwesens beizulegen und durch diese Teilnahme Gemeinsinn zu erregen“. Das Gesetz bestimmte, daß es in den Städten Einwohner mit Bürgerrecht und ohne solches geben solle. Letztere hießen Schutzverwandte. Entscheidend war, ob der Einwohner Grund und Boden und ein städtisches Gewerbe hatte. Dennoch: An die Stelle weniger Ratsfamilien trat jetzt die Gemeinde aller Bürger. Sie wählte in Bezirken die Stadtverordneten. Es kann hier nur darauf ankommen, die Grundzüge des 208 Paragraphen umfassenden Werkes aufzuzeigen. Für große Städte war ein größerer Magistrat vorgesehen als für mittlere oder kleine. Der Steuerrat verschwand, und nur eine verhältnismäßig geringfügige staatliche Oberaufsicht über die Finanzen, staatliche Entscheidung in Streitfällen und Bestätigung der gewählten Magistratsmitglieder traten an die Stelle. Die Staatsaufsicht wurde von den Regierungen, die die Nachfolge der Kriegs- und Domänenkammern Friedrich Wilhelms I. damals antraten, ausgeübt. In Berlin lagen die Dinge gesondert. Von ganz besonderer Bedeutung war die Auslöschung der Begriffe Immediatstadt und Mediatstadt. Auch in der Chur- und Neumark hatten bis dahin zahlreiche Städte adlige Gutsbesitzer oder Domänenbeamte zu Stadtherren gehabt. In den adligen Städten war auch das Gericht ganz wie auf dem platten Lande adlig. Die Bürger dieser Städte waren unfrei, abhängig gewesen vom patriarchalischen Regiment der Schloßherren. Da nunmehr Gericht und Polizei überall von der städtischen Verwaltung getrennt und königliche Behörden wurden, war auch das Ende der bislang adligen Gerichtsbarkeit in den ritterschaftlichen Mediatstädten gekommen.

§ 115 der Städteordnung handelt von den Stadtverordneten und sagt über sie: „Jeder Stadtverordnete wird... durch das Vertrauen, welches die Bürgerschaft vermöge der auf ihn gefallenen Wahl ihm bezeugt, in einem hohen Grade geehrt und hat daher unter seinen Mitbürgern auf eine vorzügliche öffentliche Achtung Anspruch.“ Diese Verfügung zeigt das Ethos, das den Vater des Gesetzes beseelte, und das Stein gern allen künftigen Stadtverordneten eingehaucht hätte, auf daß sie selbstlos für das Wohl aller wirken könnten. Dafür, nur dafür sollten sie geehrt und geachtet sein! Eine wesentliche Lücke wies aber die Städteordnung hinsichtlich der Bestimmungen über die Zuständigkeit der Stadtverordneten auf. Es war festgesetzt, daß sie den Magistrat wählen durften; aber es fehlten Vorschriften darüber, ob oder wie weit der einmal gewählte Magistrat während seiner Amtsperiode den Stadtverordneten verantwortlich war. Aus diesem Mangel an Klarheit sind viele Wirrungen in den preußischen Städten entstanden, deren Ursachen erst durch die späteren preußischen Städteordnungen behoben worden sind. Es ist nicht klar, ob hier eine bewußte oder eine unbewußte Unterlassung der Väter der ersten Städteordnung vorgelegen hat. Wahrscheinlich aber ist, daß für Stein eine starke Autorität des einmal gewählten Magistrats gegenüber den Bürgervertretern selbstverständlich gewesen ist.

Man muß eher von Bürgervertretern als von Stadtverordneten reden. Stimmberechtigte „Bürger“ waren nur die Einwohner, die städtisches Grundeigentum und Gewerbe hatten. Anders lag es bei den besonders in Berlin sehr zahlreichen, bisher von der Gewalt des

Magistrats Eximierten, den Refugiés, den Pfälzern, dem in den Städten wohnenden Adel und den königlichen Beamten. Alle diese Eximierten konnten nicht nur, sondern mußten in Zukunft das Bürgerrecht erwerben, für dessen Erteilung nur der Magistrat zuständig war. Es fiel den sehr stolzen Hugenotten und den Adligen schwer, den Magistrat als ihre Obrigkeit anzuerkennen. § 19 der Städteordnung lautete: „Stand, Geburt, Religion und überhaupt persönliche Verhältnisse machen bei Gewinnung des Bürgerrechts keinen Unterschied.“ Das klang in den Ohren der davon betroffenen wahrhaft jacobinisch! Besonders die Refugiés sind nicht ohne weiteres bereit gewesen, ihre eigene Gemeindeverwaltung aufzugeben.

Berlin ist damals in 102 Bezirke eingeteilt worden. Clauswitz, auf dessen 1908 erschienene Festschrift ich mich hinsichtlich Berlins stütze, hat so eingehende Quellenstudien getrieben, die Dinge so erschöpfend dargestellt, daß es eine Ehrenpflicht ist, dieses Berliner Stadtarchivars hier rühmend zu gedenken. Er hat sehr richtig eingangs bemerkt, daß die eigentliche Bürgerschaft in früheren Jahrhunderten gar keinen Anteil an der Verwaltung ihrer Stadt gehabt hatte¹²⁾. Es hatte vielmehr nur die Ratsaristokratie regiert. Von Selbstverwaltung in modernem Sinne kann daher für das Mittelalter gar nicht gesprochen werden, wie das Theodor Steimle getan hat¹³⁾. Selbstverwaltung der Städte bedeutet, angewandt auf frühere Jahrhunderte, nur, daß der Landesherr in das Regiment der Städte wenig eingegriffen hat, während er das dann seit dem 17. Jahrhundert in steigendem Maße getan hat. Insofern ist also das, was 1808/09 eingeführt wurde, doch etwas ganz Neues. Die Städteordnung erweiterte den Kreis der aktiv an der Verwaltung Teilnehmenden so außerordentlich, daß der Begriff Selbstverwaltung hierbei einen ganz anderen Sinn erhielt. Für eine Teilnahme der Gesamtheit der Einwohner freilich wäre das Jahr 1808 noch gar nicht reif gewesen. Wir werden noch darauf zu sprechen kommen, wie sich die Bürger, besonders die in den kleinen Städten, erwiesen haben. Die Größe dieses Gesetzes beruhte jedoch gar nicht, wie schon betont, in der Voraussetzung der staatsbürgerlichen Reife, sondern in der Absicht, die Menschen zu ihr zu erziehen. Das war, wie es anfangs schien, ein unerreichbares Ziel; aber es war ein hohes, ein erstrebenswertes Ziel! Die Landeshauptstadt hatte bis 1808 überhaupt keine organisierte Bürgerschaft gehabt. Ja, im Hinblick auf die Tatsache, daß die Mehrheit der Einwohner von der Magistratsgewalt eximiert war, kann von einer Stadtgemeinde vor 1808 überhaupt nicht gesprochen werden¹⁴⁾. Erstmals hatte das Comité administratif der französischen Besatzungszeit mit den Sonderrechten der Eximierten aufgeräumt¹⁵⁾. Aber bei dieser Befreiung war an die Stelle der Bevormundung durch die eigene Staatsgewalt die Ordre der Besatzungsbehörde getreten.

Am 3. Dezember 1808 waren die Franzosen endlich aus Berlin abgezogen. Durch die Verzögerung ihres Abmarsches mußte die Verkündung der Städteordnung hinausgeschoben werden. Erst im Januar 1809 konnte sie erfolgen und zu Ende des Monats Januar die Churmärkische Kammer die Städte zur Einleitung der nötigen Schritte für die Durchführung des Gesetzes auffordern. Clauswitz hat geschildert¹⁶⁾, wie der alte Magistrat aus der Zeit vor 1806 wieder auf den Plan getreten ist. An seiner Spitze stand der Oberbürgermeister und Polizeidirektor Büsching. Königlicher Kommissar für die Einführung der Städteordnung in Berlin war Justus Gruner, ehemals Kammerdirektor in Marienwerder und alsbald erster Polizeipräsident von Berlin. Man hatte 1809 die größten Schwierigkeiten zu überwinden, um die im Sinne des Gesetzes stimmfähigen Bürger zu ermitteln, da in der Franzosenzeit keinerlei Erhebungen gemacht worden waren¹⁷⁾. Auch hatte die Städteordnung viele Einzelfragen offen gelassen, so daß man sich bald an die Kammer um Auslegung wenden mußte.

Es kam sogar zu einem kritischen Promemoria des alten Berliner Magistrats an Sack, der als Oberpräsident in den Marken und Pommern über der Churmärkischen Kammer stand. Dieses Promemoria griff, bezeichnenderweise für die alte Beamtenschaft, den Kern der Städteordnung, die Beteiligung der Bürgerschaft an der Verwaltung des Gemeinwesens, an. Clauswitz meinte dazu auf Grund seiner guten Kenntnis der Verhältnisse¹⁸⁾, daß in der Tat dem alten Magistrat ein Verlangen der Bürgerschaft, stärker an der Verwaltung teilzunehmen, wohl niemals entgegengetreten sei. Das Promemoria besagte, daß „bei der Mitwirkung des bürgerlichen Elements in der Verwaltung infolge der Unerfahrenheit dieser Leute in den Geschäften, ihrer Gleichgültigkeit und ihres Egoismus“ nichts Gutes zu erwarten sei. Aus diesen Worten sprach der Hochmut und die Verärgerung der bisher allein führenden Schicht, die die erzieherische Absicht des Gesetzgebers nicht sehen wollte. Stein wußte durchaus, daß es an staatsbürgerlicher Reife noch fehlte und daß der Preis für eine Erziehung dazu hoch sein würde. Das Promemoria verwies auch auf die Mehrkosten, die den Städten durch die neue Verwaltungsform entstehen würden. Denn natürlich mußte eine städtische Selbstverwaltung von den Kommunen selbst finanziert werden, während eine staatliche Verwaltung dem ganzen Staat zur Last fiel. Das Armenwesen sollte nun städtisch werden und würde viel Geld kosten. Und was würden nun erst künftig öffentliche Schulen kosten! Die Regierung hat sich aber durch alle diese Einwendungen des alten Magistrats nicht irre machen lassen, da ja der König die Grundabsichten des Gesetzes gebilligt hatte. Auch der partikuläre Widerstand der französischen Kolonie ist gebrochen worden. Wollten die Refugiés Grundstücke und Gewerbe behalten, so hatten sie sich dem Magistrat der Stadt zu fügen und bei ihm um das Bürgerrecht nachzusuchen.

Trotz solcher Widerstände war es schließlich doch so weit. Vom 18. bis 22. April 1809 haben in Berlin die ersten Stadtverordnetenwahlen in 102 Bezirken stattgefunden. Als Wahllokale dienten die Kirchen. Auf ausdrücklichen Wunsch Steins ist überall der Wahlhandlung ein Gottesdienst vorangegangen. Nichts ist charakteristischer als dies für den tiefen Ernst, mit dem Stein die Wahlhandlung ansah, und mit dem er sie vor allem auch von den Wählern aufgefaßt wissen wollte. Auch die Hedwigskirche und die Synagoge haben die Wahlhandlung feierlich eingeleitet. An den Pforten der Wahllokale haben je vier Gardisten und ein Unteroffizier von der Bürgergarde Wache gehalten¹⁹⁾. Jeder mußte seinen Wahlausweis vorzeigen. Als Wahlkommissare fungierten die Mitglieder des alten Magistrats und die Richter des alten Stadtgerichts.

Die 102 Gewählten — die im Gesetz vorgesehene Höchstzahl — sind vorwiegend Kaufleute und Handwerker gewesen. Unter ihnen war aber auch der wegen seiner tapferen Haltung gegenüber den Franzosen sehr beliebte, bisherige churmärkische Kammerpräsident Leopold von Gerlach. Er hatte seinen Abschied aus dem Staatsdienst genommen, weil ihm der Geheime Staatsrat Sack bei der Besetzung des neuen Oberpräsidentenpostens vorgezogen worden war. Zu Gerlachs Wahl zum Stadtverordneten meinte Clauswitz, diese Wahl sei sehr merkwürdig gewesen, „da Gerlach als ein Gegner der neuen Organisation der Stadtverwaltung und auch der Städteordnung galt“²⁰⁾. Gerlach hatte aber den großen Vorzug, als Kammerpräsident zehn Jahre lang die Aufsicht über Berlin geführt zu haben und daher eine hervorragende Kenntnis ihrer Verhältnisse zu besitzen.

Diesen Vorzügen hatte es Gerlach auch zu verdanken, daß er, nachdem am 22. April im Palais des verstorbenen Prinzen Heinrich die feierliche Konstituierung der Stadtverordnetenversammlung stattgefunden hatte, am

1. Mai zum Oberbürgermeister von Berlin gewählt worden ist. Der König hat ihn gern bestätigt. Es ist charakteristisch für die ganz sachlich-nüchterne Einstellung der neugebackenen Stadtverordneten, daß sie an Gerlachs Seite den alterfahrener Oberbürgermeister Büsching nunmehr als Bürgermeister stellten²¹). Das bereits de facto außer Tätigkeit gesetzte Comité administratif wurde nun auch formell aufgelöst. Der Einführung des neuen Magistrats stand nichts mehr im Wege.

Diese Einführung des gewählten Magistrats hat in feierlicher Weise am 6. Juli 1809 stattgefunden. Ein glänzender Zug, an dessen Spitze der Oberpräsident Sack und Gouverneur l'Estocq schritten, bewegte sich durch das Spalier der Bürgergarde zur Nikolaikirche. Auf eine Predigt des Propstes Ribbeck folgte die Vereidigung des Magistrats durch Sack, bekanntlich einen der bedeutendsten Männer der Reformzeit. Die Aufsicht über den neuen Magistrat hatte die Kammer, die damals nach Potsdam verlegt und in „Regierung“ umbenannt worden war. Die Oberaufsicht führte der Oberpräsident in den Marken und in Pommern. Die Polizei, mit deren Verwaltung andorts der Staat den Magistrat beauftragte, ist in der Landeshauptstadt ein Reservat des Staates geworden. Erster Polizeipräsident war Gruner. Das Stadtgericht, in Berlin schon seit langem nur noch dem Namen nach städtisch, wurde nun wie alle preußischen Stadtgerichte, verstaatlicht. Die Kosten für beide Behörden mußten die Kommunen selbst aufbringen. Das galt auch für Reinigung, Unterhaltung und Beleuchtung der Straßen in Berlin; für diese Dinge sorgten königliche Instanzen, die Stadt aber mußte die Kosten tragen. Natürlich sind die Berliner damit nicht zufrieden gewesen. In jeder Hinsicht städtisch aber waren die wichtigen Ressorts des Armen- und des Schulwesens. Die Königliche Armendirektion wurde durch eine städtische Direktion abgelöst. Zu deren Bereich hat dann in der Folge ein gut Teil dessen gehört, was man heute als soziale Fürsorge bezeichnet. 1811 sind Schuldeputationen gebildet worden. Zu den wenigen vorhandenen höheren Schulen, den Privatschulen, den Parochialschulen und Armenschulen ist allmählich eine stets wachsende Zahl städtischer Schulen hinzugekommen.

In einem früheren Aufsatz²²) ist von mir dargelegt worden, wie sich das Verhältnis der Selbstverwaltungs- und Staatsbehörden zueinander in Berlin weiterentwickelt hat. Ist auch den staatlichen Bezirksbehörden noch für lange Zeit in Berlin ein weites Betätigungsfeld verblieben, hat es ein Hinckeldey nach 1848 auch verstanden, die landesväterliche Fürsorge der Regierung erneut in eine staatliche Bevormundung zu verwandeln²³), so hat sich doch die Selbstverwaltung auf die Dauer durchgesetzt und schließlich glänzend bewährt.

„Niemand zweifelt heute daran, daß Steins Städteordnung den preußischen Stadtgemeinden großen Segen gebracht und ihnen erst die Möglichkeit gegeben hat, sich zu der Kulturblüte zu entfalten, in der sie trotz aller geldlichen Not stehen“, schrieb Otto Tschirch, der Stadtarchivar von Brandenburg²⁴). Aber derselbe Tschirch hat auch über die Folgen der Städteordnung in der Havelstadt gesagt, daß diese in den ersten Jahrzehnten nach ihrem Erlaß eine ganz besonders schlechte Verwaltung gehabt habe. Die in den Franzosenjahren verarmte Gemeinde hatte nach seinen Worten die Würde des Stadtoberrhauptes damals an den Mindestfordernden vergeben müssen²⁵). Auch habe man den Fehler gemacht, den Oberbürgermeister anfangs nur auf sechs Jahre zu wählen — das war in der Städteordnung erlaubt worden — und daher keine wirklich guten Kräfte bekommen können. Nirgends so wie bei Brandenburg wird klar, daß die Bedeutung der Städteordnung in ihrer Fernwirkung auf weite Zeiträume beruhte.

Die Landstädte der Mark waren seit Friedrich Wilhelm I. nur noch „Zweigstellen königlicher Verwaltung“ gewesen²⁶). Der eigentliche Regent war der Steuerrat, gegen dessen Kuratel sich nur starke Gemeinwesen wie Brandenburg a. H. zu wehren gewußt hatten²⁷). Das alte Stadtrecht von Brandenburg war zwar auch eine Sinekure eng begrenzter Kreise, aber doch nicht ganz sine cura und daher nicht ganz schlecht gewesen. Die Laien in der neuen Verwaltung haben es sogar schwer gehabt, sachlich Besseres als die Juristen des alten Magistrats zu leisten. Gleichwohl glaubte Tschirch im Wirken der neuen Männer den Zug zu einer inneren geistigen Erhebung spüren zu können²⁸). Im Aufschwung des Schulwesens sah der Schulmann und Orthshistoriograph Tschirch die erfreulichste Folge der Städteordnung in der Havelstadt. Wie in Berlin die durch Vorrechte Eximierten, so waren in Brandenburg umgekehrt die bislang rechtlich Benachteiligten, die Vorstädter und Kietzer, gleichgestellt worden und durften nun, sofern sie den bekannten Eigentumsvorbehalt erfüllten, das Bürgerrecht erwerben. In Brandenburg ist es im übrigen zu erheblichen Auseinandersetzungen zwischen Magistrat und Stadtverordneten gekommen. Daran war aber — das wurde bereits festgestellt — das Gesetz selbst schuld²⁹).

Für Neuruppin hat Johannes Schultze anschaulich das Auseinanderfallen der Einwohnerschaft in früheren Jahrhunderten geschildert. Außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft hatten die Buden- und Dienstleute gestanden, ebenso wie die Leineweber, die unehrlichen Müller, die Badstuber, Büttel und die „Leute wendischer Abkunft“. Die Angehörigen ritterlichen Standes aber, die innerhalb des städtischen Weichbildes wohnten, haben höchstens mit den Ratsfamilien verkehrt³⁰). Die gesamte eigentliche Bürgerschaft war ohne jeden Einfluß auf das Regiment der Ratsfamilien. Man erbte durch Geburt stadtherrliche Vorrechte, genau wie die Ritter auf dem Lande ihre Herrenrechte. Hier von Selbstverwaltung zu sprechen, ist ein Mißbrauch der heutigen Bedeutung dieses Wortes. Es bedeutete 1809 und bedeutet doch heute, daß sich die Bürger selbst verwalten. Will man es aber auf die frühere Zeit anwenden, dann kann man es nur in dem Sinne tun, daß die Städte einem indigenen, nicht aber dem landesherrlichen Regiment unterstanden. Leider hat man das bei der Anwendung des Wortes Selbstverwaltung in jüngerer Zeit oft nicht bedacht. Das Jahr 1808 befreite auch in Neuruppin die Bürger, und die vom Gesetzgeber erhoffte Folge ist das Aufblühen der Gemeinde in vieler Beziehung gewesen. „Eine neue bürgerliche Kultur entwickelte sich“, schreibt Johannes Schultze³¹).

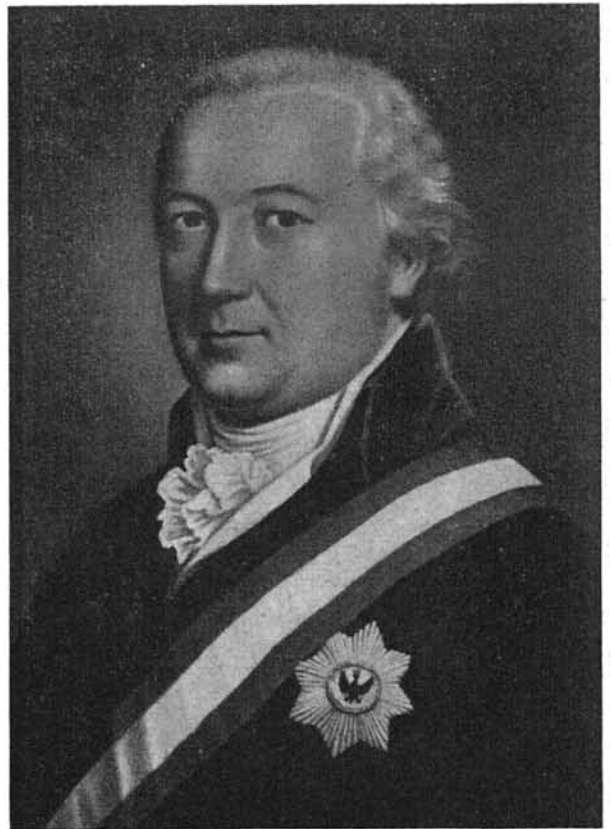
Ganz besondere Bedeutung hatte die Städteordnung für die Mediastädte. Handelte es sich doch für sie noch in ganz anderem Sinne als für die Immediastädte um eine Befreiung. Andererseits war für sie die vermehrte finanzielle Bürde besonders schwer zu tragen. Auch reichte zuweilen die örtliche Intelligenzschicht gar nicht hin, um einen tüchtigen Bürgermeister und einen fähigen Richter zu finden. Bisher waren diese Ämter mancherorts von einer Person wahrgenommen worden. Das ging nun nicht mehr, da das eine Amt kommunal, das andere aber staatlich war. Man mußte da schon zu Kräften von außerhalb greifen. Aber davor scheute man sich damals aus Geldgründen. In der alten Amtsstadt Fürstenwalde, die noch keineswegs zu den kleinsten Städten der Mark zählte, fand man auf Jahre hinaus keinen brauchbaren Bürgermeister. Der erste „entwich“ nach drei Jahren, wie der Chronist Goltz berichtet. Der nächste „resignierte“ krankheitshalber nach einem Amtsjahr, sein Nachfolger „kam schon nach drei Jahren von seinem Amte“. Während diese Bürgermeister nur auf sechs Jahre gewählt waren, konnte man den vierten, obwohl man ihm Lebenszeit bewilligt hatte, auch nicht länger als sieben Jahre halten. Er hat im Posenschen eine besser bezahlte Stellung gefunden³²). Ganz gewiß waren

da also ernste Schwierigkeiten für eine nützliche Durchführung der Städteordnung vorhanden. Wenn aber Rudolf Schmidt in seiner Geschichte der Stadt Eberswalde folgenden Satz schrieb: „Wir wissen heute, daß die Städteordnung versagt hat und durch die Reform Adolf Hitlers mit Recht ausgeschaltet wurde“, und weiter fortfuhr, die Städteordnung habe der Stadt Eberswalde auf lange Sicht den größten Schaden zugefügt³³⁾, so hat hier gewiß nicht die Stimme des Historikers gesprochen.

Viel überzeugender klingt da doch, was Treu 1865 über Friedeberg, die neumärkische Kreisstadt, geschrieben hat³⁴⁾: „Zwar, wie es stets geschieht, gab es Leute auch, die mancherlei von dieser neuen Ordnung fürchten wollten und die der Bürger Neigung und Geschick bezweifeln wollten, in Dingen mitzusprechen und zu handeln, die ihnen sonst unendlich fern gelegen hatten, und für welche man gehörig angeleitete Beamtenroutine für durchaus erforderlich hielt. Und freilich fehlte es zuerst auch wirklich nicht an manchen Ungehörigkeiten. Fehlgriffe und Überstürzungen kamen wirklich vor; allein das wurde alles bald ins rechte Gleis gebracht, und die Idee, aus der das teure Geschenk entsprungen, durchdrang so schnell und klar die ganze Bürgerschaft, daß in verhältnismäßig kurzer Frist jeder urteilsfähige Mann von ihr erfüllt, und der durch allgemeines Vertrauen zur Vertretung der Gemeinde bestimmte Bürger sehr wohl befähigt war, geschickt und meist mit gutem Resultat sich seiner Vollmacht zu bedienen. Wir sprechen hier von dem, was sich bei uns ereignete. Doch paßt es, glauben wir, auch für ein allgemeines Bild.“ Fürwahr, ein besonnenes Urteil, obwohl es gerade in Friedeberg mangels einschlägiger Bestimmungen anfangs zu förmlicher Weigerung des Magistrats, die Beschlüsse der Stadtverordneten durchzuführen, gekommen war³⁵⁾. Die Stadtverordneten hatten sich in Friedeberg den wohl einmalig dastehenden Schildbürgerstreich geleistet, in einer Sitzung einen Bürgermeister zu wählen, ihn in der nächsten wieder abzusetzen und einen anderen zu wählen — nur, weil man es sich anders überlegt hatte.

So ähnlich hat es in mancher kleinen Stadt begonnen, mochte auch die Einführung des neuen Magistrats noch so feierlich vonstatten gegangen sein. Die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“ von 1809 haben in vielen Artikeln über diese Feierlichkeiten berichtet. Hier möge der Bericht über die Einführung in Spandau auszugsweise wiedergegeben werden³⁶⁾. Dort fand die Zeremonie am 9. August, dem Geburtstage des Königs, statt. „Es versammelte sich an diesem Tage des Morgens um 8 Uhr auf dem Rathaus der alte und neue Magistrat, sämtliche Herren Stadtverordneten und Bezirksvorsteher in schwarzer Kleidung.“ Die Kommandanten der Stadt und Festung und der Herr Platzmajor waren erschienen. Als Kgl. Commissarius „trat um 9 Uhr Herr Reg.-Assessor von Bärensprung in die Versammlung und eröffnete die Feierlichkeiten mit einer kraftvollen Anrede...“ Danach entließ er den alten Magistrat. „Durch Glockengeläute in drei Pulsen waren nun schon sämtliche Einwohner zur Kirche eingeladen und hatten sich bereits in großer Menge dort versammelt.“ Militär mußte den Andrang der Massen zurückhalten; so stark war die Anteilnahme. Alsdann begab sich die Versammlung vom Rathaus, „wurde unten vom Schützen-corps mit Ober- und Untergewehr, ihren 2 Fahnen, 2 Trommeln und Musik empfangen, und unter Vorangehen dieses Corps begab sich nun der Zug nach festgesetzter Ordnung und unter Glockengeläute und stetem Abfeuern der sieben Schützenkanonen, welche nahe der Kirche auf dem Hinrichsplatz standen, zur Kirche, wo der Weg vor bis in die Kirche zum Altare durch gute Töchter einiger Bürger mit Blumen bestreuet war. Sobald der Zug an den Eingang der Kirche kam, hörte das Glockengeläute und Kanonenfeuer auf, und tiefe Stille bei einer sehr großen Menge versammelter Einwohner wechselte mit dem vorigen Geräusch mächtig wirkend ab und erfüllte alle Herzen mit größter Andacht.“ Es folgt nun

eine eingehende Schilderung der Aufstellung des Magistrats vor dem Altare, des anschließenden Gesanges und der „so schönen, als rührenden Predigt“ des würdigen Herrn Superintendents Schultz, an die sich eine Ansprache des Herrn Assessors Bärensprung vor dem Altare anschloß. Schließlich die Vereidigung des neuen Magistrats durch Bärensprung als der eigentliche Kern der Zeremonie. Beim Auszug aus der Kirche hatten sich die „Herren Geistlichen von den drei Konfessionen“ dem Zuge angeschlossen. Vor dem Rathaus präsentierte das Schützenkorps das Gewehr. Im Rathaus folgten Ansprachen von Bärensprung, des alten und des neuen Bürgermeisters, „welche alle deutlich bezeugten, daß nur ein Wille in aller Seelen herrsche, die gerechte, gütige Absicht unseres Landesvaters zu erfüllen.“ Ein dreimaliges Hoch auf denselben beschloß die Versammlung. Und dann folgte auf den ersten der frohe Teil des Festes. Der Bericht fährt fort: „Die Zeitumstände hatten es lange dem größten Teil unserer Bürger nicht vergönnt, einen frohen Tag außerhalb dem Kreise ihrer Familien sich zu verschaffen. Der heutige forderte aber zusehr dazu auf, ein allgemeines Fest nach vorhergegangener Feierlichkeit zu veranstalten. In dem Bürgerhause, ehemals von des Prinzen Heinrich Kgl. Hoheit bewohnt, wurde zu Mittag den Zeitumständen nach frugal, aber in der herzlichsten Harmonie auf 150 Couverts gespeist.“ Trinksprüche unter Kanonendonner, am Abend schließlich Ball, „wozu sich die Familien der Bürger und mehrere Einwohner, über 300 Personen einfanden“. Hier wurde also klar unterschieden zwischen Bürgern und Einwohnern! Seelen war der übergeordnete Begriff. Der Bericht schließt mit den Worten: „Gott segne diese schöne Hoffnung und lasse uns Alle dieses festlichen Tages lange mit Freuden gedenken; er bringe die heute erwünschten Segnungen noch über Kinder und Kindes-kinder!“



Oberbürgermeister Leopold v. Gerlach
Gemälde von Heinrich Stürmer, 1814

Es spricht viel wahre Anteilnahme aus diesem Bericht des Spandauer Korrespondenten der Berliner Zeitung. Er ist ausführlicher als die meisten anderen Berichte und spiegelt das wirkliche warme Empfinden der Bürgerschaft wider. Je gedrängter aber die anderen Berichte sind, desto eher drängt sich einem der Eindruck der Schablone auf. Aber es ist im ganzen doch die Form, in der damals öffentliche Feste gefeiert wurden. An ein vorgeschriebenes Programm braucht man deshalb vielleicht nicht zu denken, wenn man von Steins ausdrücklichem Wunsch nach dem kirchlichen Charakter der Feierlichkeit absehen will. Aber auch das war im Preußen von 1809 eine Selbstverständlichkeit — anders als in Frankreich, wo man 1789 die Göttin der Vernunft auf den Schild erhoben hatte. Nahezu alle Berichte tun der Ehrenporten, der Almosensammlung, der Mitwirkung der guten Bürgertöchter und vor allem des Kanonendonners Erwähnung. Nur Schönfliess in der Neumark, machte es anders. „Nicht Kanonendonner“, heißt es da³⁷⁾, „hallte hier in unsern Mauern wieder; aber desto schöner und reicher tönnte der Beitrag, welchen jeder nach seinem Vermögen in die vor den Kirchentüren aufgestellten Becken warf. Nicht Ehrenporten waren in des Tempels Gängen aufgerichtet, aber Bürgersinn, Liebe für das Gemeinwohl“ taten sich kund, „ein Band des Friedens und der Einigkeit umschlang die Herzen derer, die nach unseres Königs Wunsch ein Herz und eine Seele sein sollten.“ Ist dies der aufgeklärtest klingende Bericht, so stamme der hübscheste Bericht aus dem zu Unrecht an die Knatter verlegten Kyritz³⁸⁾. Nachdem man wie überall verfahren war, saß man auch hier beim Festessen. Und darüber heißt es: „Ausgezeichnet und überraschend war der Gedanke; der allgemeine Wunsch, die Erstgeburt der Ehegattin des ersten Schullehrers, Herrn Rektor Körten, an diesem Tage, in Gegenwart der ganzen Gesellschaft als Taufzeugen die Taufe empfangen zu lassen, welches auch ohne Anstand mit liebevollen Wünschen für die jüngste Bürgerin der Stadt ausgeführt wurde.“ Dort in Kyritz war es auch, wo man wenige Wochen später für einen verstorbenen Stadtverordneten ein Begräbnis mit bisher nur bei hohen Persönlichkeiten üblichen Zeremonien veranstaltete. Da der einfache Stadtverordnete nunmehr am Regiment teilnahm, glaubte man ihm auch entsprechende Ehren beim Tode zuteil werden lassen zu sollen. Eine Bürgerkrone wurde im Trauerzuge mitgeführt. Der Verstorbene war ja zu seinem Teile ein Souverän gewesen³⁹⁾.

An Plätzen mit großer Garnison trug das Fest der Einführung einen beinahe militärischen Charakter. Der Vorrang des Soldatenrocks vor dem Bürgerzivil stand außer Zweifel. So war es in Rheinsberg, wo die Feier im Schloß und auf Kosten des Prinzen Ferdinand gefeiert wurde. Von der Feier in Potsdam berichtete Julius Haackel in einer sorgsam fundierten, aber im Urteil etwas konzilianten Arbeit⁴⁰⁾. In dieser Stadt des absoluten Königtums haben sich weite Gesellschaftskreise damals für etwas Besseres als Bürger gehalten und großen Widerstand gegen den Erwerb des Bürger- und Wahlrechts, mit dem sie doch die Autorität des Magistrats zugleich anerkennen mußten, geleistet. Man war königlicher Offiziant, Offizier, oder war es doch gewesen, aber nicht Bürger. Die neuen recht drückenden Kommunallasten waren nicht geeignet, diesen Leuten das Verständnis für die neue Ordnung zu erleichtern. Und doch habe auch in Potsdam das neue geistige Prinzip, so meinte Haackel, seine Wirkung nicht verfehlt.

Aufs Ganze gesehen, erhellt aus den Berichten über die Einführung der Städteordnung doch, daß man nicht nur froh war, nach langen Notzeiten wieder einmal ein allgemeines Fest oder den Abzug der Franzosen feiern zu können, sondern daß man es doch empfand, daß eine neue Epoche auch in Preußen begonnen hatte. Das spricht aus den Worten des Sommerfelder Korrespondenten der „Berlinischen Nachrichten“: „Möge doch der Geist jener unvergeßlichen Stunden übergehen auf die fern-

sten Zeiten und sich da am kräftigsten zeigen, wo kein froher Jubel der Umstehenden, sondern allein das ruhige Bewußtsein erfüllter Pflicht Zeugnis darüber geben kann, ob wir wahrhaft gute Bürger und darum glücklich sind, am meisten aber, ob wir es zu sein verdienen.“ Das sind ernste Worte, die die innere Erhebung wiedergeben, auf die der Gesetzgeber es abgesehen hatte.

Es war also schon ein außerordentlicher Schritt getan! Gerade in den kleinen Städten, diesen bislang völlig der Übermacht der örtlichen Gewalten ausgelieferten Gemeinwesen war eine grundlegende Änderung eingetreten. Das gewohnheitsmäßige Übergewicht der Autorität des Gutsherrn blieb zwar ebenso wie ihre wirtschaftliche Übermacht noch für lange Zeit bestehen. Das Prestige des mit den Gutsherrn verbündeten Offizierkorps in den Garnisonen war keineswegs erschüttert: Aber im bürgerlichen Bereich war doch ein Kontrapunkt entstanden, der nicht mehr ignoriert werden konnte. In Krossen an der Oder saßen nun einmal nebeneinander als Stadtverordnete ein adliger Hauptmann, ein Seifensieder, ein Schornsteinfeger und ein Winzer⁴¹⁾. Im adligen Wilsnack hörte das Saldernsche Polizeiregiment auf. Freilich hat es noch im Jahre 1813 dort einen adligen Krug gegeben, in dem man lange über die städtische Polizeistunde hinaus zechen konnte. Damals aber wurde nun auch er der städtischen Polizeiaufsicht unterstellt⁴²⁾. In Wittstock erlosch die Immunität der Amtsfreiheit, eines Viertels, das bisher nur dem Domänenamtmann zu gehorchen hatte⁴³⁾.

Bemerkenswert ist der Verlauf der Dinge im Kleinstädtchen Buckow. Max Krügel hat über den Widerstand des Schloßherrn Grafen Flemming gegen die Einführung der Städteordnung berichtet⁴⁴⁾. Flemming hielt die Einführung der Städteordnung in dem Städtchen für unmöglich und dazu noch für verderblich. Die armseligen Bürger der Stadt hätten vor Arbeit gar keine Zeit für die Verwaltung, ja nicht einmal geeignete Kleider, um die in der Städteordnung vorgesehenen Ehrenämter wahrnehmen zu können. Pochend auf das Allgemeine Landrecht hat Flemming seine stadtherlichen Rechte verteidigt und im Landrat und im Staatskanzler Fürsten Hardenberg Bundesgenossen gefunden. Sein Sieg über die Potsdamer Regierung, die die Buckower Bürgerschaft in ihrem gesetzlichen Recht verteidigte, ist in der Mark ohne Parallele. Er findet seine Rechtfertigung nur in dem ärmlichen Charakter des Ortes, der ohne die Herrschaft nicht lebensfähig war. Natürlich ist es eine andere Frage, ob sich dieser Zustand Buckows nicht bei anderer Haltung der Grundherrschaft schon längst hätte bessern lassen können. Buckow ist jedoch im Hinblick auf die Gesamtbeurteilung der Auswirkung der Städteordnung in der Mark nicht von Bedeutung.

Wie verhängnisvoll sich die Armut auch anderorts auswirken konnte, zeigt der Fall von Müllrose. In dem kleinen gänzlich vom Domänenamte Biegen beherrschten Städtchen Müllrose fehlte es an allen Voraussetzungen für die neue Freiheit. Von 1116 Einwohnern konnten 1809 nur 86 Bürger an der Wahl teilnehmen, weil die übrigen dazu zu arm waren. Das Liliputstädtchen — viele märkische Orte waren ja nur aus geschichtlichen Gründen Städte — sollte jetzt die Gehälter für einen städtischen Bürgermeister, einen königlichen Stadtrichter und einen Polizeichef aufbringen. Das schien so unmöglich, daß man gern auf die neuen Rechte verzichtet hätte. Da man nun aber einmal so tief in die eigene Tasche greifen mußte, kam man auf die üble Idee, ob man nicht doch aus der neuen Einrichtung ein Geschäft machen könnte, d. h. auch in die Tasche anderer greifen konnte. Die neue Stadtverordnetenversammlung des Städtchens hat ziemlich als erstes in corpore eine Unterschlagung öffentlicher Mittel zum eigenen Besten gemacht⁴⁵⁾. Dieser in seiner Art wohl einzigartige Fall bewies, daß für die bisherigen Sklaven des Domänenamts die Selbstverwaltung zu plötzlich gekommen war.

In den bisherigen Immediatstädten aber traten die alten Kreise, die jahrhundertlang das Privileg des Regierens und der Pfründen gehabt hatten, nur murrend und langsam ab. Waren sie beliebt und hatten sich im ganzen bewährt, so sind die alten Bürgermeister und Kammerer wiedergewählt worden. Und doch beruhte ihre Stellung jetzt nicht mehr auf dem Vorrechte der Geburt, sondern auf dem der Bewährung.

Eine Gesamtbetrachtung der Einführung der Städteordnung in Berlin und der Mark zeigt, — ein solches Urteil gestattet auch die heutige Quellenlage —, daß der Appell Steins an das Edle im Menschen trotz der Neuheit des Gedankens, trotz der finanziellen Schwierigkeiten von vielen Bürgern seiner Zeit verstanden worden ist. Viele Versager hatten die Väter der Städteordnung vorausgesehen. Das hätte sie niemals von ihrem Vorhaben abgebracht. Von der großartigen Auswirkung auf lange Sicht, davon hat die nachfolgende Zeit Zeugnis abgelegt. Und jener große und reine Appell ist immer wieder zu erneuern, sei es nun in dieser oder jener Form, als eine immerwährende Mahnung an die ewig schwankende Menschheit. Seine Totengräber aber sind die, die aus eigensüchtigen Gründen Mißbrauch mit ihm treiben.

Bekannt ist* der Streit der Wissenschaft darüber, ob das neue Licht aus Frankreich gekommen war, ob der Funke der persönlichen Freiheit von dort übergesprungen ist, oder ob er — trotz langer Nacht in unserem eigenen Vaterlande nie ganz erloschen — von England her angeflacht wieder zur Flamme wurde. Paul van Niesen schrieb einmal, die preußischen Reformgesetze hätten einen in gewissem Sinne dem Urzustand nach der ost-deutschen Kolonisation nicht ganz unähnlichen Zustand herbeigeführt⁴⁶⁾. Die germanisch-deutschen Wurzeln Steinschen Denkens liegen zutage, da er sich ja in wesentlichem von französischen Institutionen entfernt hatte. Aber ebenso ist es nicht erst seit Gerhard Ritters vielfältigen Forschungen gewiß, daß die große französische Revolution Stein erst den eigentlichen politischen Auftrieb für sein Handeln gegeben hat. Das Frankreich der Revolution stand allen lebhaft vor Augen, wie Ritter sagt, „als das dämonisch-großartigste Vorbild dessen, was ein Staat an Kräften gewinnt durch Teilnahme seiner Bürger an der Bestimmung seiner Geschichte“⁴⁷⁾. Nach Fritz Hartungs Worten handelt es sich um eine Synthese zwischen Altpreußischem und Neuem. Das Neue



Feier zur Einführung der Städteordnung
in der Nikolaikirche zu Berlin
Aquarell von Laurens-Calau, 1809

sind nicht schlechthin die Ideen von 1789, sondern allgemeiner die Ideen des 18. Jahrhunderts, der Individualismus der Zeit, die Kraft der auf sich selbst gestellten Persönlichkeit⁴⁸⁾.

Anmerkungen:

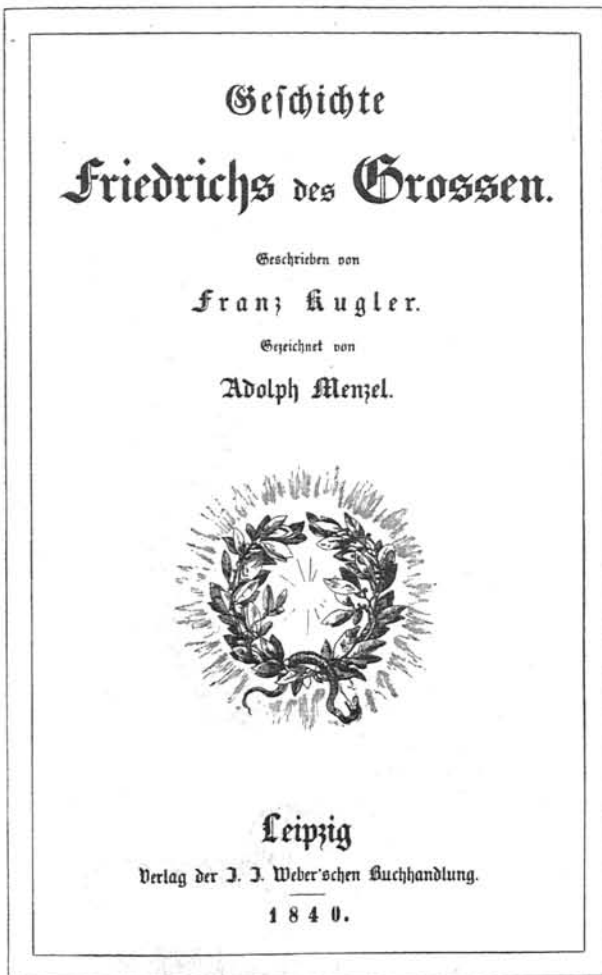
¹⁾ Berthold Schulze, Geist von Beeren (Jahrb. f. brandenburg. Landesgesch., 9., 1956, S. 17–26.) — ²⁾ Vgl. Rudolf Lehmann, Bauernunruhen in der Herrschaft Leuthen (Kr. Lübben) i. J. 1790 (Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft, 1. Jg. 1953, S. 811–814.) — ³⁾ Kurt von Raumer, Was bedeutet uns Stein heute. Schriften der Gesellschaft zur Förderung der westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster. Heft 39, Münster 1958, S. 14. — ⁴⁾ das. S. 10. — ⁵⁾ Julius von Gierke, Karl Freiherr vom Stein. Zum 200. Geburtstag, Berlin 1957, S. 7. — ⁶⁾ v. Raumer S. 14. — ⁷⁾ das. — ⁸⁾ v. Gierke S. 9. — ⁹⁾ v. Raumer S. 17. — ¹⁰⁾ Paul Schwartz, Die Preussische Städteordnung vom 19. 11. 1808. Festschrift der Stadt Berlin 1908, S. 24. — ¹¹⁾ Sammlung der für die Kgl. Preussischen Staaten erschienenen Gesetze und Verordnungen von 1806–1810. Anhang für die Gesetzsammlung für die Kgl. Preussischen Staaten, Berlin 1822, S. 324–357. — ¹²⁾ Clauswitz, Die Städteordnung von 1808 und die Stadt Berlin, Berlin 1908, S. IV. — ¹³⁾ Theodor Steimle, Die Selbstverwaltung der Gemeinden unter den Preußenkönigen und das Reformwerk des Freiherrn vom Stein. (FBPG, 53, 1941, S. 168–178.) — ¹⁴⁾ Clauswitz S. 5. — ¹⁵⁾ Berthold Schulze, 200 Jahre staatlicher Verwaltungsbezirk Berlin (Jahrb. f. brandenburgische Landesgesch., 3., 1952, S. 2.) — ¹⁶⁾ Clauswitz S. 96. — ¹⁷⁾ das. — ¹⁸⁾ S. 99. — ¹⁹⁾ S. 104. — ²⁰⁾ S. 106. — ²¹⁾ S. 107. — ²²⁾ S. Anm. 15. — ²³⁾ Berthold Schulze, Polizeipräsident Carl von Hinkeldey. (Jahrb. f. d. Gesch. Mittel- und Ostdeutschlands, IV., 1955, S. 81–108.) — ²⁴⁾ Otto Tschirdt, Im Schutze des Rolands, 2. Aufl., Brandenburg 1938, S. 188. — ²⁵⁾ ebenda. — ²⁶⁾ Derselbe: Geschichte der Chur- und Haupt-

stadt Brandenburg, 2. Aufl., Brandenburg 1936, II, S. 97. — ²⁷⁾ Derselbe, Im Schutze des Rolands, S. 192 ff. — ²⁸⁾ Derselbe, Gesch. der Chur- und Hauptstadt, II, S. 142. — ²⁹⁾ Siehe oben. — ³⁰⁾ Johannes Schultze, Geschichte der Stadt Neuruppin, Neuruppin 1932, S. 17. — ³¹⁾ S. 125. — ³²⁾ G. F. G. Goltz, Diplomatische Chronik der ehemaligen Residenzstadt der Lebusischen Bischöfe Fürstenwalde, Fürstenwalde 1837, S. 449. — ³³⁾ Rudolf Schmidt, Geschichte der Stadt Eberswalde, Bd. 2, Eberswalde 1941, S. 92. — ³⁴⁾ C. Treu: Geschichte der Stadt Friedeberg 1865, S. 434 f. — ³⁵⁾ S. 436 u. 443. — ³⁶⁾ Berlinische Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen, Verlag Haude und Spener, 1809, Nr. 95. — ³⁷⁾ Nr. 118. — ³⁸⁾ Nr. 75. — ³⁹⁾ Nr. 99. — ⁴⁰⁾ Julius Haeckel: Die Einführung der Städteordnung vom 19. Nov. 1808 in Potsdam (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Potsdams, Neue Folge, V., Heft 1, Potsdam 1909). — ⁴¹⁾ Gustav Adolf Matthias: Chronica der Stadt Crossen, Crossen und Zielenzig 1849, S. 377. — ⁴²⁾ Wilhelm Polthier: Geschichte der Stadt Wittstock, Berlin 1933, S. 133. — ⁴³⁾ August Cors: Chronik der Stadt Bad Wilsnack, Berlin 1930, S. 96 f. — ⁴⁴⁾ Max Krügel: Buckow im Lande Lebus, Berlin 1957, S. 57 ff. — ⁴⁵⁾ Hermann Trebbin: Müllrose, Frankfurt a. O. und Berlin 1934, S. 119 f. — ⁴⁶⁾ Paul van Niesen: Geschichte der Stadt Woldenberg, Stettin 1893, S. 416. — ⁴⁷⁾ Gerhard Ritter: Der Freiherr vom Stein und die politischen Reformprogramme des ancien régime in Frankreich (Hist. Zeitschr., Bd. 138, 1928, S. 37 f.). — ⁴⁸⁾ Fritz Hartung: Deutsche Verfassungsgeschichte vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart, 4. Aufl. 1933, S. 143.

KUGLER-MENZEL

Ein Erinnerungsblatt

Den Manen Martin Hennings



„Geschichte Friedrich des Großen von Franz Kugler, gezeichnet von Adolph Menzel“, so stand auf dem Titelblatt der ersten Ausgabe von 1840. Ein Jahrhundert nach Kuglers Tode nennt sich die Neuauflage kurz hin: Kugler—Menzel. Erstaunlich beinahe, daß man nicht Menzel den ihm von der Nachwelt inzwischen längst zugestandenen ersten Platz auch hier eingeräumt hat. Der Zeitwandel indes ist noch bezeichnend genug ausgesprochen.

Bei allen Drangsalen des Bauernkrieges — welche Beheimatung damals, wenn der schwarze Ritter Florian Geyer fragen durfte: „Wo ist man die erste Nacht nach dem Tode?“ Und die Antwort unbedenklich lautete: „Bei Sankt Gertrauden.“ Künstlern und Gelehrten unserer Tage kann kein sicherer Bescheid mehr werden, wenn der hundertste Geburtstag oder gar fünfzigste Todestag vielleicht noch ein freundliches Erinnern zuließ; wie viel schon wird sich davon in den nächsten Gedenktag hinüberretten lassen?

Franz Kuglers schaffensreich-pralles Leben möchte geradezu als Paradebeispiel für den unausbleiblichen Wechsel der Standpunkte anzusprechen sein. Ständiger Überdruck, unter dem das ihm zugemessene Halbjahrhundert seines Daseins sich verströmt. Als habe er alles längst vorausgeahnt, bekennt der Autor selbst von der Erstauflage seines „Handbuchs der Geschichte der Malerei, von Constantin dem Großen bis auf die neuere Zeit“, das der noch nicht Dreißigjährige in zwei Bänden 1837 herausbrachte, es sei „nicht ohne verwegene Schnelligkeit abgeschlossen und dargeboten“; und so blieben die noch übrigen beiden Jahrzehnte seines Lebens gefüllt bis zum letzten Wort wie ein einziger Kleistischer Satz, um des Burckhardt-Biographen Werner Kaegi treffenden Vergleich aufzunehmen.

Die literarischen Daguerrotypen aus dem häuslichen Kreis freilich retouchieren die Unrast seiner Vielstrebigkeit behutsam in der liebevollen Beachtung und Betrachtung seiner auseinanderstrebenden Anlagen: so die Würdigung in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ durch Sohn Bernhard, den fleißigen Geschichtsschreiber der Kreuzzüge; so schon zuvor Freund Friedrich Eggers in der Einleitung zur nunmehr von Hugo von Blomberg betreuten dritten Auflage der „Geschichte der Malerei“ von 1867: in dem Bemühen, doch wohl bemerkte Dissonanzen zu harmonisieren, spricht er Kugler das beneidenswerte Los zu, aus seinem Leben und Wirken ein Kunstwerk gemacht zu haben.

Erst späteren Jahren wollte Kugler seine Erinnerungen vorbehalten wissen. Aber vermutlich hätte er schon damals für solche Auffassung nur eben ein schmerzliches Lächeln aufgebracht. Seine biographische Skizze nämlich, die er 1848 für die Akademie der Künste niederschrieb — Wätzoldt hat Stücke daraus im Kugler-Kapitel seiner „Deutschen Kunsthistoriker“ mitgeteilt —, spricht es unverhohlen aus, daß ihm die Problematik seiner Natur nicht unbekannt geblieben. Auch der Scherz kann den hinter ihm stehenden Ernst nicht verbergen: „Die Konfusionen meines Lebens“, heißt es da, „beginnen schon mit der Geburt. Ich bin im Januar 1808 geboren, nach der Annahme im elterlichen Hause am 19., nach der Angabe des Kirchenbuches am 17. (Ich halte es mit der ersten.) Mein Vater wollte, daß ich studiere und mich dann erst für einen Fachberuf entscheiden sollte.“ So beginnt er in Berlin unter von der Hagens sorglicher Anleitung mit Germanistik. „Zugleich aber und neben anderen Studien ging die Beschäftigung mit eigener Poesie, Musik und bildender Kunst ungebunden vorwärts, so daß ich statt zur Klarheit über mich zu kommen, erst recht einer verworrenen Zukunft entgegenzugehen begann. In noch viel höherem Grade war dies der Fall, als ich zu Ostern 1827 die Universität Heidelberg besuchte, wo mir zugleich die prachtvolle phantastische Natur und die Fülle der am Rhein vorhandenen mittelalterlichen Kunstdenkmäler entgegentraten und ebenfalls geistig verarbeitet sein wollten. Es mußte zu einer Explosion kommen. Schon im Herbst 1827 kehrte ich zurück. Mich vor mir selbst zu retten, warf ich mich nun in ein bestimmtes Fach, das der Architektur ... aber es war der äußere Zwang, den ich mir auferlegt hatte, nicht volle Überzeugung des Berufes. Der Eintritt in einen Kreis junger Künstler, meist Maler, die tätige Mitwirkung in vielen musikalischen Kreisen diente dazu, der noch nicht gelösten Verwirrung neue Nahrung zu geben.“

Eindeutiger und genauer möchten die strudelnden Untiefen einer zu reichen und in sich widerstrebenden Beanlagung schwerlich auszuloten sein.

Der Knabe schon wußte den großen väterlichen Bekanntenkreis in seinem Bann, wenn er wie von ungefähr und doch so anmutend auf seinem Waldhorn phantasierte; bei seiner Einsegnung sodann ist es der kunstvolle Zeichner, dem der Geistliche die gelungene Kopie eines Christuskopfes zur Aufstellung in der Kirche unter lobenden Worten abnimmt; dem Achtzehnjährigen schließlich gelingt auf morgenfrischer Wanderung zur Rudelsburg ein echtes Volkslied, das bald darauf durch ganz Deutschland widerhallt und das dem von Heidelberg zu neuen Kunstfahrten gerüsteten rasch gewonnenen Freunde der künftige Hegel-Biograph Karl Rosenkranz wehmütig-stolz als Scheidegruß antimmen wird: „An der Saale hellem Strande ... Ich begleitete ihn bis Neckargemünd, von wo er weiter auf Heilbronn marschierte. Da stand er vor mir in der Tracht, wie er sich selber gezeichnet und in Kupfer auf dem Umschlag seiner ersten Gedichtsammlung gestochen hat, auf der Vorderseite im Revers, auf der Rückseite im Avers. In diesem gelbbraunem Rock, den Tornister auf dem Rücken, den Stock in der Hand, prägte er sich mir fürs Leben ein. Wir schieden auf das zärtlichste mit Tränen in den Augen.“

Das Flügelkleid einer so beschwingten Jugend konnte seine Wirkung nirgends verfehlen. Als Sänger im Mendelssohnschen Kreise mußte ihm die Aufmerksamkeit Zelters zuteil werden, der ihn denn auch bereits dem großen Freunde in Weimar für einen (dann doch nicht verwirklichten) Besuch empfehlend angekündigt hatte — und nicht minder willig überließ sich Heine seinem Zeichnenstift und bestätigte seine Zustimmung, indem er selbstbewußt unter die Skizze schrieb: „So sah ich aus, heute Morgen, den 6ten April 1829 H. Heine.“

Nach diesem stimmungsvoll angelegten Expositionsakt seiner Jugend mit unleugbar eindrucksvollen Bühnenbildern — über dem Neckar im Heidelberger Burschenstübchen das gemietete Klavier, das die freie Wandfläche darüber mit zwei gekreuzten Hiebern und Fechthandschuhen ausfüllt, aber auch das Waldhorn nicht vergißt; für Berlin sodann an den Mendelssohnschen Garten am Leipziger Platz denken läßt, in dem sich der Student als hoffnungsvolle Nachwuchsbegehung zwischen den Größen der damaligen Residenz bewegt —: wie würden sich da die folgenden Aufzüge, die sein Erdendasein ausfüllen sollen, entwickeln? Würden sie sich auf gleicher Höhe halten können und in entsprechend farbiger Szenerie sich abspielen?

Zeitgenössische Berichte aus dem großen Freundeskreise Kuglers sind in Anerkennung und Bewunderung vielfach von schönem Überschwang getragen; und in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts setzt seitens der Fachgenossen das berechtigte Bestreben ein, dem Bahnbrecher und Organisator der Kunstgeschichte seinen ihm gebührenden Platz zu sichern: Wätzoldt (in den „Deutschen Kunsthistorikern“) wie K. K. Eberlein (im ersten Band der „Pommerschen Lebensbilder“) haben das mit überzeugendem Geschick getan, und neuerdings hat Werner Kaegi in seiner groß angelegten und hervorragend gestalteten Burckhardt-Biographie die Gelegenheit nicht ausgelassen, Kuglers entscheidende Verdienste um die zukunftsbestimmende Blickrichtung des jungen Burckhardt mit unumstößlicher Beweisführung zu erhärten. In einer eingehenden und verlässlichen Untersuchung hat schließlich jüngst noch Wilhelm Treue (in der „Historischen Zeitschrift“, Band 175) sich bemüht, auch den Kulturhistoriker und Kulturpolitiker Franz Kugler auf ein besonderes Piedestal zu heben, und sicherlich dürfte er auf manche Tatsachen und Meriten des vielseitigen Mannes verweisen, die allzu rasch völliger Vergessenheit anheimgefallen waren.

Stein stetigen Anstoßes indes blieb die Tatsache, daß von Kuglers weitschichtigem Oeuvre in den anderthalb Jahrhunderten seit seiner Geburt nur das Gedicht „An der Saale hellem Strande“ (aber als Volkslied, dessen Dichter man nicht mehr kannte) geblieben war und dazu in der Namenskoppelung mit Menzel nur seine „Geschichte Friedrichs des Großen“ wirklich fortlebte; der Kulturgeschichtsschreiber, dem Paul Heyse nachklagte, er hätte das geistige Parallelwerk zu Humboldts „Kosmos“ schreiben wollen, vermochte niemand zu überzeugen: das vermeintliche Hauptwerk geisterte eben nur im Lande seiner Traumvorhaben. Und dabei: waren nicht Bausteine genug und Krähne und sonstiges Material von dem nimmermüden Meister in Einzelveröffentlichungen schon zusammengetragen worden, um dem schaffenden Weltgeiste solche Hochburg zu errichten?

Über solche Widersprüche hinaus wird man behutsam nach größerer Klarheit trachten müssen.

Der zweite Aufzug im Schauspieler seines Lebens nahm jedenfalls mit einer romantisch wohl vorstellbaren Liebeszene seinen Anfang. Bei Adelbert von Chamisso, von dem er einige Gedichte sangbar vertont hatte, lernt Kugler Hitzigs Tochter Klara kennen und weiß sofort, sie müsse die ihm vorbestimmte Frau sein. Aber nun geht das Spiel gar nicht romantisch weiter. Klara Hitzig gehörte mit ihren Geschwistern zu jenen Kindern, für die einst E. T. A. Hoffmann sein Märchen vom Nußknacker und Mausekönig als Weihnachtsüberraschung geschrieben hatte. Ihrem Vater, zuvor nicht unverdienstlichem Verleger und umsichtigem Juristen, der hernach mit Wilhelm Häring (Willibald Alexis) den „Neuen Pitaval“ herausgeben wird, hat der zwiegesichtige kleine Kammergerichtsrat vom Gendarmenmarkt in den „Serapionsbrüdern“ die uneigennützigste Freundschaft gedankt, und Hitzig seinerseits in der Biographie des Freundes uns manche der lichten und unlichten Stunden aus dem Schaffen Kreisler-Hoffmanns dankenswert aufbewahrt.



Heinrich Heine
Zeichnung von Franz Kugler, 1829

Gewiß: diese Lebensbeschreibungen so Zacharias Werners wie E. T. A. Hoffmanns waren nunmehr erfüllte Aufgaben; Julius Eduard Hitzig wirkte jetzt als Direktor des Kammergerichtsinquisitorats und gab Zeitschrift und Annalen für in- und ausländische Kriminalrechtspflege heraus; und auch Chamisso's „Peter Schlemihl“-Zeit war längst durch seine botanischen Studien abgelöst. Einerlei — hätte dem Musensohn Kugler, der noch eben in seinen Gedichten versprochen hatte, das Waldhorn wieder ertönen zu lassen, nicht die ahnungsreich-irrlüchelnde Dichter-Vergangenheit gerade jetzt neue Klänge, neue Gedichte heraufbeschwören müssen? Wohl wird dem damals schon fertigen hübschen „Skizzenbuch“ von 1830 drei Jahre später noch sein „Liederbuch für deutsche Künstler“ folgen — aber der eigentliche Durchbruch liegt an ganz anderer Stelle: nun, da die Lebenssicherung für die erwählte Frau drängt, weiß er von einem Tag zum andern sehr bestimmt um seinen Weg in die Zukunft — er erledigt im Handumdrehen sein Doctorexamen; zwei Jahre später ist er bereits habilitiert, und wiederum zwei Jahre darauf wohlbestallter Professor der Kunstgeschichte. Und im Sturm gehts weiter, sich der jungen Disziplin völlig zu bemächtigen. Studienreisen zur Feststellung der Kunstdenkmäler wechseln mit fruchtbarer Forschung. Er schreibt über jüngste Kunst und wird gegnerische Zweifel an der Bemalung griechischer Tempel und Bildwerke, die durch Sempers leidenschaftliche Erhebungen die Gemüter erhitzt hatte, in historisch-sachlicher Abwägung auf das rechte Maß einschränken; darüber geht die Arbeit an dem ersten großen Wurf seiner Gesamtkonzeption rastlos weiter, und 1837 liegt die „Geschichte der Malerei“ in zwei Bänden vor. Sie hat in der weisen Fortführung Jacob Burckhardts und später in der Bearbeitung Hugo von Blombergs den frühzeitigen Tod ihres Verfassers lange überdauert.

Als der Basler Studiosus Jacob Burckhardt sodann im März 1840 begeistert von dem großen Glücksschuss berichtet kann, den er durch die Bekanntschaft mit Kugler getan — und welch reizendes Bild vom biedermeierlichen Berlin fällt für uns dabei ab: „Der gute Mann muß überflüssigen Fettes wegen täglich spazieren gehen und hat mir nun erlaubt, ihn abholen zu dürfen, so oft es mir gelüste. Das habe ich denn schon öfter getan, und so zoteln wir zwei Stunden lang durch den schönsten Schreibsand; das Ding sieht hellgelb aus, es ist eine wahre Pracht. Über gefrorene Sümpfe lasse ich den fetten Herrn weislich voranmarschieren; trägt es ihn, so trägt es auch mich. Die Windmühlen auf den soi-disant Hügeln um Berlin sind mir ein Greuel. Höht man die Berliner wegen ihrer Gegend aus, so erhält man die Antwort: „Ja, Sie müssen die Jeend sehen, wenns jrüne is.“ Schöne Lufteffekte gibt es bisweilen, und dann sehen die Fichtenwälder grandios aus. Das ist aber auch alles“ —, ist Kugler bei seinen doch erst 32 Jahren tatsächlich ein angesehener und anerkannter Beherrscher seiner weitläufigen Domäne, der auch als preußischer Cicerone Ruf gewonnen hat: in zwei Bänden ist die Beschreibung der Kunstschatze von Berlin und Potsdam musterhaft durchgeführt, eine Beschreibung der Schloßkirche zu Quedlinburg gefolgt und ersfals eine „Pommersche Kunstgeschichte“ aus den erhaltenen Monumenten geschaffen. Aber auch Schinkels das Zeitalter bestimmende künstlerische Wirksamkeit hat er sich nicht entgehen lassen, und schon liegt zum großen Säkularjahr der Thronbesteigung des bedeutsamsten Preußenkönigs die „Geschichte Friedrichs des Großen“ fertig vor, die mit ihren einprägsam bildhaften Schilderungen über die Festlegung des populären Fridericusbildes hinaus wegweisend werden sollte durch die Auftragserteilung des Leipziger Verlages J. J. Weber zu vierhundert Zeichnungen an den jungen Adolph Menzel. Kugler hatte dessen Leistungen seit seinen ersten Veröffentlichungen spürig zugesehen und den Verleger sogleich auf diese vielverheißende und hinreißende Begabung aufmerksam gemacht. Mit- und Nachwelt haben Kuglers frühe Erkenntnis vollauf bestätigt; und wenn später Friedrich Eggers, der getreue

Mitkämpfer und endlich nur zu kurz befristete Nachfolger in Kuglers Ministerialstellung, in dankbarer Erinnerung an den unvergessenen Freund und Meister zu dessen nicht kleinsten Verdiensten gerade auch Kuglers so oft erst lange hinterdrein bestätigte Voraussicht zählt (wie beispielsweise seine präzisen Angaben für die Vorbereitung einer Wiederausgrabung Olympias, die sich dann nach Jahrzehnten vollauf bestätigten, als Ernst Curtius sie unternahm), so wird man an allererster Stelle doch wohl die Heranziehung Menzels zu der allein ihm gemäßen Aufgabe nennen müssen.

Aber das dankte Adolph Menzel offenbar ihm nur spärlich. Es ist doch wohl kein Zufall, daß von der Hand dieses sonst um Einfälle nie verlegenen Epistolographen, der seine Mitteilungen obendrein gern durch witzige Randzeichnungen schäumen und perlen ließ — man denke nur seiner Auslassungen an Dr. Puhlmann — entsprechende Brieffolgen an Kugler sich nicht haben auffinden lassen. Er zählte auch nicht zu den Gästen des Hauses Friedrichstraße 242 und hat es offensichtlich beim Umgang mit ihm im „Tunnel über der Spree“ und später im „Rütti“ gar nicht so ungern bewenden lassen.

In jener Kleindichterbewahranstalt, wie Geibel — hochmütig ob der ständig wachsenden Auflagen seiner Gedichte — spottete, trafen sich ja ohnehin alle wieder. Und in Wirklichkeit war dieser Sonntagsverein, der werdende und heranreifende Dichter und Künstler ohne Unterschied der Berufe zu ritterlichem Tjostieren auf gesatteltem Pegasus zusammenführte, gar keine üble Visitenkarte für die sonst dürrten Berliner Jahrzehnte um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

In bescheidenen Räumlichkeiten — zuletzt im Café Belvedere nahe der Hedwigskirche — saß man da beieinander, dem Machtspruch der Gesellschaft über die eigenen Leistungen ausgesetzt, worov auch die hochtrabenden Tunnelnamen — so hieß Kugler dort Lessing, Menzel Rubens und Fontane debütierte als Lafontaine — keine Sicherheit boten, während umgekehrt der Bäcker Leo Goldberg unter dem Namen Hans Sachs vor Cocceji und Canning, den damaligen Assessoren und späteren Ministern von Mühler und Friedberg, bestand, wenn Poem und kritische Darlegung es zuließen.

Fontane hat in seiner Autobiographie „Von Zwanzig bis Dreißig“ ein besonders anziehendes Kapitel diesen literarischen Versuchen und Bestrebungen aus dem Berlin der vierziger und fünfziger Jahre gewidmet. Man schlage nur diese farbige Betrachtung wieder auf, aber man überlese auch ja nicht, was er über die Kuglergruppe und ihr Haupt zu sagen weiß. Neuerdings hat man gerade diesen Abschnitt unter die kritische Lupe genommen und gemeint, Fontane habe es hier spürbar an Wohlwollen fehlen lassen, wenn er dem damals eben vierzigjährigen Vortragenden Rat im Kultusministerium etwas spezifisches Geheimrätliches, etwas altfränkisches Goethisches zuschreibt, wobei doch nicht zu übersehen ist, daß er ihn ausdrücklich „immer artig, immer maßvoll, immer die Tragweite seiner Worte wägend“ nennt. Zudem geht schwerlich auf Fontane selbst die Bemerkung zurück, daß damals bereits allgemein vom „alten Kugler“ geredet wurde.

Die Richtigkeit der Fontaneschen Charakteristik scheint mir ein fast unscheinbarer Zug zu bestätigen, den Storm von den eindrucksvollen Berliner Tagen für den Vater in der Heimat festgehalten hat. Kugler war gewiß lebenswürdig und zumal gastfrei, und so durften in der vielbesungenen Mansardenwohnung nahe dem Halleschen Tore zahlreiche junge Wissenschaftler, Dichter und Künstler bei ihm ein- und ausgehen. Sie haben denn auch dem ewigen Herd, wie das Heim Kuglers bald hieß, willig ihren Beitrag entrichtet, ihn über die Vergänglichkeit



Im Hitzigschen Hause Friedrichstraße 242

bewohnte Franz Kugler das Dachgeschoß.

Das 1839 abgebrochene Haus nach einer Lithographie von 1838

hinwegzuretten. Geibel hat Frau Klara im Gedicht gefeiert, Hildebrand ihre anmutigen Züge für die Nationalgalerie festgehalten, Otto Roquette hat das hübsche Lied vom „besten Bier im ganzen Nest“, an dem es in der abendlichen Musengemeinschaft nie fehlte, beige-steuert — aber wie lebt der Hausherr selber in seinem Kreise fort? Storms so viel zwischen den Zeilen verratender Bericht weiß von einer Begegnung mit Eichendorff im Hause Kuglers zu berichten. Was aber? „Er ist teilweise Kuglers Vorgänger gewesen, und wir besahen an dem Abend noch Akten und Dekreten von ihm.“

O Täler weit, o Höhen — sie lagen damals ach, wie weit hinter dem in sich gekehrten alten Dichter des „Taugenichts“, aber auch bereits hinter dem Geheimrat in den besten Mannesjahren. Für Storm allerdings war diese Vergangenheit noch lange kein vergilbtes Pergament: „In diesen stillen Augen liegt noch die ganze Romantik seiner wunderbar poetischen Welt.“ Und er fährt fort: „Es war mir ein eigenes Gefühl, einen Mann persönlich zu sehen und zu sprechen, mit dessen Werken ich seit achtzehn Jahren in intimstem Verkehr gestanden, und der neben Heine schon in meiner Jugend den größten Einfluß auf mich gehabt hat. Ich sagte ihm das auch, und er war sehr herzlich und lieb. „Auch Fontane stand offenbar ganz unter diesem Bann, denn Storm hält ausdrücklich fest, er sei in die Worte ausgebrochen: „Es ist doch etwas Famoses um einen alten Poeten, wenn er ein echter ist.“

Und gerade dieser Zusatz möchte uns vielleicht das Geheimnis der Fontaneschen Charakteristik Kuglers erklären. Auch Kugler hatte all die Jahre über das Reiten auf dem Pegasus nie aufgegeben. Gedichte, Novellen, Dramen — alles haben wir von ihm. Und alles liest sich liebenswürdig. Aber nichts ist aus der Brunnenstube echten Erlebens geschöpft — alles bleibt blaß, bloßer Bildungsschicht entstammend. Eintagsfliegen darum auf der Bühne seine Dramen und Lustspiele, Achtungserfolg auch nur die wohlüberlegte Prosafabelei, die doch nicht herzugeben war. Mißmut konnte da auf die Dauer nicht ausbleiben, und er erklärt wohl, mindestens zum Teil, die Verdrießlichkeiten daraus, die sich in den Briefen der Freunde (Lepel, Fontane u. a.) niedergeschlagen haben.

Wer Kuglers wirkliche Verdienste in gehöriges Licht rücken will, wird sich schon an die früheren Jahre halten müssen, da ihm das Glück ward, Jacob Burckhardts Kunst- und Lebensberater zu sein, und darum haben auch

diese Seiten in Kaegis Burckhardtbiographie stärkste Leuchtkraft. Hier ist kein Wort des Rühmens zu viel — er war, mindestens damals, eine Natur pro se, und nicht umsonst hat sich Burckhardt bis in sein Alter mit größter Rührung des uneigennütigen Mentors liebevoll erinnert.

Das ist das eine und, an der Nachwelt gemessen, bedeutsamste Nebenergebnis im Wirken Kuglers.

Ein anderes zweifellos: „der ewige Herd“ — gewiß ein Duodezsalon jener Tage, wenn man bedenkt, daß gleichzeitig Varnhagen in der Mauerstraße 36 alles von Rang und Klang an Namen um sich versammelte, von Alexander von Humboldt angefangen bis zu Gottfried Keller. Auch die Jours, die Goethes Bettina, Frau von Arnim, und in ganz anderer Zusammensetzung Frau Lina Duncker, eingerichtet hatten, seien nicht übersehen. Immerhin, es muß Kugler gedankt werden, daß eine markante Reihe von zukunftsverheißenden Persönlichkeiten unter seinem gastlichen Dache ein Idyll erlebten, das allen unvergeßlich blieb: Geibel, Heyse, Storm und Fontane, Eggers, Lucae und Lübke, auch Moritz Lazarus, sie alle haben die Flamme des ewigen Herdes leuchtend weitergetragen, und es bleibt fraglich, ob Kugler selbst so unbefangener Heiterer und dadurch so erhellend sich in späteren Lebensjahren, wie er es vor hatte, darüber hätte aussprechen mögen.

Gewiß fehlte es dort nicht an schrullenhaften Mißverständnissen — aber geben nicht gerade sie erst der spielenden Flammenscheine das eigentlich Unverlierbare? Darum soll man es Fontane nicht verargen, wenn er auch die körnigen Absonderlichkeiten ihrer männlichen précieux ridicules festgehalten hat. Der Empfindsamsten einer war doch wohl Geibel. Wir wissen von einem Versuch der Kritik an seinen Liebesgedichten, den Storm unternahm, wobei er auf die entschiedenste Abwehr Kuglers stieß: er betrachte ja wohl Geibel auch als Freund, und damit sei jede Mäkelei ausgeschlossen. Dabei hat selbst Kuglers Schwiegersohn Paul Heyse den Zusammenstoß mit dem nur lobheischenden Dichter nicht vermeiden können. Geibel hatte bei Kuglers ein Gedicht gelesen, das nach Heyses schnoddriger Äußerung recht nett, aber unbedeutend, ohne Gedanken und tieferen Gehalt wäre. „Geibel verfärbt sich, klappt sein Buch zu, stellt sich vor Paul Heyse hin, den Oberkörper vorgebeugt und beide Hände auf die Knie gestützt und buchstabiert ihm mit Stentorstimme in den Hals hinein: S-ch-a-a-a-a-a-a-f! Schaf, ja Schaf! Das Gedicht ist gut,

und wer es nicht findet, ist ein — Schaff!" Fontane hat uns diese komische Szene festgehalten, auch daß Heyse der Sache eine scherzhafte Wendung zu versöhnendem Abschluß zu geben verstand. Aber solche Allergien der Eitelkeit waren doch nicht einmalig, wenn sie zu besserer Stunde auch besser überstanden wurden. Wieder ist es Fontane, der den „Dichter der 25 Auflagen“ mit Menzelscher Beobachtungsschärfe skizziert und mitteilend dem Gelächter aussetzt: „Das Wichtigste ist ihm sein Dreck; von der Qualität und Quantität seines Stuhlgangs ist seine Tageslaune abhängig. Von einem guten Sch... kehrt er zurück wie von einem guten Werk oder wie von einem Monument, das ihm schon bei Lebzeiten gesetzt wurde, und das er mit eigenen Augen gesehen hat. Wenn ihm nicht recht im Leibe ist, so sagt er: der kalte Frosch ist wieder da! Eggers, ein feiner Beobachter, meint, daß er das Paddengeschlecht auch wohl nicht eher loswerden würde, als bis es ihm vergönnt sei, vom Parterre aus die bis zur Raserei gesteigerte Publikums-Begeisterung über ein Geibelsches Stück zu beobachten. Eggers fuhr fort: Geibel fühlt mehr oder weniger, daß es innerlich mit ihm zu Ende geht und daß äußerlich die Kritik, die nachgerade nur noch einen Virtuosen in ihm erkennt, immer festeren Boden gewinnt — das kann er nicht ertragen, das ist die Wurzel seiner Krankheit.“

Dabei war Geibels Ruhm immerhin auf ein im Wechselspiel farbiges artistisches Können gestützt. Wer hätte ihm schon jene vielleicht schönste Improvisation — auch wieder aus knurrendem Mißbehagen geboren, aber diesmal zu gutem Ende geführt — nachmachen können? Heyse, immer sichtlich bemüht, italienische Sonne über sein Jugendland wärmend auszubreiten, hat bezeichnenderweise diesen Vorgang gern in seine Erinnerungen aufgenommen. Er gibt gleichzeitig die Aura des ewigen Herdes am reinsten wieder und soll darum an dieser Stelle nicht ausgelassen werden: „Es waren schöne Abende, wenn Geibel, der fast täglich im Kuglerschen Hause sich einfand, das schmale, abgegriffene Taschenbuch hervorzog und das neueste Gedicht las, das ihm der Tag beschert hatte. Wir saßen in dem großen Wohnzimmer mit den drei tiefen Fensternischen um den runden Tisch, die Frauen mit einer Handarbeit beschäftigt, Luise Kugler (Franz Kuglers Schwester) ihr Zeichenbuch vor sich, während irgend einer der Anwesenden ihr sitzen mußte. Die Kinder hatten ihr Spielzeug weggeworfen und sich hochaufhorchend in die dunklen Ecken gekauert, um nicht zu früh zu Bett geschickt zu werden; alle, und nicht zuletzt die jungen Hausfrauen, hingen an den Lippen des Dichters, der, die Brauen zusammengezogen, heftig den Knebelbart zausend, mit seiner tiefen, eintönigen Stimme den ‚Morgenländischen Mythos‘ las... Auf eine solche Vorlesung erfolgte nicht immer ein einmütiger Beifall. Zuweilen wagte sich auch eine kritische Stimme hervor, zumal, wenn es ein dramatisches Fragment betraf, und auch wir Jüngeren faßten uns wohl ein Herz, mit einem Bedenken nicht zurückzuhalten. In der Regel nahm Geibel dergleichen Einreden mit guter Laune auf. Aber schon damals machte ihm das innere Leiden zu schaffen, das ihm durch sein ganzes Leben den freien Genuß des Daseins verkümmerte. Sein reizbares Temperament konnte dann heftig auflodern, und von den Lippen, denen eben noch die sanftesten lyrischen Töne entströmt waren, brachen dann Ausdrücke von so hanebüchener Art, wie sie eher einem hanseatischen Bootsmann als dem hochgestimmten Seher und Sänger gezierten. Besonders mit Luise, die ihm in ihrer pommerschen Naturfrische bei all ihrer tiefen Bewunderung und warmen Freundschaft an derber Geradheit nichts nachgab, kam es hin und wieder zu einem leidenschaftlichen Disput, den er gelegentlich mit dem gut lübeckischen ‚Back di wat, Selal‘ abschchnitt, in hellem Zorn das Zimmer verlassend. Er kam dann bald wieder sacht zu derselben Tür herein, die er so dröhnend zugeschlagen hatte, beugte vor der Gekränkten, ritterlich Abbitte leistend, ein Knie oder zog sich mit einem Scherz aus der Affaire. Einmal u. a. mit einem lustigen Ghasel, dessen Keimerzeilen das schnöde Wort wiederholten:

Holde Künstlerin Luise: Back di wat!
Hör das Wort, das ich erkiese: Back di wat!
Bist du klug, so wählst du dir zum — Wappenschild
Die Palett', und zur Devise: Back di wat!
Denn in diesen Silben schlummert — Zauberkraft;
Keine Formel bannt wie diese: Back di wat!
Und des Westens Sängers müßten — sie erhöh'n,
Wie des Orients Hafise: Back di wat!
Hätt' es Adam einst zur Eva — kurz gesagt,
Und wir wandelten auf Blumen — allzumal,
Säß' er noch im Paradiese: Back di wat!
Statt zu gehn auf hartem Kiese: Back di wat!
Mancher Held, er ward ein Held nur — durch dies
Wort,

Das so gern ich würdig priese: Back di wat!
Zum Cyklopen sprach es leise — schon Ulyss,
Flüsternd unterm Widderfliese: Back di wat!
Hannibal, der Alpenkletter — sprach's am Fels,
Und es barst der Alpenriese: Back di wat!
Cäsar, da sein Schiffelein schwankte — hoch im Sturm,
Rief: Du wiegst den Cäsar, Brise. Back di wat!
Jenen Fluten rief's entgegen — die er brach,
Camoens, der Portugiese: Back di wat!
Als sie schmachend sich ihm nahte — sagte kühl
Abälard zu Heloise: Back di wat!
Aber laut bei Roßbach donnert's — König Fritz
In das Ohr Herrn von Soubise: Back di wat!
Ja, die Welt erobern müßte — jener Held,
Welcher mit Trompeten bliese: Back di wat!
Im Marienbade friedlich — singt's der Gast,
Singt's zu Karlsbad auf der Wiese: Back di wat!
Und sobald er ausgesungen seinen Spruch,
Naht die heißersehnte Krise: Back di wat!
Darum einen Tempel möcht' ich — stolz dir bau'n,
Auf geschliffnem Marmorfliese: Back di wat!
Und mit goldnen Lettern überm Säulengang
Schreiben auf die breiten Friese: Back di wat!

Es war unmöglich, ihm länger zu grollen.“

Heyses Schilderung ist in mehrfacher Hinsicht dankenswert: sie bewahrt einmal das Geibel-Bild vor gänzlichem Unkenntlichwerden im Nachdunkeln seiner unaufhaltsam gewordenen Überlebensfähigkeit; sie malt dabei mit breitem Pinselstrich ein behagliches Intérieur Kuglerscher Häuslichkeit, aber wenn andere Besucher dann zu abschließender Rundung einer wohligen Zeichnung den Hausherrn selbst gern ans Klavier setzten, sich zu frisch dahergesungenen Trink- oder Wanderliedern begleitend, so huscht hier bereits sein Schatten unsichtbar-sichtbar in der Kutte entsagender Wahlverwandtschaft vorüber.

Fontane hat noch nach Jahrzehnten auf die Besonderheiten des Hauses Kugler (in einem Brief an Georg Friedländer) angespielt: dort gelte nur, wer einen Band lyrischer Gedichte herausgegeben habe. Er erinnert dabei an die etablierten Mächte, denen man sich in Preußen seit je unterwerfe: „Diese Mächte sind verschieden: Geld, Adel, Offizier, Assessor, Professor. Selbst Lyrik (allerdings als eine Art Vaduz und Liechtenstein) kann als Macht auftreten.“ Problematisch wird das aber, sobald solche Randstaaten sich im Lebenszentrum gelegene Großmächte dünken. Und hier lag eindeutig das tragische Dilemma für Kugler. Otto Roquette, der lebenswürdig-schwerelose Sänger von „Waldmeisters Brautfahrt“, hat es am treffendsten ausgesprochen; in der Geschichte seines Lebens heißt es von Kugler: „Stand seine Autorität auf wissenschaftlichem Gebiete fest, so hatte er auf verschiedenen anderen auch Geltung erlangt, und man mußte der Vielseitigkeit seiner Begabung gerecht werden. Am liebsten wollte er Dichter genannt werden.“

Wie viel Verkennen seiner ganzen Lebensanlage und -leistung lag in solchem Wunsch! Die alte Verwirrung der Einsichten und Gefühle zeigt sich hier. Der eigentliche Schwerpunkt seines Daseins war ihm unbewußt geworden und drohte ihm fast zu entgleiten. Im schwersten Pionierdienst einer erst werdenden Kunstgeschichte hatte er mit sichtbarstem Geschick begonnen, ohne dann den eigentlichen Großbau seines Lebens wahrhaft fortzusetzen. Denn bei allen beibehaltenen Einzeluntersuchungen — wie schnell hatte er die sich türmende Arbeit an seinem „Handbuch“ andern überlassen. An dieser Tatsache ändert auch nichts, daß es zunächst Jacob Burckhardt war, an den diese Arbeit überging. Der mochte mit Recht von vornherein eine schuldige Übergangsleistung für sich darin erblicken — Kugler aber, an der eindrucksvollen Städteplanung der Kunstgeschichte so bedeutsam eingesetzt, war er sich selber nicht bereits abtrünnig geworden, als er sich in den lockenden Strudel des Ministeriums mit der verwirrenden Vielseitigkeit seiner zeitbedingten Aufgaben hineinziehen ließ? Auch die lenkende Einwirkung auf den akademischen Nachwuchs sich versagte? Statt dessen: wie schnell war der vermeintliche Dichter vom Theater magnetisiert, das er vom Generalstab seiner ministeriellen Behörde nun umgehend mit eigenen Bühnendichtungen wie mit Reform-Denkschriften entscheidend modernisieren zu können glaubte. Blinder Eifer alles — und nur mit Undank gelohnt: aus vorgeblichen Sparmaßnahmen strich man dem unerwünschten Besserwisser für die Begleiterin den zweiten Dienstplatz zu den Neuaufführungen!

So war viel gute Gelegenheit nutzlos vertan. Welche Wärme, welche Blickweite noch lag über seinen Begegnungen mit Schinkel. Daß er doch auf solchen Wegen unabgelenkt weiter geschritten wäre! Statt dessen härtete sich das Hohepriesterliche der Zunft in ihm, und der Prophetenblick eines Koloff, der damals gerade hinter bergenden Hüllen den wahren Rembrandt erkannte, ward übersehen oder gar als störend empfunden, weil nicht hineinpassend in ein zu ausgeklügeltes, zu starres Schema, das mit der bloßen Ausspielung des republikanischen Protestanten Rembrandt gegenüber dem katholischen Royalisten Rubens nicht mehr stach.

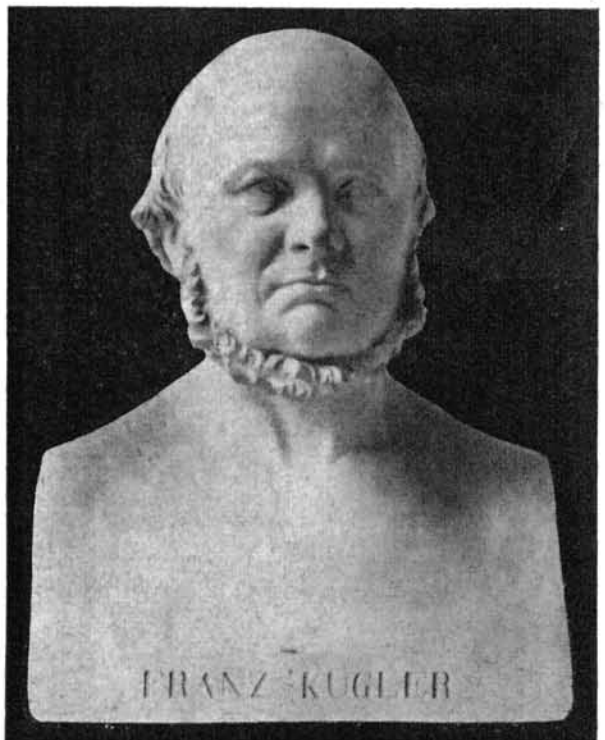
Künder des Zukunftsträchtigen zu werden — dieser ihm so gemäßen Gelegenheit aber hatte Kugler sich früher bereits einmal begeben. Es ging damals darum, Stufen zu schlagen für den steilen Aufstieg, den Carl Blechen zu unbetretenen malerischen Höhen sich erkoren hatte. „Noch erhitzt von den Steigerungen seines Inneren bei so kühnen Visionen, prallte er von allen Seiten an das mauerfeste Gefängnis der Philisterwelt, die ihn umgab, kaltes Mißverstehen, blödsinniges Urteil, neidisches Verzerren seiner gigantischen Versuche machten ihn rasend, und kein Tröpfchen Tau des Einverständnisses sollte ihn erquickern — Entzweiung mit sich selber, Verwirrung seines Instinktes war die Folge“, so beschwor 1838 in einem denkwürdigen Hymnus des Entsetzseins Bettina brieflich ihren Freund Moritz von Bethmann-Hollweg zu rettender Teilnahme. Zu spät bereits: der Verfall des umnachteten Künstlers war nicht mehr aufzuhalten. In anderer Art hatte Berlin nach knapp einem Menschenalter wieder so etwas wie eine Kleisttragödie erlebt. Jenes Berlin, in dem Kinkels spätere Frau, Johanna Mathieux, 1837 die Hunderte von Koterien beklagte, in welche die große Gesellschaft zerfiel, ohne daß eine von der andern etwas wußte.

Wie herrlich, wenn eben hier Kugler als Fackelträger erstanden wäre, den zerklüfteten Anstieg dem Künstler zu erhellen; aber auch den Zeitgenossen, auf die es ankam, überzeugend darzutun, daß eben dieser Maler der begnadete Ahnherr einer Kunst von übermorgen sein werde. Gerade weil Kuglers Blechen-Kritiken viel gute, treffsichere Beobachtungen enthalten, ist es um so schmerzlicher zu bedauern, daß das lösende Wort, das er bald darauf für den jungen Menzel gefunden, hier unausgesprochen blieb.

Es ist der Erdenrest zu tragen peinlich, daß der bei allem zweifellos vorhandene panoramatische Blick (wie ihn Burckhardt dem früh entschwundenen Freunde nachrühmte) ihm selbst nicht immer verlässlicher Kompaß war. Wie Kugler hinterdrein den achlos zu Boden gefallenem Gesprächen Schinkels nachtrauerte, so wie der unbemerkt vertanen Gelegenheit, eine erste ausschöpfende Blechen-Biographie zu geben, die den säumigen Trott verdrödelter Erkenntnis mit einem Schlage unterbrochen hätte. Ob der alternde Fontane, der vierzig Jahre nach Blechens Tod ein schriftliches Monument für ihn damit beabsichtigte — das über geringe Anfänge freilich nicht hinaus kam —, das Versäumte noch hätte aufholen können, wer will das ausmachen? Erst um die Jahrhundertwende hoben sich die Nebel, die überlang Blechens Oeuvre dem Blick einer geziemlichen Wertung entzogen hatten.

Man verstehe nur recht: der ganze Fall Kugler-Blechen ist lediglich herangezogen worden, um das Fragezeichen zu erklären, ohne das man die buchhändlerisch verständliche Bindung Kugler-Menzel nicht zulassen kann. Und wer allein die Dithyramben Heyeses im Ohr hat, wird das zusehends verschattete Gedächtnis an Kugler nie verstehen lernen.

Dabei konnte der Schwiegersohn gar nicht anders urteilen. Kuglers hatten dem Epheben in seiner bezaubernden Anmut alle Aufmerksamkeit gewidmet, die in dem stillversponnenen Elternhause bei aller Herzengüte nicht reich genug vorhanden sein mochte — so war ihm Kugler, der Schwiegervater, ein zweiter Vater geworden. Und Burckhardts dankbare Anhänglichkeit mußte den Überschwang eigener Wertung nur bekräftigen. Also mochte sich Paul Heyse gehalten fühlen, mit den Riesenmaßstäben eines David d'Angers das Erinnerungsbild auszuführen. Danach hätte man von Kugler, wären ihm



Franz Kugler

Büste von Bernhard Afinger 1859 / Berlin, Nationalgalerie

nur genügend Lebensjahre beschieden gewesen, ein Gegenstück zu Alexander von Humboldts epochalem Werk zu erwarten gehabt: einen ästhetischen Kosmos!

Der sich in solchen Übersteigerungen erging, ahnte nicht, wie anders Gottfried Keller über diese Werdezeit dachte: „Wenn der arme Heyse nur bald aus der unglücklichen Konstellation zwischen den beiden Süßwasserfischen Kugler und Geibel herauskommt! Wenn etwas Selbständiges in ihm steckt, so wird und muß er bald über die Schnur hauen!“ So zu Hettner; und ein halbes Jahr später ähnlich an Freiligrath: „Von den vom König von Bayern angestellten Poeten ist Paul Heyse ein wirkliches und schönes Talent, welches aber noch gar keinen rechten Animus hat, da er unter lauter Eseln aufgewachsen ist und noch mit ihnen graset.“ Diese „strikte Goethetuerei“, die Keller an Heyse ironisiert — mußte sie nicht bei mangelnder dichterischer Substanz aus Kugler den „unpoetischen Geheimrat“ machen, über den Lepel sich ärgerlich belustigte?

Das alles darf nicht übersehen werden, wenn man Menzels späten, dafür um so massiveren Ausfall gegen Kugler verstehen will: er habe physisch und geistig einen Wasserkopf gehabt!

Die grausame Feststellung mag einst unter den Rüttl-Freunden gefallen sein — Fontane erinnert in einem der gewohnten Briefberichte (vom 8. Juni 1879) seine Frau daran, als Menzel sich in einer Rüttlsitzung wegwerfend über Eggers ausgelassen hatte. Der neue Hieb war auch diesmal wieder gegen einen Toten geführt worden. Noch am nächsten Tage — man ist bei dem Maler Heyden versammelt — zittert die Erregung im Kreise der Vertrauten nach. Nur Fontane scheint unbetroffen und will nichts von grundsätzlicher Verwerfung solcher Todesurteile wissen: „Es hängt alles von der Vorfrage ab, wie groß ist Menzel? Ist er bloß ein sehr guter Maler, so darf er dergleichen nicht sagen; ist er aber, wie ich überzeugt bin, allerersten Ranges, eine epochemachende Nummer Eins, ein Sanspareil, so darf er es sagen. In solchem Falle gesteh ich ihm das Recht zu, ästhetische Besserwisserien als impotentes, langweiliges Zeug von der Hand zu weisen. Es ist wie mit unserm Reichskanzler. Heißt er Schnökel oder Hasemann, so muß er der Glocke des Präsidenten gehorchen; heißt er Bismarck, so muß er ihr nicht gehorchen. Carlyle hat recht, der einzelne bestimmt alles, darf alles, wenn er der Mann danach ist. Daran hängt's.“

Fontanes Formulierung hat, wie meist, außerordentlich viel Bestechendes — soll aber darum der Stab nun endgültig über den armen Kugler gebrochen sein? Wir wollen der Menzelschen Peinlichkeit nicht eine neue hinzufügen, nicht seinen Todestag noch nach hundert Jahren auf der Richtstätte erleben. Übrigens sind selbst Bismarcks Urteile schon von der Mitwelt nicht durchweg unesehen übernommen worden. Und bei Menzel ist für seine temperamentvollen Ausbrüche erst recht Vorsicht geboten. Eben der hier so arg gezauste Friedrich Eggers hatte noch kurz vor seinem Tode dem Freunde Lazarus mitzuteilen gewußt, wie klotzig Rubens-Menzel auf einer Rüttlzusammenkunft gegen Rauch vom Leder gezogen habe: schon im voraus sei eine ihm geltende Biographie — und Eggers schrieb damals gerade an einer solchen — veraltet, da er erheblich überschätzt worden sei. Stets habe der Kammerdiener den Künstler Rauch unterdrückt!

Und Fontane, der hier Partei für Menzel ergreift, sollte es später am eigenen Leibe erfahren, wie maßlos eigenwillig dieser sein konnte. Das prächtige Huldigungsgedicht Fontanes zu Menzels siebzigsten Geburtstag, „Auf der Treppe von Sanssouci“ (das sich Kronprinz Friedrich gleich mehrfach vorlesen ließ und das bis heute herrlich wie am ersten Tag geblieben ist) mit seinen köstlichen Antwortversen:

Ja, wer ist Menzel? Menzel ist sehr vieles,
Um nicht zu sagen alles; mind'stens ist er
Die ganze Arche Noah, Tier und Menschen:
Putzhühner, Gänse, Papagei'n und Enten,
Schwerin und Seydlitz, Leopold von Dessau,
Der alte Zieten, Ammen, Schlosserjungen,
Kathol'sche Kirchen, italien'sche Plätze,
Schuhschnallen, Bronzen, Walz- und Eisenwerke,
Stadträte mit und ohne gold'ne Kette,
Minister, mißgestimmt, in Kaschmirhosen,
Straußfedern, Hofball, Hummer-Majonnaise,
Der Kaiser, Moltke, Gräfin Hacke, Bismarck —

wie lange hat es der Maler dem Dichter nur mit eisigem Schweigen gedankt, bloß weil Fontane ihn den noch verbleibenden ErdenSpielraum zu knapp bemessen: Friedrichs Einladung nach Sanssouci —

Er mag die Zeit bestimmen,
Ein Jahrher zehne will ich gern noch warten

dünkte ihn in so beengender Festlegung ein Ärgernis, über das er lange nicht hinwegkam! Und Kugler selbst — wie billig hätte er Menzels Taktlosigkeit heimzahlen können, hätte auch ihm Fontane eine ähnliche visionäre Begegnung nachträglich noch gegönnt. Dann wäre die kleine Exzellenz daran zu erinnern gewesen, daß der alte Shadow einst in der Haude & Spencerschen Zeitung gebullert hatte: die Kritzeleien oder Griffonagen eines gewissen Menzels seien des großen Königs unwürdig. — Und wie hatte der Krügerschüler Karl Steffek, Max Liebermanns nachmaliger Lehrer, über Menzels Krönungsbild geurteilt? Es sähe aus, als ob vierzehn Tage Sch-dreck darauf gerechnet hätte. Solche Spiegelung also von Fontanes Hand existiert nicht, und zudem wäre auch Kugler nicht der Mann gewesen, in dieser Weise mit dem Gegner seine Klinge zu kreuzen.

Und schließlich war nicht dieser Ausspruch Menzels eben auch ein — Schlachtenbild?

Wie immer: Die Karten mußten noch einmal zum ganzen Spiel der Kräfte aufgelegt werden, um die wirklich zugeteilten Trümpfe für Kugler auszuzählen. Indessen — auch bei sorgfältigster Überprüfung — viel zu verändern wird nicht sein. Wie einst die Mitwelt ihn auf Krügers großem Paradebild unter den markanten Persönlichkeiten ihrer Tage nicht vermißte, so haben ihn nun weder Willy Andreas noch Theodor Heuss in ihre umfangliche Biographiensammlung der „Großen Deutschen“ aufgenommen: die Heiligsprechung der Nachwelt ist ebenfalls ausgeblieben.

Dawider ist ernstlich kaum etwas einzuwenden. Aber sollte er für die Erinnerung nicht selig zu sprechen sein? Es ist doch wohl kein Zufall, daß die überzeugendste Zeichnung seiner Persönlichkeit (von der Hand Kurt Karl Eberleins) sich in den „Pommerschen Lebensbildern“ findet: hier war er mit all seinen reichen Anlagen und seinem vielverzweigten Können im eigensten Erdreich zu verwurzeln, und hier wird ihm stets sein Platz bleiben neben den tüchtigsten zeitgenössischen Landsleuten, den Droysen und Rodbertus, den Billroth und Virchow und manchem andern.

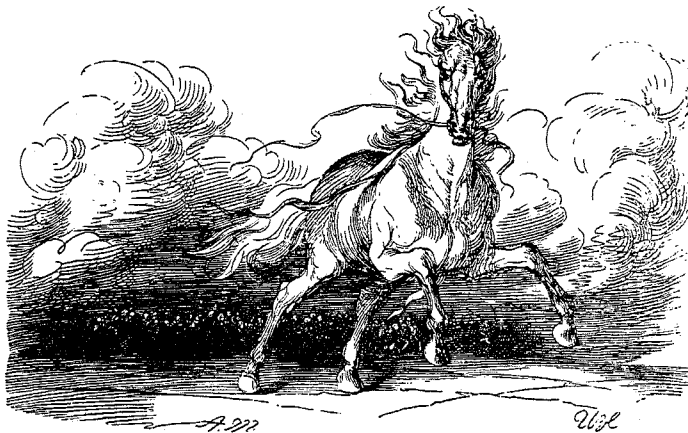
Ob die Kugler-Herme von Bernhard Afinger, die einst im Museum aufstellung gefunden, je wiederkehren wird? Schließlich gab diese Büste allzu deutlich das zu erkennen, was Kugler an Bleichen nicht entdeckt und Menzel allzu drastisch herausgespürt hatte. Unbestritten aber wäre Berlin um ein wirkliches Juwel reicher geworden, wenn in Fortsetzung des vielgerühmten Balkonzimmers sein Maler eine Gesellschaftsstudie „Bei Kuglers“ angeschlossen hätte. Der Chronist bemerkenswerter Berliner Häuser, Mackowski, hat den schmächtigen Bau der Friedrichstraße 242 mit Fug ausgelassen. Architektonisch

hatte es wohl nichts zu sagen, und doch hat sich in seinen bescheidenen Räumen viel klärende Nebenhandlung zur Geistesgeschichte abgespielt und zu guten Auftritten vernehmliches Echo gegeben.

Daran dachte wohl auch Fontane, als ihn die Kunde von Kuglers jähem Ableben in London ereilte, und er in die männliche Gesinnung, die so tröstlich gewinnend aus Merckels Nachruf sprach, sofort einstimmte: „Wie schön ist es, daß Sie den stillen Mann mit dem Monde vergleichen, der leuchtend, wohlthuend, erhebend, allwöchentlich am Horizonte aufstieg... Wer den Mann kannte, wird das Bild überhaupt schön finden, denn er hatte auch für uns, die wir doch entschiedener von ihm beeinflußt wurden, überwiegend etwas Still-leuchtendes.“

Dies Bild vom Monde — vielleicht wird es dauern. Wenn man dann aber die Sonnen seiner größeren Mitspieler heraufbeschwört — und man wird sie immer wieder vor die Rampe rufen —, gebührt dann nicht jedesmal auch ein Hervorruf mindestens dem zurückhaltenden, aber vielleicht gerade in dieser Eigen-Inszenierung glücklichsten Regisseur? Man sollte daher, wenn dereinst die Friedrichstraße neu entsteht, der Stelle, an der vor Zeiten der ewige Herd gebrannt hatte, mit einer Tafel gedenken, auf der zu dem Namen Franz Kuglers die Verse gehörten, die Fontane ihm einst am Ende eines langen huldigenden Gedichtes aus England übersandt hatte:

Der Liebe, der Ehre, dem Wissen, der Kunst
Hast du eine Hand gegeben —



Vignette aus dem „Kugler-Menzel“

Holzschnitt von Friedrich Unzelmann nach Zeichnung von Adolph Menzel

Martin Henning†:

Noch einmal „Emil von Arnstedt“

Die im Band 9 (S. 15—17) dieses Jahrbuchs von F. G. Bernhard veröffentlichten Briefe Emils von Arnstedt an seine Mutter und der ergreifende Brief der Mutter des ermordeten Leutnants Wenzel waren bisher unbekannt. Von verschiedenen Lesern wurden wir darauf hingewiesen, daß „Theodor Fontanes Bericht über den Fähnrich von Arnstedt; seine Quellen und ihre Behandlung“ von Dr. Reinhard Lüdicke in der Zeitschrift „Der Herold für Geschlechter-, Wappen- und Siegelkunde“, 1941, Band 2, Heft 4/5, auf den S. 181—202 eingehend behandelt worden ist. Lüdicke hatte neben der Mehrzahl der Briefe, die Fontane vorlagen, auch Einsicht in die Akten des Gerichts der 5. Division und des General-Auditoriums in Sachen v. Arnstedt. Hinsichtlich des Lebensganges und der charakterlichen Beurteilung des v. A. brachte Lüdicke wesentliche Richtigstellungen und Ergänzungen. So war der junge Mann bis 10 Tage vor der Tat nicht im Arrest, sondern wegen syphilitischer Erkrankung im Lazarett, der „Vetter Adalbert v. L.“ war ein damals 20jähriger Kaufmann Eduard Schmutzler, dessen Nachkommen die noch vorhandenen Briefe auch Dr.

Lüdicke zur Verfügung stellten. Fontane hatte die meist mit Bleistift geschriebenen, oft schwer lesbaren, Briefe auszugsweise übermittelt, wobei einige Lesefehler unterliefen, auch der Name des Empfängers durch einen fingierten ersetzt wurde. Aus den weiteren Forschungen Lüdickes erfahren wir über die Mutter, Frau v. Arnstedt, daß sie eine Tochter (* 1791) des Geh. Hofrats und Landeinhalters im Kreise Teitow Joh. Jak. Gabriel Brandin, von 1807—1811 (Scheidung) mit dem Geh. Archivrat Heim (nicht v. Hoym) verheiratet war, dann den Sohn Emil am 12. 10. 1815 (nicht 1816) in Ballenstedt gebär, als dessen vermeintlicher Vater Major a. D. und Kammerherr v. Alvensleben genannt wird. Damals war sie schon mit dem Hauptmann v. Arnstedt bekannt, mit dem sie sich 1816 vermählte. Der auf den Namen „Arnsleben“ (Arnstedt—Alvensleben) getaufte Emil erhielt erst 1817 laut Eintrag im Kirchenbuch Ballenstedt den Namen von Arnstedt. Zu Fontanes Bericht in „Fünf Schlösser“ muß man zur Klärung vieler Einzelfragen und zur gerechten Beurteilung des jungen Menschen die Veröffentlichungen von Lüdicke und Bernhard rücken.

In Tegeler Erdreich gepflanzt - auf Tegeler Boden gewachsen

Im Jahre 1959 jährte sich zum hundertsten Male der Tag, an dem der große Berliner Naturforscher Alexander von Humboldt verstarb. Aus diesem Anlaß heraus wurden Feiern, Gedenkstunden, Vorträge und wissenschaftliche Arbeiten, die um diesen Mittelpunkt kreisen, veranstaltet. Eine besondere Gedankenreihe, die auf dem Boden dieses Erinnerns seit Jahren gewachsen ist, soll in der anschließenden Arbeit geboten werden.

In den letzten Jahrzehnten haben wir uns in Deutschland immer wieder angelegentlich mit Abstammungsfragen beschäftigt. Trotz mancher behördlich befohlener Irrwege waren die Aufschlüsse in vielen Fällen beachtlich und aufschlußreich. Die Ergründung der leiblichen Herkunft eines Menschen ist aber oft weit weniger erregend als die Aufklärung des Werdens seiner Persönlichkeit und der Einflüsse, die sie formten, also seiner geistigen Abstammung. In ihr zeigen sich manchmal überraschende Zusammenhänge, denen nachzugehen sich lohnt. Nur vereinzelt leuchten Feststellungen darüber auf, wenn wir Lebensbeschreibungen danach durchforschen. Amtliche Aufzeichnungen sind selbstverständlich gar nicht vorhanden. So ist man bei den Ergebnissen mehr oder weniger auf den glücklichen Zufall angewiesen.

Ein beachtliches Kapitel solcher geistigen Zusammenhänge läßt sich nun im Tegeler Raum erfassen und ist wohl wert, aus Anlaß des hundertsten Todestages Alexander von Humboldts, der mit in diese Reihe gehört, zusammengestellt zu werden. Es bildet einen bemerkenswerten Beitrag zur Geschichte der Naturwissenschaften auf dem Berliner Boden. Seine Schauplätze sind der Humboldtsche Park, der Tegeler Forst, die Jungfernhede, die Insel Scharfenberg, die landfest gewordene Halbinsel Reierwerder und der neue Borsigdamm.

Es war in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, als der Kammerherr und Obrist-Wachtmeister Alexander Georg von Humboldt (1720—1779) in den Besitz des Gutes Tegel gelangte. Er bekam es durch seine Heirat mit der verwitweten Frau Marie Elisabeth von Holwede, geborenen Colomb. Die Heirat fand am 27. Oktober 1766 statt. Frau von Humboldt war vorher mit dem Hauptmann Friedrich Ernst von Holwede, der Tegel als Erbpächter besaß, verheiratet gewesen. Dieser erhielt Tegel 1764 für 4000 Taler von seinem Bruder, dem Hauptmann Viktor Ludwig Heinrich von Holwede, der es 1762 erworben hatte¹⁾. Auf diesen Hauptmann Viktor von Holwede muß noch einmal später zurückgekommen werden. Beide Brüder hängen wohl mit dem in Bornstedt begrabenen Hofkuchenmeister Holwede († 1739) zusammen²⁾, wurde doch Friedrich Ernst, der erste Mann der Frau von Humboldt, 1723 geboren.

Alexander Georg von Humboldt hatte von seinen höfischen Diensten her einen großen Bekanntenkreis, dem er nun sein neues Besitztum vorführte. Seine geistige Rührigkeit begann bereits beträchtenswerte Früchte zu zeigen. So war er um die Verbesserung der Viehhaltung bemüht gewesen. Danach ging er an die Schaffung eines Parkes. Maulbeerpflanzungen, die er vorfand, schränkte er ein, da sie ihm keinen genügenden Ertrag zu bringen schienen. Bei der Gestaltung des neuen Werkes fand er nun höchste Aufmerksamkeit bei dem Herzog Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, später „Vater Franz“ genannt, dem Schöpfer des berühmten Wörlitzer Parkes³⁾. Dieser Herzog Leopold Friedrich Franz (1740—1817), Enkel

des „Alten Dessauers“, und sein adliger Freund, der Baumeister Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff (1736—1800) nehmen in der Kultur- und Kunstgeschichte des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts einen festen Platz ein. Bei einer Kavaliereise in das England, das sich von Jean Jacques Rousseaus (1712—1778) „Retour à la nature“ hatte beeinflussen lassen, erhielten sie beide ihren entscheidenden geistigen Lebensanstoß. Für Deutschland brachte diese Reise, die 1763/64 stattfand, die Anregung der Schöpfung von Parkanlagen in einem neuen naturnahen Stil, der sich aus Rousseaus Anschauungen entwickelt hatte. Man nannte diese Form daher „englischen Park“⁴⁾. Wörlitz war zur Schaffung eines solchen englischen Parks ausgewählt worden, da ein See ihm ein belebendes Auge geben konnte. Auch Tegel lag an einem solchen belebenden Wasserspiegel und sollte ein englischer Park werden. Wir fühlen wohl, woher in den sechziger bis siebziger Jahren bei dieser Bekanntschaft die Anregung kam und sind gar nicht mehr darüber verwundert, wenn wir hören, daß Leopold von Zeit zu Zeit herüber kam, um nach dem Rechten zu sehen und Fortschritte festzustellen. Ein besonderer Beweis dafür tritt uns an der Tegeler Kirche entgegen. Dort erhebt sich an der nordöstlichen Ecke ein köstliches Grabmal der Frau Wilhelmine Anne Susanne von Holwede, geborene Colomb. Sie war zwei Jahre jünger als Frau von Humboldt, geboren 1743, verstorben 1784, und deren Schwester, die Gattin des älteren der beiden Holwedebrüder, der Tegel zuerst besaß⁵⁾. Noch war die Grabstätte im Park nicht geschaffen. Als Alexander Georg von Humboldt 1779, fünf Jahre früher, gestorben war, hatte Frau von Humboldt den Gatten in der Kirche ihrer Besitzung Falkenberg bei Weißensee beisetzen lassen⁶⁾. Ihre Schwester hatte an dieser Besitzung keinen Anteil und kam auf diese Weise auf den Tegeler Dorffriedhof. Der Grabstein an sich, so hübsch er auch ist, fesselt hier unsere Aufmerksamkeit nicht. Die vier Linden an seinen Ecken sind es, die diese auf sich ziehen. Als unser Freund Sasse sie erstmals sah, erinnerte er sich sofort der berühmten Rousseauinseln. Rousseau war der Anreger des neuen Naturgefühls, dem Herzog Leopold nachstrebte und dem man auch hier in Tegel huldigte. Wie tiefgehend war schon seine Wirkung! England und Deutschland waren weithin davon ergriffen⁷⁾. So wie nun Rousseau im Park von Ermenonville bei Paris 1778 auf einer Insel eines Sees zwischen vier Pappeln mitten in der Natur begraben worden war, so schuf man ihm allerorten in Dankbarkeit Erinnerungsstätten. Eine der ersten entstand im Park Leopold Friedrich Franz' in Wörlitz⁸⁾. Auch der Berliner Tiergarten erhielt eine solche von des jüngeren Sello Hand⁹⁾. Diese Tegeler Grabstätte ist nun offensichtlich eine freie Weiterentwicklung des Rousseauinselgedankens, eine lebenswürdige Übersetzung in das Märkisch-Ländliche. Da die Stätte sich nicht auf einer Insel, im Wasser, befand, so wählte man statt des Wasserbaumes den allgeliebten Landbaum, die mütterliche Linde¹⁰⁾. Wir spüren wieder die Hand Herzog Leopolds, des Verehrers Rousseaus. Damit scheint sich auch ein Fingerzeig für die umstrittene Zeit der Pflanzung der berühmten Tegeler Lindenallee zu ergeben, von der Rave meint, daß sie 1792 gepflanzt sei¹¹⁾. Man sieht auch daraus, daß die Freundschaft des Anhalt Herzogs der Familie des Schöpfers des Tegeler Parks auch über dessen Tod hinaus, der 1779 erfolgte, erhalten blieb und anregende Folgen nach sich zog. Leopolds Brandenburger Beziehungen waren ja überhaupt bedeutend, war doch auch die Dessauer Herzogin Louise (1750—1811) eine Brandenburgerin, und zwar aus der Schwedter Linie¹²⁾. Des Dessauer Hofes Wirken wurde

auch in Weimar als vorbildlich hingestellt. Wenn man auch behauptete, daß Goethe zur Zeit seines Berliner Besuchs 1778 bereits weit über die Aufklärung hinausgewachsen war, so könnte man doch herleiten, daß ihm Tegel über solche Zusammenhänge nicht ganz unbekannt war und auch neben seinem bekannten Speisegasthaus zum Besuche anregte, um wenigstens einmal einen Blick hingeworfen zu haben¹³⁾. In diesem Tegel flossen aber noch andere Linien zusammen, fanden sich weitere Besucher ein. Darunter war auch der Naturfreund Friedrich August Ludwig von Burgsdorff. Er „kaufte“ im Jahre 1777 die Forstsekretärstelle, mit der die Verwaltung des Tegeler Forstreviers verbunden war. Als Burgsdorff dreißigjährig nach Tegel kam, hatte er schon weite Reisen hinter sich und viele Erfahrungen gesammelt. Um dieser willen stellte ihm der König besondere Aufgaben. Es ging damals um den Bestand des märkischen Waldes. Ursprünglich hatte man ihn wachsen lassen, den Urwald, und sich seiner bedient. Im sechzehnten Jahrhundert sah man aber bereits, daß das nicht immer so fortgehen konnte. So kam es zur Aufstellung der „Joachimischen Holzordnung“. Sie scheint keine Besserung gebracht zu haben. Als gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch die Anlage vieler Glashütten, Teeröfen, Eisenhämmer der Holzvorrat schnell zu schwinden drohte, mußten neue Wege gegangen werden. Zunächst verkaufte man das benötigte Holz teuer. Die Abnehmer wurden fernerhin auf oberschlesische Kohle verwiesen¹⁴⁾. Sodann versuchte man durch Anzucht schnellwüchsiger oder ergiebiger Holzarten dem drohenden Wälderschwund zu begegnen. Hier lag die Arbeit Burgsdorffs. In den Jagen 75 und 76 des Tegeler Forstes schuf er eine besondere „Pépinière“ (Pflanzschule), die nach ihm benannten „Burgsdorffschen Anlagen“, von denen heute noch manches zu erkennen ist, vor allem hervorragende Buchenbestände, die das Auge des Naturfreundes in ihrer bald vollendeten Zweihundertjährigkeit entzücken. In ihnen wurde besonders versucht, fremdländische Hölzer auf ihre Brauchbarkeit für den märkischen Wald zu prüfen. Da wurden die wunderbaren Roteichen aus Nordamerika eingeführt. Da begann die Einreihung der Robinien in die deutschen Waldbäume. Sie waren wohl als Seltenheiten seit Anfang des Jahrhunderts in Britz und an anderen Orten bekannt geworden. Hier begann man, sie heimisch zu machen. Die Schwarzkiefer aus den Ostalpen, die Weymouthskiefer aus Nordamerika mußten gleiche Untersuchungen über sich ergehen lassen. Versuche mit Libanonzedern schlugen aber fehl. Für diese grundlegende Arbeit wurden ihm die Titel eines Oberforstmeisters und Geheimen Rates verliehen. Als er 1792 aus dem Tegeler Amte schied, hatte er eine neue Forstwissenschaft auf die Beine gestellt¹⁵⁾. Ein solcher Mann mußte auch einen Weg in das Haus Humboldt finden, und es entwickelten sich recht freundschaftliche Beziehungen, bei denen der ältere Humboldt sicher viel zur Formung des jüngeren Forstbeamten beitrug. Oft trat auch noch ein dritter häufiger Gast des Humboldtschen Hauses in Erscheinung, und zwar der Spandauer Stadtarzt Ernst Ludwig Heim, der spätere „alte Heim“ (1747 bis 1834). Er war in beiden Häusern Hausarzt. Oft kam er von Spandau herübergeritten und eilte nicht allsogleich wieder fort, sondern blieb auch mehrtägiger Gast. Heim, ein Thüringer Pfarrerssohn aus Solz bei Meinungen, war nicht nur durch die Medizin an die Natur herangekommen, sondern hatte sich auch als Moosforscher einen Namen erworben, wie auch bekannt war, daß er in seiner Wohnung Frösche zu Beobachtungszwecken hielt. Es dürfte klar sein, daß sich dieser Mann in einem so naturnah eingestellten Kreise sehr wohl fühlte. So schreibt er denn am 30. Juli 1781 in seinem Tagebuche: „Nach Tegel geritten und bei der Frau Majorin von Humboldt zu Mittag gespeist. Den jungen Humboldts die 24 Klassen des Linnéschen Pflanzensystems erklärt“¹⁶⁾. Dabei stellte er übrigens fest, daß der ältere Bruder sie besser fasse als der jüngere. Trotzdem hat er wohl in Alexander die Neigung für den Beruf des Naturforschers geweckt.



Titelblatt der Erstausgabe von 1793

Heims Einfluß erstreckte sich auch noch in anderer Richtung. Einer seiner Spandauer Patienten war der ehemalige Lehrer am Berliner Großen Friedrichs Waisenhaus an der Waisenbrücke und derzeitige Rektor der Großen Spandauer Stadtschule, des heutigen Kantgymnasiums, Christian Konrad Sprengel (1750–1816). Dieser lag in einer bösen Fehde mit dem Spandauer Stadtchronisten und Superintendenten, dem Pastor Primarius Friedrich Schulze. Heim riet ihm, sich nicht dadurch beeinflussen zu lassen, vielmehr nach der ärztlichen Lehre der damaligen Zeit zur Anregung der Säfte, zu bewegen, in den Wald zu gehen, die Jungfernheide, den Tegeler Forst, zu botanisieren, zu entdecken, und was gäbe es da nicht noch alles zu erschließen. Sprengel gab sich den Wundern der Natur hin. Die gestellte Aufgabe war ihm geradezu auf den Leib geschrieben, und er entdeckte die Bedeutung der Bienen bei der Befruchtung der Blumen. Das Ergebnis war Sprengels berühmtes Buch: „Das entdeckte Geheimnis der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen.“ Berlin, 1793¹⁷⁾. Allerdings war ihm vor dessen Vervollendung noch Schweres beschieden. Er wurde seines Amtes als Rektor auf Betreiben des geistlichen Inspektors, seines Gegners, entsetzt und ging mit einer Jahrespension von 150 Talern, gegenüber einem bisherigen Gehalt von 400 Talern, nach Berlin zurück. Auch sein Buch fiel auf keinen guten Boden. Die Beobachtungen waren so neuartig, paßten so wenig in die Schablone der damaligen Systematik, daß man vielerorts nur Spott dafür übrig hatte und ihm keine Hilfe in seiner schweren wirtschaftlichen Lage wurde. Er behalt sich mit Unterrichtegeben, wurde ihm doch sein Lehrgeschick mehrfach bestätigt. Daneben verfiel er aber, wie Wieser sagt, auf einen „originellen“ Gedanken, indem er an Sonntag-Vormittagen botanische Ausflüge unternahm, an denen jeder für zwei bis drei Groschen teilnehmen durfte. Man nannte es „einen damals unerhört kühnen Ansatz zu freier Volksbildung“. Hier steht er uns, die wir auch heute Einheimischen und Fremden die geschichtlichen, baukünstlerischen und naturkundlichen Schönheiten unserer Heimat zeigen,

außerordentlich nahe. blieb ihm auch der Ruhm zu Lebzeiten versagt, so waren doch die Auswirkungen seiner Tätigkeit groß. Charles Darwin (1809—1882) las auf Anregung seines Freundes Brown (1773—1853), den Alexander von Humboldt den „Fürsten der Botaniker“ genannt hatte, unseres „armen, alten Christian Konrad Sprengel“ wunderbares Buch und wurde durch seine Beobachtungen an fünfhundert Pflanzen derart entzückt, daß er in seinen weiteren Arbeiten darauf Bezug nahm. Es war eine unerwartete späte Ehrung für Sprengel. Danach gab man ihm den Beinamen „der märkische Darwin“¹⁸⁾ In den gleichen Zusammenhang gehört auch der junge Willdenow (1765—1812). Er gab bereits 1787 ein Buch „*Florae Berolinensis Prodrromus*“ heraus. Zahlreiche floristische Angaben darin aus der Spandauer und Tegeler Umgebung verdankte er Sprengel¹⁹⁾. 1798 wurde Carl Friedrich Willdenow Professor der Naturgeschichte am medizinischen Collegium in Berlin und 1810 an der Universität. Zugleich war er Direktor des Botanischen Gartens zu Berlin und Professor der Naturgeschichte und Kräuterkunde an der Akademie der Wissenschaften. Zum Schlusse dieses Abschnittes möchte ich bemerken, daß auch die Stadt Berlin das Andenken einer Reihe dieser Männer durch Straßennamen geehrt hat, indem sie 1891 am Wedding, in einem Viertel berühmter Märker, eine Willdenow- und eine Sprengelstraße schuf. Die nahebei gelegene Burgsdorffstraße ist aber nicht dem Tegeler Oberforstmeister und Geheimrat gewidmet. In ihrer Nähe befinden sich auch eine Sparr- und eine Lynarstraße, die sie in einen anderen Zusammenhang hineinstellen. Das Straßenverzeichnis des Tiefbauamtes Wedding verweist dann auch auf den Kammerherrn, Obersten und Kommandanten der Festung Küstrin, Konrad von Burgsdorff (1595 bis 1652).

Kehren wir nun wieder in den Tegeler Park zurück, so finden wir mit dessen Pflanzung nicht nur Alexander Georg von Humboldt beschäftigt, sondern auch die Hauslehrer seiner Söhne. Joachim Campe (1746—1818) der Schöpfer des deutschen Robinsons, war Lehrer des Stiefsohnes von Holweide, doch auch Wilhelm von Humboldt behauptete, von ihm in Anfangsgründen unterrichtet worden zu sein. Der Pfarrerssohn Johannes Christian Kunth (1757 bis 1829) aus Baruth folgte Campe in diesem Amte bei dem Humboldtschen Brüderpaare. Er wurde 1777 zu ihrem Lehrer bestimmt und blieb ihnen ein Leben lang verbunden. Kunth half Vater Humboldt bei der Ausgestaltung der Parkanlagen, und die Zöglinge wußten bis in ihre letzten Lebensjahre noch die Stellen seiner Pflanzungen und der ihrigen unter seiner Anleitung zu zeigen. Als der Schloßherr starb, ließ er Kunth seine weiteren Pläne wissen und erhob ihn dadurch zum Vollstrecker seiner dendrologischen Gedanken. Kunth sorgte sich auch sehr um den jüngeren Sohn Alexander, der oft kränklich war. Dann hieß es, nach Spandau reiten und Heim zu holen, der dann auch einmal mehrere Tage in Tegel zu bleiben hatte. Dabei wurden dann Pflanzen bestimmt, okultiert, umgesetzt und die 24 Klassen des Linnéschen Systems erklärt. Es wurde der Ausgangspunkt zu Alexanders Naturforscherberuf. Kunth wurde später Vermögensverwalter der Humboldtbrüder. Er durfte den Freiherrn Karl vom und zum Stein (1757—1831) wie auch Geheimrat Beuth (1781—1853) zu seinen Freunden zählen. Sein Tod erschütterte die Gebrüder Humboldt tief. Der letzte Wunsch ihres lebenslangen Freundes war es, in Tegel begraben zu werden. Sie erfüllten ihm diesen im folgenden Jahre und überführten den Leichnam von dem Friedhofe am Halleschen Tore am 25. November 1830. Kunth hatte auch seinen Ruheplatz bestimmt, und zwar an der Mauer am Berge, an der er für seine Kinder, seine Gattin und sich Bäume gepflanzt hatte. Sehen wir hier nicht noch einmal spät den Gedanken der Rousseauschen Toteninsel zu Lande wiederkehren? Die Inschrift sollte lauten: „Hier ruht ein Gärtner“. Sie schien dem Brüderpaare für Kunths Verdienste zu bescheiden. Mit Hilfe Professor Boeckhs ergänzten sie den Text zu:

„Grata quiescentem / cultorem arbusta / loquuntur“ (Die hier stehenden Bäume sagen dem hier ruhenden Gärtner Dank). Damit statteten sie auch ihren Dank für die durch ihn genossene Erziehung ab.

Nun ist es nur noch ein kleiner Schritt zu dem großen Schüler Alexander von Humboldt (1769—1859), dem hier die Keime zu seinem großen Streben eingepflanzt wurden, der hier auf den verschiedensten Wegen Begeisterung und Kenntnis für seine Aufgabe eingepflegt erhielt. Über sein Werk haben in diesem Jahre Berufenere geredet und geschrieben. Es ist auch so bekannt, daß ich mir meine Zeilen darüber sparen kann. „Kosmos“ hieß sein Hauptwerk. Wahrhaft kosmisch weitreichend war auch sein Wirken, wurde sein Ruf, den ihm die Weltreisen nach Amerika und Asien mit ihren geographischen und naturkundlichen Entdeckungen eingetragen haben. Hier aber sollte auf die Wege und Vorbedingungen zu solcher Leistung hingewiesen werden.

Diese Leistung wirkte aber wieder weiter. Das Vorbild des Humboldtschen Werkes brachte 1833 wieder einen kleinen Jungen zur Begeisterung und versetzte ihn in Glühn für den Beruf eines Naturforschers. Das war Carl Bolle, später Dr. und Professor der Naturkunde, Ornithologe und Dendrologe (1821—1909). Schon als zwölfjähriger Knabe war er an den Tegeler See gekommen, hatte sich für Alexander von Humboldt begeistert, die Insel Scharfenberg kennengelernt und gewünscht, sie eines Tages zu besitzen. Viele Jahre gingen darüber hin. 1867 aber konnte sich Bolle Besitzer von Scharfenberg und Baumwerder nennen²⁰⁾, um auf der ersten Insel „der Tage Rest, den Gott will geben, in Grün und Stille zu verleben“. Inzwischen war er weit in der Welt herumgekommen und hatte sich mit der Erforschung der Kapverdischen und Kanarischen Inseln befaßt. Hier aber ging er einem neuen Gedanken nach, sich ein besonderes Arboretum zu pflanzen, sein Idyll. Die Pflanzen lieferte zunächst die von Lenné begründete Königliche Baumschule in Alt-Geltow bei Potsdam. Scharfenberg, fand er bei seinen vorbereitenden Untersuchungen, ließ sich mit der Mainau im Bodensee vergleichen. Es hatte wie diese Insel im fernen Süden Deutschlands ein milderer Klima als das den See umgebende Land. So konnten hier Gewächse angesiedelt werden, die dort nicht wachsen konnten. Burgsdorffs Gedanke wurde nochmals aufgegriffen, den märkischen Wald durch fremde Hölzer zu bereichern. Dabei blieb aber der Versuch mit den Zedern von vornherein unausgeführt, da er zu dessen Zeit sich als genügend unbrauchbar erwiesen hatte. Bolle verschaffte sich nun auch Gewächse fremder Länder. 725 Baum- und Straucharten kamen auf der Insel zur Anpflanzung. Davon ist heute vieles nicht mehr vorhanden. Manches kündigt aber auch jetzt noch von seinem Fleiße. So reifen dort noch immer Maronen, die Früchte echter Kastanien. Scheinzypressen, Thuja und Tsuga sind weitere bemerkenswerte Inselbewohner. Beachtenswert ist auch der Bestand von 31 Sumpfyypressen, einer der bedeutendsten in Brandenburg. Besonders auffällig zeigt sich eine über dreißig Meter hohe Douglasie am Fuße des Scharfenbergs, die gewissermaßen das Wahrzeichen der ganzen Insel darstellt²¹⁾. So ist hier eine bemerkenswerte Pflanzung entstanden. Über deren Ursprungsgeschichte läßt sich nun noch weiteres berichten. Der Gedanke einer solchen Anlage hatte Bolle, genau wie der Ankauf Scharfenbergs, schon lange beschäftigt. Er hatte ihn aber ursprünglich der Stadt Berlin als eine Parkanlage besonderer Art zugedacht. Als nun der erste Berliner Stadtgartendirektor Gustav Meyer (1816—1877) an die Schöpfung des Treptower Parks heranging, enthielt der zweite Entwurf für diesen die besondere Erweiterung durch die Anlage eines dendrologischen Gartens. Bolle äußerte sich selbst dazu mit folgenden Worten: „Die Stadt, in der eine solche Anlage sich verwirklichte, gewönne damit eine neue, bisher ungeahnte Zierde, etwas kaum

irgendwo der ganzen Großartigkeit seines Grundgedankens nach Vorhandenes, ausgestattet zugleich mit dem holdesten Reize der Schönheit und mit den Vorzügen praktischer Nutzanwendung. Der dendrologische Garten, wie wir ihn aus den Händen eines der ersten Gartenkünstler unserer Zeit hervorgegangen denken, muß notwendigerweise nicht nur der Stolz der Stadt werden, die ihn bei sich entstehen sieht, er muß zweifelsohne bald auch einen der vielen Anziehungspunkte darstellen, durch welche die Metropole auf ihre Peripherie wirkt. In ihm werden sich Linné und Lenné die Hand reichen." Durch den Tod des Gartendirektors und einen plötzlichen Wechsel im Ministerium wurde der Plan zurückgestellt und die Anlage zuletzt auf der Insel Scharfenberg im Tegeler See verwirklicht²²⁾. Als Bolle 1909 starb, verkaufte sein Neffe Scharfenberg mit dem Baumwerder für 800 000 Mark der Stadt Berlin, so daß die Hauptstadt doch noch in den Besitz der genialen Schöpfung gelangte. Sie trat nur nicht so in das Auge der Öffentlichkeit, wie es ursprünglich beabsichtigt war. Sie erfreute sich eines gewissen Dornröschendaseins. Nach einer Reihe von Jahren kam der Studienrat der Humboldtschule, späterer Oberstudiendirektor Dr. Blume, auf den Gedanken, die Insel zu Schülerlandaufenthalten, zur Freiluftschulung zu benutzen, woraus sich ab 1922 die „Schulfarm Scharfenberg“ entwickelte. Zwar sind naturkundlich eingestellte Studienräte da, die auch manchen Schüler schon in Humboldt-Bollescher Seelenverwandtschaft der Naturforschung geneigt machten, doch läuft diese Unterweisung neben vielem anderen. Man möchte deshalb wünschen, daß mit dem kostbaren naturkundlichen Erbe Bolles, soweit es erhalten blieb, immer recht pfleglich umgegangen werden möge.

Bolle sprach in seiner Empfehlung seines Planes von der Verbindung Linné-Lenné. Von Linné und der Beschäftigung mit ihm im Humboldtschloß hörten wir bereits aus der Jugend der Humboldtbrüder. In ihrem Alter tritt uns auch Lenné vor Augen. Wir hörten schon bei der beginnenden Anpflanzung Scharfenbergs von ihm. Er war auch der Lehrer Gustav Meyers, den man seinen berühmtesten Schüler nannte. Er tritt aber in Tegel auch selbst in Erscheinung, formend und empfangend. Als Wilhelm von Humboldt Schloß Tegel von Schinkel zu seiner heutigen Form umgestalten ließ, wurde auch der Park einer Durcharbeit unterzogen. Vater Humboldt schuf seinen Park selbst. Der Sohn hatte andere Aufgaben, so versicherte er sich zur neueren Parkgestaltung der Mitarbeit Peter Josef Lennés (1789—1866), wie sich Professor Rave von Herrn von Heinz[†] versichern ließ. Da sich Lenné besonders mit Parkgestaltungen englischer Art beschäftigte, mußte ihn die Durchsicht dieses frühen englischen Gartens besonders anregen. So reichen sich auch bei uns ungewollt Linné und Lenné die Hand.

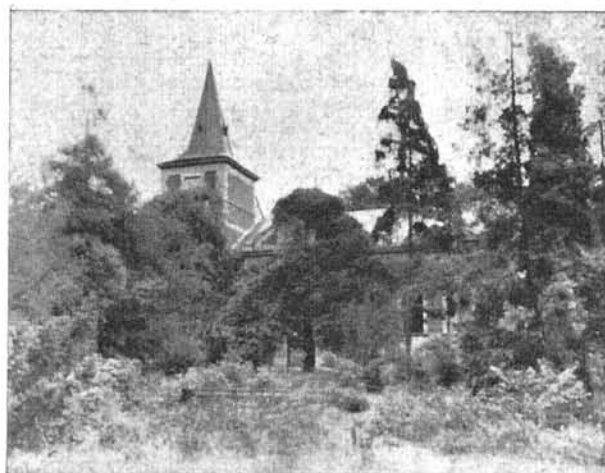
Immer wieder bot aber unser Gelände für weitere Park- und Gartenanlagen Raum. 1895 ließ sich am See die berühmte Borsigsche Maschinenfabrik nieder. Mit ihrer Schornsteinwelt war sie ja gerade kein gleichwertiges Glied der stillen Wald- und Gartenwelt, die sich bisher hier ausgebreitet hatte. Mit ihr zog aber der Enkel August Borsigs, Ernst von Borsig (1870 bis 1947) an das Wasser- und Waldidyll. Dieser Borsignachfahre war ein großer Baum- und Blumenfreund²³⁾. Er erwarb die landnahen Eilande Großer und Kleiner Freiheits- oder Kienwerder. Dann schaffte er sich mit Hilfe neuer vom Werk entwickelter Grabemaschinen einen Zugang von der Ruppiner Chaussee her in Form einer tiefen Schlucht, dem bekannten Schwarzen Wege (1905). Die dabei gewonnene Erde wurde zur Landfestmachung der Eilande verwandt, aus denen so Reiherwerder entstand. Zu der Seebucht hin, die den Namen Liebe trägt, errichtete er nun das Borsigschloß und rundherum den Borsiggarten, sein traumstilles Revier. Zur Zeit befindet sich dies Gelände in Umformung. Hoffentlich bleibt dabei der schöne Koniferengarten möglichst unberührt²⁴⁾.

An Ernst Borsig werden wir gemahnt, wenn wir in unseren Tagen den Borsigdamm nennen hören, mit dessen Gestaltung sich das Reinickendorfer Gartenbauamt ein würdiges Denkmal setzte. Es ging von dem Gedanken aus, den schwarzen Fleck am grünumkränzten Tegeler See, die Fabrikanlagen, wieder grün abzudecken. Erste Eindrücke kann man jetzt schon davon gewinnen, besonders, wenn man den Ausblick an der Ecke Eisenhammerweg und Borsigdamm ersteigt. Dieser Blick wird einst als einer der ausgezeichnetsten Tegeler Landschaftspunkte in die Heimatführer eingehen. Die Reinickendorfer Gartenverwaltung erhielt für das Werk einen ersten Gartenpreis der Bundesrepublik. Man bestätigte ihr damit, daß sie durch diese Anlage vorbildliche Gartenarbeit im Tegeler Raume geleistet hatte.

Wir gedachten des neuen Aussichtspunktes und des Überblicks über die wieder sich schließende Naturhaftigkeit des Tegeler Sees. Da wollen wir noch einmal den Blick dankbar in die vergangenen Zeiten zurücksenden, um uns zusammenfassend der Männer zu erinnern, die Schritt um Schritt aus der gegebenen Urlandschaft das heutige Idyll geschaffen haben. Wir erkennen, wie eine Anregung nach der anderen auf fruchtbaren Boden fiel, und wie Menschen aus diesen Berührungen geistig geformt wurden. Die einzig schöne Natur, die sie mit ihren Werken immer weitgehender vervollkommeneten, ließ sie selber immer vollkommener werden. Sänger und Lobredner fanden sich ein. So mögen hier die schönen Worte stehen, in denen der Schweizer Gottfried Keller Menschenwerk und Natur zusammenfließen ließ, als er den schönen Humboldtgarten seewärts verlassend sang:

„Trittst Du hinaus, den Föhrensaum
Sieh erst den See umgeben,
In seinen Wipfeln rauscht der Traum
Vom ferneblauen Leben.
Und auf dem Walde wandeln sacht
Die weißen Wolkenfrauen,
Die in der Flut kristallner Nacht
Ihr klares Bild beschauen.“

Erde und Wolken stehen nebeneinander, wie Werk und Gedanke der Persönlichkeiten, denen wir hier nachspürten, nachspürten auf einem Wege, der bisher wohl selten gegangen wurde.



Bolles Villa auf Scharfenberg
1883 erbaut, 1958 abgerissen
Aufnahme um 1935

Anmerkungen:

¹⁾ H. Berghaus, Landbuch der Mark Brandenburg, 2. Bd., Brandenburg 1855, S. 339 u. 476. — Th. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Bd. Havelland, Kap. Tegel (beide mit Irrtümern). — A. Wietholz, Das Rittergut und Schloß Tegel (Mitteilungen des Vereins f. d. Geschichte Berlins, 48., 1931, S. 73—84). — W. Pauls u. W. Tessendorff (Herausgeber), Der Marsch in die Heimat. Ein Heimatbuch des Bez. Berlin-Reinickendorf, Frankfurt a. Main 1937, S. 99. — ²⁾ W. Wohlbereit, Verzeichnis der Grabstätten bekannter und berühmter Persönlichkeiten in Groß-Berlin usw., Berlin 1932, S. 64. — ³⁾ Pauls-Tessendorff S. 425. — ⁴⁾ Grote, Das Land Anhalt, Berlin 1929, S. 104 ff. — ⁵⁾ W. Schütz, Das Alt-Berliner Grabmal 1750 bis 1850, Berlin 1917, S. 150/151 u. Abb. 5. — ⁶⁾ Th. Fontane, Wanderungen, Bd. Spreeland, Kap. Falkenberg. — ⁷⁾ Wendt, Französ. Literaturgeschichte, Berlin 1949, S. 32. — ⁸⁾ Grote, Anhalt, S. 110. — ⁹⁾ B. Krieger, Berlin im Wandel der Zeiten, Bln.-Grunewald 1923, S. 345—346. — ¹⁰⁾ Freundl. Hinweis des Kunsthistorikers Wilhelm Sasse. — ¹¹⁾ P. O. Rave, Die alten Gär-

ten und ländlichen Parks in d. Mark Brandenburg (Brandenburgische Jahrbücher 14/15), Potsdam u. Berlin 1939, S. 182. — ¹²⁾ Grote, Anhalt, S. 106. — ¹³⁾ ebenda. — ¹⁴⁾ B. Stephan, Glashütten im Soldiner Land (Heimatkal. f. d. Kreis Soldin 1929, S. 116—124). — ¹⁵⁾ Pauls-Tessendorff, S. 59, 60 u. 62. — ¹⁶⁾ ebenda, S. 60. — ¹⁷⁾ A. Krause, Christian Konrad Sprengel (Mitt. d. V. f. d. Gesch. Berlins, 36., 1919, S. 32). — P. Hoffmann, Einiges über Christian Konrad Sprengel (ebenda S. 37 bis 39). — M. Wieser, der märkische Darwin Konrad Sprengel (Brandenburg. Jahrbuch, 3. Bd., Berlin 1928, S. 48—57). — ¹⁸⁾ A. Heilborn, Darwin, Berlin 1927, S. 99/100. — ¹⁹⁾ Pauls-Tessendorff, S. 61. — ²⁰⁾ W. Radvann, Beiträge zur Geschichte der Insel Scharfenberg im Tegeler See (Mitt. d. V. f. d. Gesch. Berlins, 46., 1929, S. 12—25). — ²¹⁾ Pauls-Tessendorff, S. 45—47. — ²²⁾ E. Specht, Treptow, wie es war und wurde, Berlin 1935, S. 73/74. — ²³⁾ Pauls-Tessendorff, S. 38. — ²⁴⁾ ebenda.

Emil Schwartz:

Eine mittelniederdeutsche Übersetzung der Gründungsurkunde der Stadt Prenzlau

Am 27. Dezember 1235 stellte Barnim I., Herzog der Slawen, in seiner Residenz bei Stettin eine Urkunde aus, in der er den Entschluß verkündete, in seinem Lande nach dem Vorbilde anderer Staaten freie Städte zu gründen und damit in Prenzlau den Anfang zu machen. Der lateinische Wortlaut dieser Urkunde ist in Riedels Codex diplomaticus Brandenburgensis, I, 21, S. 87, abgedruckt. Die 725jährige Wiederkehr dieses Ereignisses hat die Stadt Prenzlau in den Tagen vom 19. bis 21. Juni 1959 festlich begangen. Aus demselben Anlaß sei hier eine mittelniederdeutsche Übersetzung jener Urkunde mitgeteilt, die ein unbekannter Prenzlauer etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts auf einigen Papierblättern fertigte. Die Übersetzung war bisher nicht bekannt; ich fand sie bei Arbeiten im Stadtarchiv zufällig am 22. Februar 1945 in einem Bündel Rechnungen der Binnenmühle aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Wie die Übersetzung dort hineingelangt ist, wird nicht aufzuklären sein. Sie lautet wie folgt:

Barnym van der gedult gades eyne herthoge der wende Allen gemeynen dar desse gegenwordige schrift thu komet, Alze tydlike gudere ouergaen, dat sy, nicht vorliezen die ewigen gudere, wente ghewisliken alle die wy dun, vormiddelst vlyte der merkinge schole wy vorkomen, alze wy syn underwiset und geleret mit schriftten geistliker lere vormiddelst openbarunge der gheleerden lude, vnd yewelke ghelerde lude weggenomen und bedeckunge der schrift uns hebben gheleret manigwarff met openbaren thugnissen und redelicheit. Hirume hebbe wy angedacht die selue vorsproken lere alze wat wy ghedan und geschicket hebben dat hebbe wy gedacht ewig thu makende mit schriftten und met andern bevestingen uppe dat ed nicht en valle ut unser dechnisse odir unser nakomlinge. Vorbate und gewisliken alze wy willen vorsyen unser nütlichkeit und gemake, So wil wy uns doch nicht mynder geliken den zeden andere lande in unsem ertrike und hebben utgesettet und geschicket vrye stede van nye thu buwende. Hirume sy witliken der housesheit der gegenwordigen und der erwerdigen bescheidenheit der thukomenden, Dat wy van eigenen villen und ok van wyseme rade unser edelen hebben utghesettet van premflow Eine vrye stad thu makende und thu bestetigende, thu welker stede buwinge und thu

anderem gemake und nuttigkeit der gennen die dar blyuen und wonen in der vorgesproken stad. Hebbe wy thugelecht dryhundert Hufen. Twehundert van eyne dele des waters dat die uker het In deme dar die stad wert ghebuwet und in deme andern dele ouer der uker hundert hufen und dat water thu der büwinge der molen welker sy nicht konen entberen. Welker stad foderunge wy hebben bevolen den vorsichtigen und bescheiden mannen woltere die dar wert eyne schulte, Jordane und synen bruder, wilkenne met esyko, Hinrike met elyen und pawle van stendel welke genanten van uns die stede hebben upgenomen in desser wyse. Alze van deme feste Sunte Mertens dage vortan ouer dry jar van den hufen, die wy der stad thu gelecht hebben wy nicht scholen nemen, wen ouer die dry jar umme kome sind so schalme betalen van eyne isliken hufen eine halve virdunk. Jo doch den vorgesproken achten, die die stad thu buwende van unser hant genomen hebben, Hebbe wy ghegewen thu lehne achtentich hufen. Isset ouer dat dar mollen werden gebüwet twe deyl renten der molen schal nemen die herre des landes und dat drudde deil diegenne die die kost dun thu den büwete und allet wat me gheven oder betalen schal van wörden und van andere nuttigeiden schal nemen die herre twe deyl und die vorbenumden achte manen dat drüdden deil. Und dessen zülve stad schal sick bruken der friheit die die stad meydeborg hefft und des zülven rechts utghenomen dat rade het die wy by uns affdelgen. Vort mer koplude van der stad prenflow scholen nicht tolle gheuen ouer alle unse lande. Alze wy denne begheren desse unse schickunge und gefunge der fryheit nu und hernamals vaste werden gheholden So hebbe wy sy met unsen brive und angehengende Ingesege bevestiget. Tughe desser dink synt die priester van kolberge paulus, Bartholomeus syn bruder der selven stede eyne domherre, Rudolfus eyne priester thu stettin, Pritznoborus eyne edelman thu stettin, Stephanus eyne droczste, Rimbolt eyne schencke, Zulislaw, Jaroslaw, Adelmars, Andreas mozkot, Ander andreas, dander zulislaw, Symon eyne edelman thu stettin, welke althumale hebben hiran und over gewest unser schickunge und ghefunge der vriheit alze wy vor gesecht hebben. Dit ys geschien by stettin in den iare der bort Christi dusent twehundert vyff und druttig iar an der sesten kalenden Januarii.



Dorfkirche und altes Schulhaus in Zehlendorf

Zeichnung von Max Brückner, 1920

Willy Lademann:

Vant Olle Ssääln dörp

So vanne 60er Joare int vörichte Joahundert an Eine sprachliche Studie

In dreißigjähriger entsagungsvoller Sammelarbeit hat der aus dem Teltowdörf Jühnsdörf stammende klassische Philologe Dr. Willy Lademann neben seiner gerade in Berlin nicht immer leichten Berufsarbeit, Berliner Rangen in die Geheimnisse der lateinischen Sprache einzuführen, den Wortschatz seiner Heimat gesammelt. In unzähligen Gesprächen hat er seinen Landsleuten „upt Mul jekääken un tue-jehörkt“. In den Teltower Kreiskalendern veröffentlichte er seit 1925 die Ergebnisse seiner Aufnahmen in Form flüssig geschriebener Geschichten. Im Jahre 1956 erschien nun im Berliner Akademie-Verlag sein „Wörterbuch der Teltower Mundart (Telschei Wöderbuech)“, in dem er einen erheblichen Teil des Wortgutes seiner untergehenden Heimatsprache für spätere Geschlechter festgehalten hat. Dem Heimatfreund wie dem Sprachforscher bieten die ausführlichen Wortgeschichten, aus denen sich mühelos Sitte und Brauch, Siedlungs- und Flurnamen, bäuerliche und handwerkliche Tätigkeiten, Volksglauben u. v. a. m. herauslesen lassen, vielfältige Anregungen.

In ost- und westdeutschen Fachzeitschriften sind diesem Werk eingehende Besprechungen zuteil geworden. Prof. Hermann Teuchert, der Altmeister brandenburgischer Mundartforschung, würdigte Lademanns Buch in der Zeitschrift für Mundartforschung, 25., 1957, 244 ff.; A. Bretschneider, die langjährige Leiterin des hoffentlich bald erscheinenden Brandenburg-Berlinischen Wörterbuchs, wählte für ihre Besprechung das Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, 81., 1958, 162 ff.; vom volkskundlichen Standpunkt untersuchte R. Peesch den von Lademann dargebotenen Stoff im Deutschen

Jahrbuch für Volkskunde, 3., 1957, 301 f., und H. Schall legte in der Zeitschrift für Slawistik, IV, 1959, H. 2 dar, welche sprachlichen Anregungen selbst der Slawist aus dem Teltower Wörterbuch empfangen kann und wie sich im Brauchtum altes Sorbengut bis in die Gegenwart gehalten hat.

„Volkskunde und Heimatkunde haben das Werk inspiriert; ihnen wird es auch in erster Linie dienen. Mundart- und Sprachgeschichtsforschung aber sind besonders dankbar für das reiche Material und die liebevolle Darbietung“ urteilt R. Grosse in der Deutschen Literaturzeitung, 80., 1959, H. 4.

Wir freuen uns, daß uns Herr Dr. Lademann die folgende Studie überlassen hat, und hoffen, daß sich unsere Leser in Zweifelsfällen an das ‚Wörterbuch‘ des Verfassers wenden werden, auf das er an einigen Stellen noch besonders hinweist. G.

In der folgenden Arbeit über Alt-Zehlendorf habe ich die Mitteilungen verwendet, die mir seinerzeit Großvater Wilhelm Möllendorf aus Ruhlsdorf im ehemaligen Kreis Teltow, jetzt Potsdam Land, und zu Anfang auch sein Bruder Ferdinand aus der Erinnerung gemacht haben. Beide, jetzt schon lange verstorben, sind von Jugend auf oft in Zehlendorf gewesen und haben die Verhältnisse dort und die Lebensschicksale der Familien kennengelernt. Sie haben auch auf die Sprache der Zehlendorfer geachtet und mir einige Abweichungen von ihrer, der Teltowsprache in der nördlichen Kreishälfte, genannt. Die Zehlendorfer sagten z. B. für Wagen nicht Won wie sie, sondern Wan, für Abend nicht Ont, sondern Ant, für Vogel nicht Vol, sondern Val,

ebenso für Nagel nicht Nol, sondern Nal. Da sitzt der Vogel auf'm Nagel hieß dort also: Doa sitt der Val upm Nal. Im großen gingen aber die Zehlendorfer mundartlich mit ihnen zusammen und nahmen damit an ihrer Sprache teil. Die Zehlendorfer Mundart ist, soweit ich ihr beikommen konnte, in der folgenden Schilderung angewendet.

Vorgelesen habe ich den Aufsatz in letzter Zeit Herrn Magistratsrat a. D. Thomas in Berlin-Zehlendorf, einem Ortsgebürtigen, ich verdanke ihm ein paar Ergänzungen. Er hat mich freundlicherweise auch sein Werk über Zehlendorf im Manuskript einsehen lassen.

Ssäälnörp¹⁾ woa'n jrotet Buerndörp, dät hadde fruchboaret Lant int Dörp un ummet Dörp rum, sus äbe ok sandije Stäädn, wie all^{2a)} olle Büschink 1775 in sine Rese van Berlin noa Reckoan sütlisch van Brannborch³⁾ schriwen dutt — so ene is tüschen di hütije Wannseiboane (van 1874 an) un tuen Ont hen den Middlbusch — un ville Hede noan Jruenewalt tue.

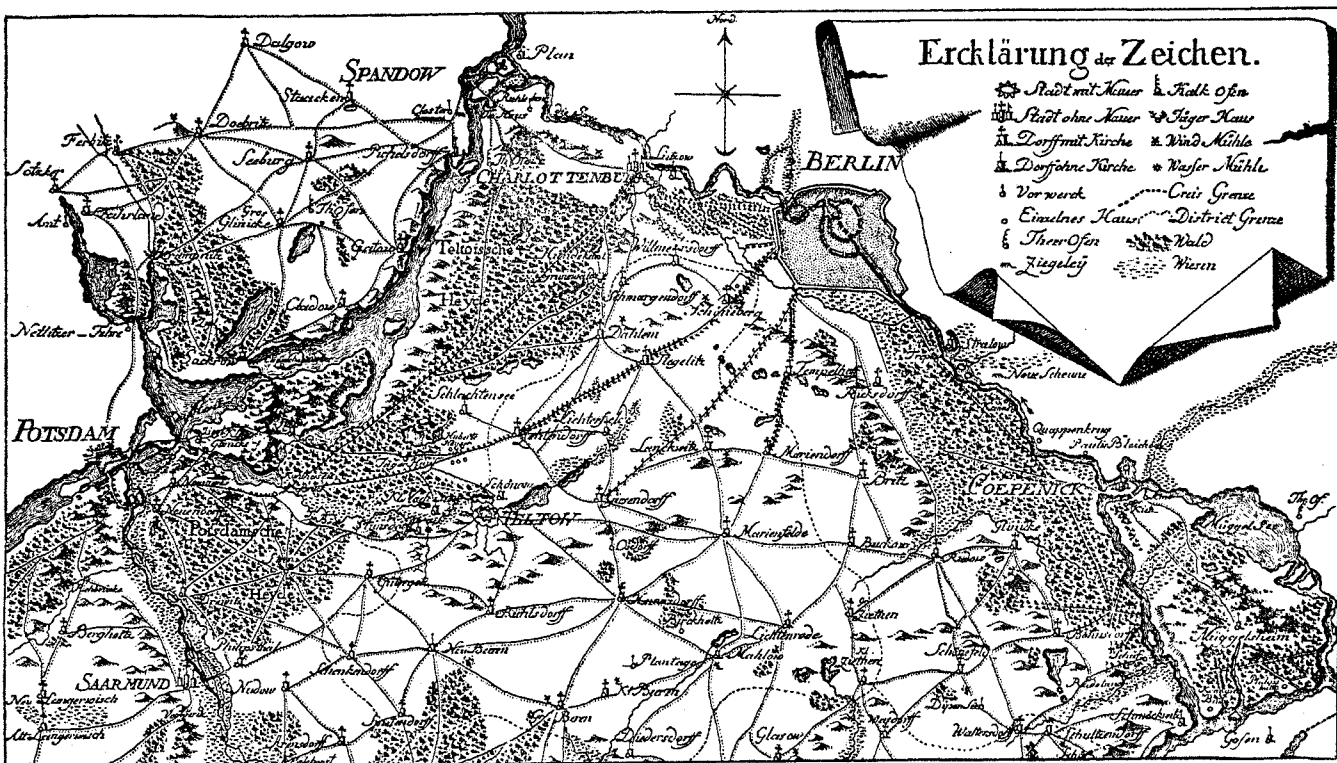
Dät Dörp hät jelen³⁾ an 'n Wech lank van Telte⁴⁾ un Schöne⁵⁾, un inne Midde hätet der Pottamsche Schasse⁶⁾ jeschnääd. Anne Krüzunk hät di olle Achterkürche⁷⁾ un dät Schuelhus jestehn, van bede is hie dät Bilt tu sien.

Wenn man van Telte noat olle Dörp Ssäälnörp hät jeoam, hät man öä di Boane dröawechemüßt. Balle doahinger hät der Stroatnjoadn odder der Dörpplatz anjefangen. Der Foawech hät rechts lankjehehn, lings rum woa kene resende⁸⁾ Stroate, dät woa bloß'n Wech fä di Lüde, man sääde doatue in blinger⁹⁾ Wech.

Van Telte ut hän uppe linke Side van 'n Stroatnjoadn ßwe Hüser jestehn, dät van Lorenzen un Jääwertn.¹⁰⁾ Noa Jääwertn sin Dot hät di Wütttschaft an 'n ßwedn Mann Schulte öäjehehn. Der woa in Spuetndörp Spektier.¹¹⁾ Schulte-Jääwert hadde dann ok no die Wütttschaft doahinger tuejenoam. Van dät Hus jeneöä¹²⁾ hät upm Stroatnjoadn di Schmääde van Kerschn¹³⁾ jestehn, vä die all der Kristanjenbom¹⁴⁾ woa, der hüde no doais un up den die Ssäälnörpschen ok hüde no nüsch loatn koam. Kerschn hät iesch bone¹⁵⁾ inne Schmääde jewoant un sich dann 'n Hus up Schulte-Jääwertn sin ieschtet Jrontstück upjebaut un ne Schmääde doahinger upm Hoff, die hüde noch steht. Die olle upm Stroatnjoadn hät afjeräät jeworn. Wat der Schmet in Didderschtörp woa, dät woa sin Brueder.

Hinger Schulte-Jääwertn sine Jehös¹⁶⁾ hät iesch, wue hüde di Kürchstroate is, no ken Wech lankjehehn, den hän si iesch späderhen ume 90 rum jemockt.

Vä Schulte-Jääwertn sin ßwedet Hus woa upm Stroatnjoadn der Dörpdik¹⁷⁾. Dann hät anne Side lings Poasewalte sin¹⁸⁾ Löänjuet¹⁹⁾ jekoam. Der woa späderhen ville Joare Amsvöasteher. Dät woa 'n forschen Mann met 'n langen Boat, aswie man no hüde uppet Bilt siet. Der hät di ene Tochter van Scherfen²⁰⁾ uppe ängere Side jeheirat un hät so ßwe Wütttschafn jehat. Sine Schwäjern, di unverheirate Sidonje Scharfe²¹⁾ hät späder upt Poasewaltsche Jrontstück nääwen Schulte-Jääwerte jewoant un en Del van öän Joadn afjetroadn²²⁾ un di Kürchenjemene vermockt. Up dät Stüke hän ßwe Lingen jestehn, die nu nich mehr stehn. Ume die Böme jaffet no Strit: Wat Ssäälnörpschen hän drup bestehn, dät die Lingen sülln blin, äbe di ängern hän wedder willn di Böme rummoaken. Letzn Enges müßt si doch dran jlowen, un dann hät di neie Kürche²³⁾ doa henjekoam.



Ausschnitt aus der „Carte des Teltowschen Creises“
gezeichnet vom Baukondukteur Schadow in Potsdam, gestochen von Göhrs in Berlin,
Beilage zu [Richter] „Practische Beyträge usw.“, Frankfurt u. Leipzig 1785



Erbbrugggut Pasewaldt in Zehlendorf

1752 erbaut, 1929 abgerissen. Aufnahme um 1905

Hinger Poasewalte woa Ssinne²⁴⁾ sine ieschte Wütschaft. Der hadde sin Joadn bes an 'n Pottdamschen Schasse ran. Up Poasewalte sin Joadn, up dat olle Löanjuet, an Ssinne sin 'n steht hüde dat Evanjelsche Jemenehus. Dat olle Ssinnesche Hus steht no doanääwen, an 'n Schasse ran, wert äbe nicht mehr lange tu sien sinn, is verköfft.

Ssinne sin Ärbetsmann woa Dreßler. Der hät ens²⁵⁾ unfefäh hundert Meter af van 'n Boanöajank noa Telte, doa, wue hüde di Moaknosche Stroate lankjeht, röäjeüet öä di Boane metne Fuhre Mes. Di Schranken woan nich tue. Doa hät di Boane²⁶⁾ jefüet jekoam, hät em jefott un dotjefüet. Der Kutscher noa em hät Müller²⁷⁾ jehetn.

Jenßit den Schasse woa di olle Kürche, die hüde no tu sien is,²⁸⁾ un dat Jemenehus, dat iesch di Schuele woa, un ok dat Herrnhus,²⁹⁾ doa hän der Herde un der Nachwächter drin jewoant. Vä dat Jemeneamt hät di Fridns-eke jeplant jeworn, die hüde ok no steht. Inne olle Schuele hät später der Amsvöasteher sine Jeschäfte besorjet, die woa dann dat Jemeneamt.

Die Noame vanne Priestersch noa de Reformtejonstitt sinn no bekannt, der ieschte woa noa Otto Füscher (Fischer) sin Priesterbuek 1941 Simon Haupt bes 1553.

Tue Anfank woa Ssälldörp as Tochterkürche (filia) met Jüederjuts³⁰⁾ as Mutterkürche (mater) verbunden. Dünneens³¹⁾ hät der Priester³²⁾ in Jüederjuts jewoant,³³⁾ un die Bäadekingen³⁴⁾ hän müßt (müetn) noa Jüederjuts tum Unterricht lomp. Dat hät so bes 1860 jejeht. Äbe dann hät sich Ssälldörp losjemokt un hät nu sine ejene Priestersch jehatt. Der ieschte woa Ernst Stammer, van 1878 an Erich Keyser un van 1923 an inne ieschte Priesterstäde Erich Mann. Präädijer Eilert hät 1642 all dat Kirchenbuek anjeläät.

Die Ssälldörpschen füen sich, Ollschen un Jungschen, jüet up, hät Präädijer Hindenburg 1759 jesäät, un 1770 hittet, die hän ken 'n Strit metnnänger.

Olle Küster³⁵⁾ Schade³⁶⁾ woa der Ieschte, der öä Ssälldörp hät jeschräwen. He hät 1843 sin fumbichjähret Amsjubeläum jefeiert un woa dann noch bes 1855 in sin Amt. Der litt met sine Fraue³⁷⁾ tusam upm o!n Ssälldörpschen Kürchhoff.

Der Herde (Herre) hät dat Veih vanne Jemene jehütt, Köh un Junkveih, ok Pere. Afjeloant häter vanne Jemene jeworn. Ens hän die Ssälldörpsche Herrn müßt Behn³⁸⁾ Jroschen as Schwinebehnt betoaln, wie ik jehöet hä. Wie dat 1775 woa, läasen we in Anmerkunk löwe, der mach dünne no Lant un in bitken Veih jehatt hän.

Man mutt bedenken, die Herrn hän jo all Joadausnde dörch uppet Lant ne Rolle jespäält, dat Veih müßt jo ümme jehütt wern, un so woaret ok no bes in unse Tit rin. Dat woan alles enfache Lüde, doadrum hät man öä dann ok ümme tue Wihnachn odder tue Neijoa wat jējāan aswie Kueke un Rūjkekueke³⁹⁾ met Speckkrappm⁴⁰⁾ drup, ne Matte⁴¹⁾ Kocherfn un all sonnt, wat so in öre Versch steht, der üngen foljet.

All neun Do vä Wihnachn hän di Herrn jedn Ont so um sekßn rum ne Stunde lank uppe Stroate met öre Hörne jetütt, tuletz 'n Heilichont. Mäni je Dörper hän in Pereherrn jehatt un en'n fāt Veih un en'n färre Schwine, ok en'n färre Schoape. Die hän dann alle tusam jetütt, un di Dörpjunge hän sich ok injefungen un hän met-jetütt, wat 'n jeder hadde, dat hät dann jans bunt jējeh. Man hät jesäät: Die tūtn den heiligen Krist van Himmel raf!⁴²⁾

Tusamjehoalt hän se sich selwer vanne Lüde, wat se kreien sülln, un hän ümme öre Liet bei jedn upm Flue jesungen: In 'n Schorschten hangen drei Wörschte ...

Möllndörps Vater hätet mei nich mehr künnt jans seien. Äbe ik schriwet moal hen, wie si't mei in Lüstörrip⁴³⁾ jesäät hän, doa hätet so jehetn:

Iesch hät der Herre dreimoal jetütt, dänn häter losjesungen odder losjebett:

Jaue Bure hät mei tu Jaste jebäädn⁴⁴⁾,
Ik sall jaue Flue beträädn.
Beträädik jaue Flue nich,
Jerott ok jaue Jerschte nich!

Ik wünsche jau

van jede Stute in Felmeken⁴⁵⁾,
van jede Kue in Kälweken,
van jedet Schoap in Lämmeken
un ene düchtige Schüne vull Jetrede
un die Mäkes in riken Brüdjiam!
Hoch, hoch inne Förschte⁴⁶⁾
Hangen drei Broatwörschte.
Jett mei di langen,
Lott di kottn hangen!
Jett mei in Schwinekopp,
Is besser wie ne Broatwörscht!
Jett mei in Stülleken,
Springt ok jaue Bülleken!
Jett mei in Eiken,
Springt ok jaue Beierken⁴⁷⁾!
Jett mei in Stücksken Speck,
Jeh'k balle wäer weck!
Jett mei'n Schlücksken Bie,
Angerjoa ume die Tit binik wäer hiel!

Hingert Jemeneamt woa Ssinne sine ßwede Wütschaft. Hie hadde sich Ssinne sin Vater henjeheirat, un sin Soane Juljus hät di olle jekren⁴⁸⁾. Up Vatern hät inne achßijer Joare der Schweiersoane Bettke⁴⁹⁾ jefoljet.

Doahinger woan ens no ßwe Buerjehös, die hän äbe injehehn. Ent doavan, in Kossätnhoff, hadde ne Titlank Scherf.

Dänn hät di ängere Schmääde van Ekelkrut⁶⁰⁾ je-koam. Olle Ekelkrut hadde di Schmääde un dät Hus up den Kossätnhoff upjebaut, der vöra Scherfe hät jehöet. Ekelkrut hadde mehre Söäne: Ender hadde ne Schmääde in Doalem⁵¹⁾, ßwe ängern woan Schmett un Stellmoaker in Telte, Karl woa Schmett un Fuemann⁵²⁾ in Ssäälndörp inne Middlstroate, un Hermann hät Vatern sine Schmääde öänoam. Der hät sipßich bei di Jardekore metjemockt. Der olle Schmett Ekelkrut woa 'n jroten, forschen Kerl, dät hitt 'n kräftijen Mann, sin Soane Hermann ok.

Nu jehn wi röä⁵³⁾ uppe rechte Side. Unjefäh jroaderöä van Kerschtn sine Schmääde hät Bure Haupt jewoant. Der woa ne Titlank Schulte. Vöä Hauptn woa sin Nachboja Dubero⁵⁴⁾ Schulte. Hinger Duberon hät di Bäckerie van olle Bettken jekoam. Man hät jesäät, Bettkens woan mette Stelitzer⁵⁵⁾ Freuntschaft⁵⁶⁾. Olle Bettke hät ofte rumjerest un Roghe, ok Köh un Pere upjeköfft. Bei Bettkens woa't hernachens Freuntschaft ok met Doalemanns van Stelitz: Der junge Bettke, Rudolf, woa der Schweiersoane van Doalemann.

Den Olln sin Brueder woa der Schnider Bettke, der ok in Ssäälndörp hät jewoant. Späder woarer in dät Hus (ümme van Ruelstörp ut) vöä di Boane rechs. Dät woa sonn Hüserparzellier, wie man sääde: sonn Wütschaftuttschlächter met Wernitzen tusam van Schöne. In Didderschtörp hän si di Poasewaltsche Wütschaft upjedeit, doa hän sich dänn di bede Krüjersch drup anjeseit: Willem, der Jaswürit woa, hät doa jewoant, wue olle Poasewalt sin'n Bollnjoadn hadde, un Fritze, der Büetner un Melkführer woa, hät iesch no bes 1878 in Poasewalte sin ollet Hus jewoant. En Düsch ute Poasewaltsche Wütschaft hät bei die Krüjersch noch bes Anfank dät Joahundert jestehn. Dät woa sonn

jroten, klotzijen, viecekijen, dänn häter vanenejefalln⁵⁷⁾. Die Ollern van bede Krüjersch hän bei Willeme upt Ollndel jewoant, öre Mutter hät vienachßich jesterwen un öre Vater achnachßich. Wie ik in Didderschtörp erfoan hä, hadde olle Bettke aswie sonn krüppeljet Ben, sonn rundet, man sääde doatue Pereben⁵⁸⁾.

Näawen Bettken woa inne achßijer Joare all in beserert Lokaal met Bie un Win, dät hät sich Klause jenüemt⁵⁹⁾. Doadran hät sich anjeshloatn in Kofmann. Hinger den woan dänn bes an'n Schasse ran Bure Küene⁶⁰⁾ un Bure Poasewalt-Scherf öre Hüser. Van Küene sine Wütschaft hät sich der Soan Fridrich ene uppe ängere Side van 'n Pottdamschen Schasse jeköfft hinger Reineken, die ensmoals Bussen jehöet hät. Küens Fridrich hät sich, asser ens ene Dröschmaschine hät upjestellt, doabei ene Hant affjäädert jlich beit Ieschtemoaldröschchen, dänn häter di Maschine nich mehr in Jange jebracht. Dät woa sonn Spoaßval: Ha hät ofte, as em di Hant all afwoa, wenn sich änger Wääder hät anjemellt, jesäät, dät em di Hant weihdutt. Olle Küene hät jerne en'n jesoapm.

Poasewalt-Scherf hadde sin Hus an 'n Schasse. Ha hadde dät Jerechsoame tum Brauen, un dät hadde sich ümme in sine Familje vererwet, dät woa sonn Erfbraukrochjuet.

In den Kroch hät man jerne anjeholln un sine Pere jefuedert. Die Hoffwane ut Pottdam hän doa umjespannt. Dät woa all so inne Tit van 'n Jrotn Kuefürschn (1640 bes 1688) un hät dänn so jeblään. Un wenn Olle Fritzen sine Kurire hän sülln wat Ilijet van Pottdam noa Berlin henbringen, dänn woa doa ok noch der Umspann.

Ine Rolle hät dünne die Familje Suetmelk⁶¹⁾ jespäält, die den Hoff hadde. En'n Elias Suetmelk hät all der Jrote Kuefürscht doa vöäjefangen, der em bes noa de Schlach van Ferbellin 1675 jedient hät. Den sin Soane, der ok so jehetn hät, woa ok in Ssäälndörp, hät äbe, noadem em in Ssäälndörp hät in Junge Hans Peter jeborn jeworn, noa Berlin jetreckt un



Ernst Ferdinand Schade (1772-1861)

Zeichnung Pomplun nach einer Lithographie von W. Lerch, 1853

hät doa 1734 jestorwen. Nun hät der Soane un ene Schwester den Kroch jekren, besser hät 1756 an den Mann vanne Schwester öäjeohn, un der hät 'n 1764 an Peter Poasewalte ut Didderschörp verköfft. Hans Peter (1707—1767) hät Priester jeliel un woa 'n düchtigen Mann, 1742 häter as Props anne Berlinsche Petrikirche jekoam.

1754 hät van 'n Kroch die Poss Berlin—Pottsdam — man hät doatue metn französchon Utdruck jesäät die Jhurnaljere⁶²⁾ — afjetrennt un van em, wil ken ängerer sich doatue jefungen hät, öänoam jeworn, äbe der hät se dänn verpacht⁶³⁾.

Öän Schasse dröäwech⁶⁴⁾ haddn Bure Hansche, Koch un Reineke öre Hüser. Up Hanschen sin Jruntstück hät dät Schassehus jestehn. Maxe Koch hät bräute jestorwen. Sine Mutter hät die Wütschaft verköfft inne 90er Joare un hät ne rike Fraue jeworn. Reineken sin Junge woa Willem, der hät sich dotjefüet. Ha hadde ne Dochter van Bettken. Inne Middlstroate häter iesch in Bäckereijeschäft jehatt, hät äbe pleite jeworn. Ha hät ümme jerne en'n jetutscht. Ens häter metne Fuhre Mes tu Huse up Vater sin Hoff öä ne blinge Rönne jefüet. Ne blinge Rönne is sonne klene Molle⁶⁵⁾ fä Jauche metn Brett dröä odder ok kent. Doa trampelt man dröäwech. Wenn si ken Brett hadde, dänn sääde man: Du, sie dei vöä! As öre Willem nu wolle ensmoals dröäwechfüen, hätet met ens 'n Ruck jejään, ha hät rafjeflon van 'n Wan un öäjefiet jeworn un hät jestorwen. Willem woa in Schwedt met Möllndörps Willeme⁶⁶⁾ ut Ruelstörp un Thimesen⁶⁷⁾ Fritzen ut Didderschörp Trejunder⁶⁸⁾ jewest.

Tuletz woa up die Side Anfank vant neie Joahun-dert no Küenes Fritzen sine Futtrajhehanlunk. Sin Soane woa bei di Lübbmner Jäjer jewest.

An 'n Wech noa Stelitz woa di Bäckereie van Krüjern. Der hät tuiesch sine Buckmölle in sin Joadn jehatt. Noa em hät sin öllster Soan Jeorch di Bäckereie bedrääwen. Sin Vater un Krüjersch Willem in Didderschörp (bone häbik van em jereit), die bede nich verwannt woan, hän ßwe Sswillingsschwestern tue Frauens jehatt. Dät woan Döchter van Hoaks⁶⁹⁾ Vatern in Marjendörpe. Ene ängere Dochter van em hadde Thimesen Fritze. Hoaks Vater hät inne Schassestroate 285, hüde Marjendörpschen Damm 91, in Jruntstück un in Hus drup metn Strauhack⁷⁰⁾ jehatt schräje jeneöä van 'n „Schwarzen Adler“. Der Schwatte Oadler, iesch in Jastoff, is hüde in Hotell metn Kino. Den Jastoff hadde ens ok Hoaks öllster Soan Kino. Den Jastoff hadde ens ok Hoaks öllster Soan Kino, un bei den hän di Oillschen öre Joldne Hochbit jefeiert tusam met alle öre ach Kinger, vie Junges un vie Mäkes.

Hinger Bäcker Krüjern woa dänn an 'n Wech noa Stelitz hen upm Berch di Hollängermölle, die di letzte Tit Roadloff⁷¹⁾ jehöet hät. Dät is die, di hüde no steht. In 'n Telschen Kalenger van 1911 isse up Side 78 un in den van 1932 up Side 34 (unser Bild) afjebillt.

Erklärungen

schwerer verständlicher Wörter, zuweilen auch Angaben der Betonungen und der Vokalschattierungen. Weithin wird hierüber sonst Auskunft geben mein Wörterbuch mit phonetischen Bezeichnungen.

¹⁾ Der Ton liegt wie in der hochdeutschen Wortform auf der ersten Silbe. Doppelvokale sind jeder für sich auszusprechen, das erste ä ist lang und offen, das zweite schließt sich als kurzes und weit offenes an. d kommt hinter n zu seinem Recht, nach einem S-Laut ist es mehr ein t.

²⁾ a l l 'schon'

³⁾ A. F. Büsching, Beschreibung seiner Reise von Berlin über Potsdam nach Re Kahn unweit Brandenburg, Leipzig 1775, S. 51 f.

⁴⁾ j e l e n 'gelegen' mit zweitem langen weit offenen e

⁵⁾ T e l t e 'Teltow' mit zweitem e wie in habe

⁶⁾ S c h ö n e 'Schönow'

⁷⁾ Schasse mit Ton auf der zweiten Silbe und langem geschlossenen e, 'Chaussee'; siehe Dr. Schalls Namensklärung von Potsdam (Postupimi) im Jahrb. f. Brandenburg. Landesgeschichte 9, 1958, S. 39 ff.

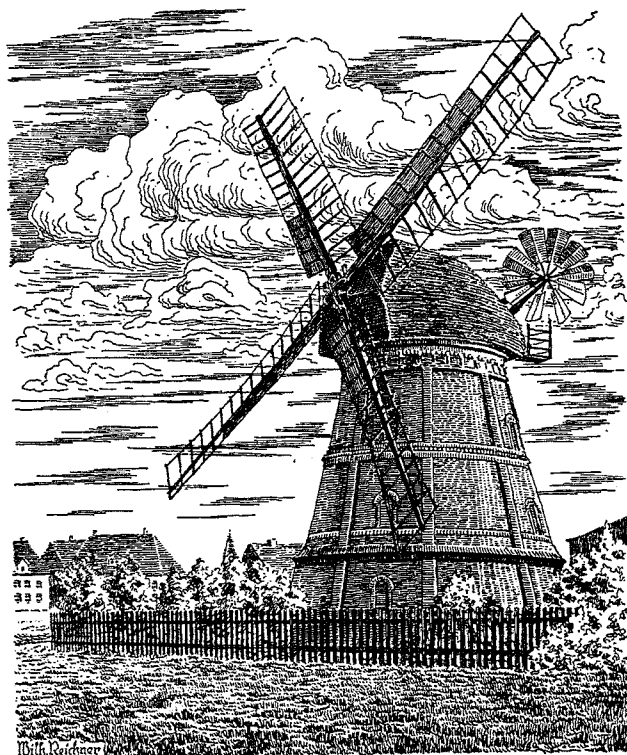


Vor der alten Schmiede am Dorfteich
Die Kastanie steht noch heute vor dem Rathaus
Zeichnung Pomplun nach einer Aufnahme von 1890

- ⁷⁾ Achterkirche nach dem achteckigen Grundriß
⁸⁾ resende Ton auf der ersten Silbe mit langem geschlossenen e, 'reisende', also kein Fahrweg
⁹⁾ blinger 'blinder'
¹⁰⁾ J ä ä w e r t 'Gaebert'
¹¹⁾ S p e k t e r 'Inspektor'
¹²⁾ j e n e ö ä mit erstem langen und weit offenen e und dem Ton auf dem langen offenen ö mit anschließendem kurzen weit offenen ä 'gegenüber'
¹³⁾ K e r s c h t n 'Kersten'
¹⁴⁾ K r i s t a n j e n b o m 'Kastanienbaum'
¹⁵⁾ b o n e mit langem offenen o, oben (im Dorf)
¹⁶⁾ J e h ö s mit Murmelvokal (wie in habe) und dem Ton auf dem langen offenen ö, 'Gehöften'
¹⁷⁾ D ö r p d i k mit langem geschlossenen i, 'Dorfteich'
¹⁸⁾ P o a s e w a l t e s i n 'Pasewaldts'
¹⁹⁾ L ö ä n j u e t mit Ton auf dem langen offenen ö und abgeschlossenem kurzen weit offenen ä, 'Lehnschulzengut'
²⁰⁾ S c h e r f e n 'Scharfe'
²¹⁾ S c h a r f e, S i d o n i e, hat die Mittel für das nach ihr benannte Stift hinterlassen
²²⁾ a f j e t r o a d n mit langem offenen o und kurzem a, 'abgetreten'
²³⁾ P a u l u s k i r c h e
²⁴⁾ S s i n n e 'Zinnow'
²⁵⁾ e n s mit kurzem offenen e, 'einst, einmal, seinerzeit'
²⁶⁾ d i B o a n e hier = S u c h 'Zug'
²⁷⁾ M ü l l e r plattdeutsch M ö l l e r
²⁸⁾ über Unregelmäßigkeiten bei ihrem Bau s. Willy Spatz, Der Teltow, 3. Teil, Berlin 1912, S. 340 unten
²⁹⁾ H e r r n h u s 'Hirtenhaus'
³⁰⁾ J ü e d e r j u t s 'Gütergotz', hüde Güterfelde in'n Pottsdamschen Lantkres
³¹⁾ d ü n n e (e n s) 'damals, seinerzeit'
³²⁾ s i n e F r a u e w o a d i P r i e s t e r n
³³⁾ h ä t j e w o a n t 'hat gewohnt'
³⁴⁾ B ä ä d e k i n g e r 'Bekinder, Konfirmanden'
³⁵⁾ K ü s t e r 'Küster, Lehrer'
³⁶⁾ S c h ä d e: er wird plattdeutsch Schäde mit langem weit offenen ä geheissen haben
³⁷⁾ d i e K ü s t e r n
³⁸⁾ B e h n mit langem weit offenen e, 'zehn'
³⁹⁾ e i n k l e i n e r K u c h e n a u s R o g g e n b r o t t e i g, gewöhnlich aus einem Überbleibsel hergestellt
⁴⁰⁾ K r a p p m 'gebratene Speckstückchen'. Genaueres darüber in meinem Wörterbuch unter Krappe
⁴¹⁾ M a t t e 'Metze'; ein kleineres rundes Hohlmaß, etwa 1/16 Scheffel (S c h ä ä p l), also rund 5 Pfund, in meiner Jugend auf dem Lande noch gebraucht; zu: messen (aus latein. modius Scheffel, modus Maß)
⁴²⁾ vgl. Willibald v. Schulenburg, Das Hirtenwesen in einem märkischen Dorfe in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (Archiv der Brandenburgia, 11. Bd., 1904)
⁴³⁾ L ü s t ö r i p 'Lüdersdorf bei Trebbin'. — Ähnliche Fastnachtsprüche aus Stralau, Köpenick und Tiefwerder verzeichnet A. Kuhn (Märk. Forschungen 1, 1841, 294 ff.)
⁴⁴⁾ j e b ä ä d n 'gebenen'
⁴⁵⁾ d ä t F e l l e m 'Fohlen'
⁴⁶⁾ F ö r s c h t e der u. die 'First', weibl. auch Firste, oberste Dachkante
⁴⁷⁾ der B e i e r 'Eber'
⁴⁸⁾ j e k r e n Ton auf der zweiten Silbe, zweites e lang und weit offen
⁴⁹⁾ B e t t k e mit erstem kurzen weit offenen e, 'Bethge'
⁵⁰⁾ E k e l k r u t 'Eichelkraut'
⁵¹⁾ D o a l e m 'Dahlem'
⁵²⁾ F u e m a n n 'Fuhrmann'

⁵³⁾ r ö ä „rüber, hinüber“
⁵⁴⁾ Du'bero „Dubrow“
⁵⁵⁾ mette Stelitzer „mit den Steglitzern“ (näml. Bethges),
 erstes e lang und weit offen, siehe „Utet olle Stelitz“ (Brandenburger
 Land, Mai 1934, S. 157), wo Bethges und die hier gleich folgenden
 Doalemanns erwähnt sind. Die hochdeutsche Endsilbe ge bei Bethge
 lautet im Plattdeutschen je oder ke.
⁵⁶⁾ Freuntschaft „Verwandschaft“
⁵⁷⁾ vanenejefalln „auseinandergefallen“
⁵⁸⁾ Pereben „Pferdebein, -fuß, Klumpfuß“
⁵⁹⁾ jenüemt „genannt“
⁶⁰⁾ Küene „Kühne“

⁶¹⁾ S üetmelk „Süßmilch“
⁶²⁾ Jhurnaljere (frz.) „Journalière“
⁶³⁾ s. die kleine Broschüre „Hans Peter Süßmilch“ von Oberkonsisto-
 rialrat a. D. Troschke
⁶⁴⁾ drö ä wech „darüberweg, hinweg“
⁶⁵⁾ Molle „Rinne“
⁶⁶⁾ Mölndörps Willeme meinem Berichterstatter
⁶⁷⁾ Thimesen (der Familie) „Thiemes“
⁶⁸⁾ Trejunder „Dragoner“
⁶⁹⁾ Haack in Mariendorf
⁷⁰⁾ Strauhdack „Strohdach“
⁷¹⁾ Roadloff „Radlow“



Holländische Windmühle in Zehlendorf
 Berliner Straße 75
 Zeichnung von Wilhelm Reichner
 aus dem Teltower Kreiskalender 1932

Brandenburg-Preußen und die Niederlausitz

Diese Arbeit schließt in gewisser Weise eine kleine Reihe, in der ich, wenn auch in einem längeren Zeitraum, den Beziehungen der Niederlausitz zu den wichtigsten Nachbarterritorien nachging, mit denen diese Landschaft im Laufe ihrer wechselvollen Geschichte in Verbindung gestanden hat: Böhmen¹⁾, Sachsen²⁾ und nun Brandenburg-Preußen. Vor Jahren habe ich auch einmal den Beziehungen nachgespürt, die zwischen der Niederlausitz und dem für uns verlorenen Ostpreußen bestanden³⁾; eine weitere Arbeit, die meine Heimatlandschaft mit der Oberlausitz geschichtlich vergleicht, ist vor kurzem erschienen⁴⁾.

Schon seit einigen Jahrzehnten ist die Landesgeschichte mehr und mehr dazu übergegangen, über die alten Territorial-, ja Staatsgrenzen hinaus ihre Forschungen auf innerstrukturelle Verhältnisse, vor allem siedlungs-, wirtschafts- und gesellschaftsgeschichtliche Fragen zu richten, um auf diesen Gebieten in enger Verbindung mit benachbarten Disziplinen zu neuen, vertieften Ergebnissen zu gelangen. Diese Richtung hat sich seit 1945, nachdem an Stelle geschichtlich erwachsener Länder immer stärker moderne Verwaltungsgebiete getreten sind und die Nationalgeschichte im engeren Sinne von dem großen Weltgeschehen in den Hintergrund gedrängt ist, noch verstärkt. Dennoch will mir scheinen, daß der Landesgeschichtsforscher auch der sehr genauen Kenntnis der landesgeschichtlichen Zusammenhänge nicht entraten kann und sich mit ihnen beschäftigen muß, weil diese Kenntnis eine wichtige Voraussetzung für seine speziellen Bemühungen ist. So soll hier der Weg aufgezeigt werden, der die bescheidene Lausitz mit Brandenburg und dem aus ihm aufstrebenden größeren Staatskörper Preußen schicksalhaft verknüpft hat.

Betrachten wir zunächst, um einen besseren Überblick über die z. T. verwickelten Geschehnisse zu gewinnen, in einer gedrängten Zusammenfassung den Gesamtablauf der politischen Beziehungen zwischen beiden Gebieten⁵⁾. Von dem episodischen Besitz der Lausitz in der Hand Albrechts des Bären abgesehen, der noch in die Zeit vor Bildung der eigentlichen Mark Brandenburg fällt, haben deren Machthaber diese Landschaft im Spätmittelalter zu drei Malen für einige Zeit besessen: die Askanier von 1303/04 bis 1320, die Wittelsbacher von 1323 bis 1367, wenn auch das Land unter ihnen meist im Pfandbesitz anderer war, und der Hohenzoller Friedrich II. von 1448 bis 1462, jedoch eigentlich nur als Pfandbesitz, bis es dann erst in der Neuzeit, 1815, Preußen glückte, die Niederlausitz ganz in die Hand zu bekommen, von der es bereits durch Erwerbungen im 15. und 16. Jahrhundert wertvolle Teile in der Hand hatte. Als Gegenspieler der nördlichen Macht erscheinen bereits von Anfang an vor allem die Wettiner, die über die Lausitz in dem langen, für die kulturelle Entwicklung so entscheidenden Zeitraum von 1136 bis 1303/04 geboten, die sie im 14. Jahrhundert wiederholt im Pfandbesitz hatten und über die sie schließlich wieder in der Neuzeit, gleichfalls in einer entscheidenden Epoche, nämlich von 1635 bis 1815, verfügten, nachdem sie ihnen mit der Oberlausitz von der habsburgischen Macht, der das Markgraftum von 1526 an gehörte, abgetreten worden war. Auch die Habsburger und ihre Vorgänger in der Herrschaft über Böhmen, vor allem die Luxemburger, d. h. seit 1367/70, traten neben den Wettinern als Gegenspieler auf in dem Ringen um den Besitz bzw. die Behauptung der Lausitz, in dessen Gesamtverlauf diese nur leidendes Objekt war.



Kaiser Karl IV.

Plastik von Peter Parler (1330-1399)
in der Triforiengalerie des St. Veitsdom in Prag

Beide Marken, Brandenburg wie Lausitz, d. h. die Niederlausitz, der, historisch gesehen, allein diese Bezeichnung zukommt, führen ihren Ursprung letzten Endes auf Heinrich I. zurück⁶⁾. Indem dieser im Winter 928/29 die Hauptfeste der Heveller, Brennaburg, bezwang und 932 auch in das Land der Lusizen eindrang, schuf er die Grundlagen, die Otto I. und unter ihm vor allem der Markherzog Gero auf weiteren Eroberungszügen wesentlich verbreitern konnten und auf denen dann nach des letzteren Tode besondere Marken geschaffen wurden. Zur Nordmark gehörten die ostelbisch-märkischen Gebiete; einen Teil der Ostmark bildete die Lausitz, die noch lange in diesen Begriff eingeschlossen bleibt und erst Ausgang des 12. Jahrhunderts mit der ausdrücklichen Bezeichnung als *marchia* auftritt, wenn sie sich als besondere Verwaltungseinheit auch schon früher darstellt. Entscheidend für den weiteren Verlauf der Entwicklung wurde es, daß die nördlichen Gebiete durch den großen Slawenaufstand von 983 auf 1 1/2 Jahrhundert verloren gingen, während das südliche Gebiet nur knapp drei Jahrzehnte, von 1002 bis 1031, und auch nicht unbestritten, in polnischer Hand war. Wie sattem bekannt, wurde dann im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts, in dem auch die Ostbewegung einsetzte, der Askanier Albrecht der eigentliche Begründer der Mark Brandenburg.⁷⁾ Mit antriebsgebend für seine Ausdehnungspolitik war vermutlich, daß er 1123 mit Hilfe des dem Kaiser verfeindeten Herzogs Lothar von Sachsen die Lausitz gewonnen hatte, der ihn wahrscheinlich nach seiner Thronbesteigung ordnungsgemäß mit dieser Mark belehnte. Zwar wurde sie ihm bereits 1131 wieder durch den Spruch eines Fürstengerichts abgenommen; bedeutsam aber bleibt, daß er der erste Gebieter des nördlichen Territoriums war, der, wenn auch nacheinander, über beide gebot. Bedeutsam weiter aber ist es, daß Konrad von Wettin, Markgraf von Meißen⁸⁾, der 1124

gemeinsam mit Albrecht dem Bären Wiprechts von Groitzsch Sohn aus der Lausitz gedrängt hatte, 1136 mit der Ostmark auch jene erhielt. Man möchte hier, wenn auch keimhaft verborgen, den Anfang des viele Jahrhunderte hindurch laufenden Ringens zwischen Meißensachsen und Brandenburg-Preußen um die Lausitz sehen.⁹⁾

Diese blieb nun, länger als 1½ Jahrhundert, wenn auch nicht immer in Verbindung mit der meißnischen Mark, in wettinischer Besitz, während die Askanier in diesem Zeitraum ihren Machtbereich über die Havel-Nuthe-Linie hinaus bis über die Oder ausdehnten. Bei diesen Vorstößen nach Osten gerieten sie wiederholt, neben dem schwächeren Erzbistum Magdeburg, in Konflikt mit den gleichfalls in dieser Richtung vordringenden Wettinern.¹⁰⁾ Diese Kämpfe sind deshalb im Zusammenhang mit unserem Thema bemerkenswert, weil sie sich z. T. im Vorfeld der Lausitz abspielten, so der Kampf um den Teltow 1239 bis 45, wobei Heinrich der Erlauchte schließlich auf die von ihm beanspruchten Burgen Köpenick und Mittenwalde verzichten mußte, ferner die Inbesitznahme des größten Teils des Landes Lebus durch die Askanier, wobei dem Wettiner außer Schiedlo am rechten Oderufer wohl nur der Landstrich zwischen Oder und Spree südlich der Müllroser Senke zufiel. Weiter umklammerten die Askanier mit dem als Pfandbesitz von Böhmen kurz nach der Jahrhundertmitte erworbenen Lande Bautzen, der späteren Oberlausitz¹¹⁾, und zeitweise auch mit dem 1277 von Herzog Heinrich von Breslau erworbenen Krossen die Niederlausitz. Diese selbst ging dann schließlich Anfang des 14. Jahrhunderts an sie über im Zusammenhang mit dem üblen Familienzwist im Hause Wettin und dem daraus entspringenden Kampf um den Besitz von Meißen, in dem die Enkel Heinrichs des Erlauchten sich genötigt sahen, die Niederlausitz, um Geldmittel zu gewinnen, zu veräußern. So erwarben Markgraf Hermann von Brandenburg 1303 deren östliche Hälfte, das Land Guben, die Markgrafen Otto IV. und Hermann 1304 auch die westliche Hälfte, das Land Luckau, ein Verlust für die Wettiner, der zwar nicht den Gedanken an die Aufrichtung einer wettinisch-sächsischen Großmachtstellung im Osten vernichtete — er ist später noch wiederaufgelebt —, ihnen aber auf Jahrhunderte hinaus die reale Grundlage nahm, von der allein aus dieser Gedanke verwirklicht werden konnte.

Freilich hatten die Askanier trotz der Abmachungen von 1303 und 1304 Jahre hindurch nicht die gesamte Lausitz fest in der Hand, im Gegenteil, in den westlichen Strichen neigte man sich auf die Seite der Wettiner, die sich bald anschnitten, das verlorene Gebiet wiederzugewinnen, wenn auch schließlich ohne Erfolg. Verfolgen wir diese Dinge noch im einzelnen.¹²⁾ Markgraf Hermann von der Ottonischen Linie der Askanier, der in den Besitz der östlichen Niederlausitz gekommen war, begegnet mit dem Titel Brandenburgensis et Lusaciae marchio schon Anfang 1303 und weiterhin sehr häufig bis zu seinem 1308 erfolgenden Tode. Am 1. Januar 1306 bestätigte er der Stadt Guben ihre Rechte. Nach seinem Hinscheiden erneuerten die Markgrafen von der Johanneischen Linie, Otto IV. und Woldemar, diese Bestätigung für den Fall, daß Hermanns Sohn Johann ohne Erben stürbe. Aus den folgenden Jahren, 1309 bis 1313, liegen einige Amtshandlungen für den Osten des Landes (Guben, Neuzelle) vor, die er als Vormund Johanns V. tätigte, worauf dieser 1315 und 16 selbst für Guben, Neuzelle, Fürstenberg urkundete. 1317 und 18 erscheint dann Woldemar wieder, nachdem er im Juni 1316 seine Einwilligung zu einem Kaufvertrag zwischen Markgraf Johann und dem Kloster Neuzelle über Schloß und Gebiet Schiedlo, Stadt Fürstenberg und kleinere Besitzungen gegeben hatte. Es regierten also in diesem Teil der Lausitz die Askanier uneingeschränkt und unbehelligt. Anders im westlichen Teil, wo sie in dem ganzen Zeitraum nur wenig handelnd auftreten. Bezeichnenderweise nennt nicht eine der verhältnismäßig zahlreichen

Urkunden des Klosters Dobrilugk einen Askanier als Aussteller oder erwähnt ihn auch nur. Der Besitz des westlichen, den wettinischen Gebieten näherliegenden Landsteils blieb eben jahrelang umstritten. Otto IV. und Hermann, die gemeinsam das Land Luckau erworben hatten, belehnten, zusammen mit Woldemars Bruder Johann IV., noch im gleichen Jahre 1304 ihre Getreuen Friedhelm und Johann von Cottbus mit ihren Gütern. Ausdrücklich als marchiones Lusaciae kommen beide Markgrafen erstmalig im August 1305 vor. Belehnt mit der Lausitz aber wurden sie von Albrecht I. erst im Juli 1306, während der Wettiner Dietrich der Jüngere, der frühere Landesherr, zu Anfang dieses Jahres nochmals in Urkunden als Lusaciensis marchio erscheint, ein Umstand, der vielleicht auf damals erneut geltend gemachte Ansprüche dieses Fürsten auf das verlorene Land gedeutet werden kann. Ende August 1307 finden wir dann die askanischen Markgrafen in Golßen, wo sie eine Urkunde für Bautzen ausstellen.

Wettinischerseits bemühte sich nach Dietrichs des Jüngeren Tode im Dezember 1307 sein Bruder Friedrich I., der dem Verkauf an Brandenburg nicht zugestimmt hatte, die Lausitz wiederzuerwerben.¹³⁾ Die Stimmung im westlichen Teile des Landes, die nicht durchweg für Brandenburg war, kam ihm bei seinem Bestreben zustatten. Zwar standen die Herren von Cottbus, der Burggraf von Golßen, Botho III. von Ileburg-Liebenwerda, der auch im Besitz von Lübbenau und eines Teils von Senftenberg war, auf askanischer Seite, aber die Haltung anderer Mitglieder des Hauses Ileburg wie auch der übrigen Herrschaftsbesitzer und des Klosters Dobrilugk blieb unsicher. Die Herren von Senftenberg auf Senftenberg waren offenbar meißnisch gesinnt. Verhandlungen zwischen Friedrich und Woldemar im Juli 1309 führten zu keiner Einigung. Zum offenen Kampf aber scheint es trotzdem noch nicht gekommen zu sein, da der Wettiner zunächst von anderen Sorgen in Anspruch genommen wurde. Erst nach den böhmischen Wirren des Jahres 1310 konnte er sich der Lausitzangelegenheit wieder zuwenden. Daß sich die Dinge zuspitzten, wird u. a. daraus deutlich, daß Botho von Ileburg und seine Söhne im März 1311 in Luckau dem Markgrafen Woldemar und seinem Mündel ihren Anteil am Schloß Senftenberg mit der ausdrücklichen Zusage verkauften, nicht eher mit den anderen Besitzern, Johann und Konrad von Senftenberg, Frieden schließen zu wollen, als bis sich diese mit dem Markgrafen ausgesöhnt hätten. Auf die zunehmende Spannung in dieser Zeit, die bald zum offenen Ausbruch der Feindseligkeiten führen sollte, deutet vielleicht auch die Nachricht hin, daß Mitte des Jahres Guben die Absicht hatte, eine Mauer zu bauen, ein Vorhaben, das Woldemar dadurch begünstigte, daß er der Stadt erlaubte, jährlich einmal die Pfennige zu verändern, um aus dem Erlös die nötigen Baugelder zu gewinnen, auf gegnerischer Seite aber, daß Mitte November der Wettiner ein Bündnis mit dem Burggrafen von Golßen schloß, in dem sie ihm und seinem Sohne mit allen ihren Festen Beistand gegen jedermann versprachen, d. h. den Askanier dabei nicht ausnahmen. Der kurze Krieg aber verlief für Friedrich unglücklich; er wurde mit seinem Sohn bei Großenhain gefangen genommen und mußte im Frieden von Tangermünde Mitte April 1312 zugunsten Woldemars und Johanns u. a. auf die Lausitz verzichten. Die letzten Jahre bis zum Aussterben des Hauses waren dann die brandenburgischen Askanier im ungestörten Besitz des Landes. Als sie es gewannen, war hier die Siedlungsbewegung¹⁴⁾, von der dieses Gebiet, anders wie die Mark, nur in den Grenzstrichen und durch Stadtgründungen stärker erfaßt wurde, wenn auch die wirtschaftliche Organisation auf dem Lande weitgehend in deutscher Form und zu deutschem Recht erfolgte, schon im wesentlichen abgeschlossen. Wie eine ganze Reihe von Urkunden dartut, haben sich aber die neuen Machthaber um die inneren Verhältnisse der Lausitz bemüht, wie sehr sie auch, namentlich unter Woldemar, durch die äußeren Angelegenheiten in Anspruch genommen waren.



Ansicht der Stadt Peitz 1786
aus den Privil. Zittauischen Hist. Topogr. Biogr. monatl. Tagebüchern

Der unruhigen Zeit unter den Askaniern folgte für die Mark wie für die Lausitz während des größten Teils des 14. Jahrhunderts und weiterhin eine noch weit schwerere.¹⁵⁾ Nominell blieb zwar letztere Jahrzehnte hindurch noch mit der Mark in Verbindung, tatsächlich aber bedeutete diese Verbindung nicht allzuviel. Als nach Woldemars Tode die Nachbarn von allen Seiten über das reiche Erbe herfielen, beanspruchten die Niederlausitz 1. der askanische Herzog Rudolf von Sachsen-Wittenberg als Vormund des bald verstorbenen letzten brandenburgischen Markgrafen aus dem Hause, 2. Herzog Heinrich von Jauer, der Sohn einer Askanierin, und 3. König Johann von Böhmen. Während sich die letzten beiden nur in einzelnen Teilen festsetzen konnten, riß Herzog Rudolf die eigentliche Herrschaft an sich und behauptete sich auch einige Jahre. Daß man indessen, mindestens anfangs, nicht unbedingt zu ihm hielt, sondern mit der Möglichkeit einer Veränderung in der Herrschaft rechnete, läßt u. a. die Fassung eines Bündnisbriefes vom August 1321 vermuten, nach dem sich 18 märkische und vier lausitzische Städte: Sommerfeld, Guben, Beeskow und Luckau zu gemeinsamem Handeln zusammenschlossen, in dem es heißt, daß diejenigen davon nicht abgehalten werden, die dem Sachsenherzog bereits die Huldigung geleistet haben. Ende dieses Jahres lebte auch im Hause Wettin der Gedanke von neuem auf, den alten Besitz wiederzugewinnen, und gleichzeitig trat auch das Erzstift Magdeburg auf den Plan. Tatsächlich bekam Meißen, wenn auch in anderer Form und nur vorübergehend, die Lausitz in die Hand. Im Frühjahr 1323 nämlich belehnte, wie bekannt, der deutsche König Ludwig der Bayer mit der Mark Brandenburg und ihren Nebenländern seinen unmündigen Sohn Ludwig; die Lausitz aber verpfändete er im August des gleichen Jahres an den jungen Markgrafen Friedrich II. von Meißen, der auch zum Mitvormund für Ludwig bestellt wurde. Diese Pfand- und Schutzherrschaft, die bis 1328 dauerte, wurde dann bis 1339 von Rudolf von Sachsen ausgeübt; danach besaß Markgraf Ludwig selbst die Niederlausitz einige Jahre hindurch (1339 bis 1345) unmittelbar. Hierauf gelangten die Wettiner, nachdem sie den Wittelsbachern im Kampf mit der Anhängerschaft des falschen Woldemar geholfen hatten, durch den Vertrag von Luckau im

August 1353 abermals in den Pfandbesitz fast des ganzen Landes. Ihre Hoffnungen jedoch, es zu vollem Eigentum zu gewinnen, wurden durch das Eingreifen einer stärkeren Macht zunichte, durch Böhmen. Schon König Johann, der im Besitz der Oberlausitz war, hatte tastende Schritte in die Nachbarlandschaft getan. Mit seinem Sohn, Karl IV.¹⁶⁾, schlossen die Wittelsbacher eine Erbverbrüderung und ermächtigten ihn sowie den Herzog Bolko II. von Schweidnitz und Jauer, die Lausitz durch Abtragung der Schuldsomme an das Haus Wettin einzulösen. Bereits am 1. November 1364 war das Geld ausgezahlt, und am 11. ergriff Karl in Luckau von dem neuerworbenen Lande Besitz. Wenige Jahre später, im Oktober 1367, veranlaßte er dann den Markgrafen Otto von Brandenburg zum völligen Verkauf der Lausitz. Im Januar 1368 verzichtete Otto endgültig auf sie zugunsten des Königs Wenzel, und am 1. August 1370 verleihte sie Karl in aller Form der böhmischen Krone ein. Von dieser Zeit an blieb die Lausitz bis zum Prager Frieden von 1635, oberlehnrechtlich sogar bis 1815, mit Böhmen verbunden, wenn auch als Nebenland mit eigener Verfassung und sehr selbständiger Verwaltung. Karl IV. beschränkte sich aber nicht auf diese Erwerbung, er strebte auch nach der Mark. So zwang er zunächst den schwachen Wittelsbacher, ihm die Regierung über diese auf sechs Jahre zu überlassen, suchte dann durch einen Angriff auf die Mark seine Forderung zu erzwingen und nötigte schließlich Otto im Fürstenwalder Vertrag vom 15. August 1373, ihm die Mark gegen eine Geldzahlung abzutreten. So waren beide Länder, Brandenburg und die Niederlausitz, unter einer fremden Herrschaft, den Luxemburgern, bis 1411 bzw. 1415 wieder miteinander verbunden. War Karls IV. kurze Regierung von Segen für beide Länder¹⁷⁾, unter den übrigen Mitgliedern des Hauses, die schwer in die Händel der großen Politik verstrickt waren, in Böhmen begreiflicherweise das Hauptgebiet sahen und überdies miteinander rivalisierten, gingen beide Länder, in denen die innere Zersplitterung immer krassere Formen annahm, dem Ruin entgegen. Während diesem aber in der Mark durch die Bestellung des Burggrafen von Nürnberg 1411 und seine Erhebung zum Markgrafen und Kurfürsten 1415 energisch gesteuert wurde und das Land unter der kräftigen

Hand des zweiten Hohenzollern eine Aufwärtsentwicklung erlebte, verfiel die Niederlausitz während des ganzen 15. Jahrhunderts noch weiter der Auflösung und blieb fortgesetzt den Zugriffen der Nachbarn ausgesetzt.

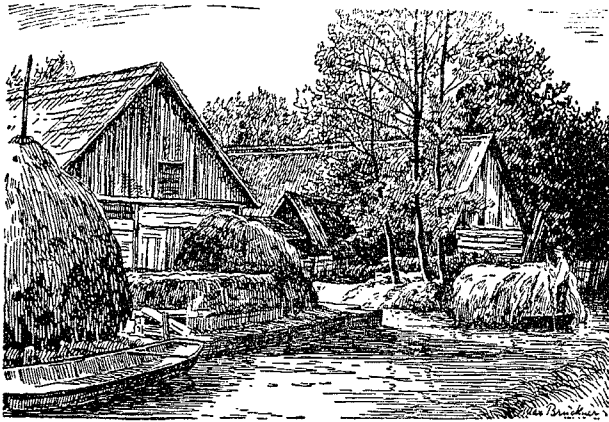
König Siegmund, gegen den das hussitisch gesinnte Böhmen in hellem Aufruhr stand¹⁸⁾, sah sich, von politischen und finanziellen Sorgen bedrängt, bald genötigt, noch weiteren luxemburgischen Besitz zu veräußern. Am 6. September 1422 verpfändete er das Fürstentum zu Lausitz mit allen Rechten und Einkünften dem tüchtigen Landvogt des Landes Hans von Polenz¹⁹⁾ auf Senftenberg, der ihm wie seinem Vorgänger anscheinend größere Geldmittel zur Verfügung gestellt hatte und ihm gegen die aufständischen Böhmen gute Dienste leistete. In diesem Kampf hatte sich auch Friedrich IV. von Meissen bewährt. Um sich seine Hilfe auch künftig zu sichern, übertrug ihm der Herrscher Anfang 1423 nach dem Aussterben des askanischen Hauses Kursachsen²⁰⁾, während der Hohenzoller Friedrich I., der gleichfalls Ansprüche erhoben hatte, darauf verzichten mußte. Die Verstärkung ihrer Machtgrundlage durch die Erwerbung von Gebieten, durch welche die nachbarlichen Beziehungen zur Niederlausitz noch enger wurden, wie andererseits die zunehmende Schwäche Böhmens und die eigentümlichen Herrschaftsverhältnisse in der Niederlausitz, deren innere Ordnung mehr und mehr dahinschwand, alle diese Umstände mußten den Wettinern aufs neue den Gedanken nahelegen, ein Land zurückzugewinnen, das einstmals ihren Vorfahren gehört hatte. Bei den Schritten, die sie unternahmen, stießen sie ganz natürlich auf einen Gegner, der das gleiche Ziel verfolgte, auf Brandenburg. So begann damals ein Ringen der Wettiner und der Hohenzollern um die Niederlausitz, das, nach Unterbrechungen immer wieder erneuert, indem bald die eine, bald die andere Macht im Vorteil war, fast 400 Jahre hindurch als Schicksal auf dieser Landschaft lastete. Wir verfolgen diesen Kampf, in dessen Verlauf zeitweise Brandenburg in den Besitz der Niederlausitz gelangte, im übrigen ihr aber von beiden Seiten her wichtige Stücke entrissen wurden, zunächst bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts.

Schon 1419 hatte der Wettiner Friedrich IV. den Plan gefaßt, sich in der Niederlausitz festzusetzen. Damals versprach ihm Hans von Polenz Schloß und Gebiet Senftenberg für den Fall, daß er die vom Markgrafen geliehene Geldsumme nicht zurückzahlen könnte, doch blieb Senftenberg in der Folgezeit zunächst noch im Besitztum der Herren von Polenz. Ein weiterer Vorstoß wurde seit 1423 gegen das Kloster Dobrilugk unternommen, das den sächsischen Askaniern verpfändet gewesen war und von dem einzelne Güter an der Elbe, also im Sächsischen lagen. Zwar hatte sich der Kaiser, als er den Meißener mit der Kur und dem Herzogtum Sachsen belehnte, ausdrücklich Dobrilugk als zu Böhmen, d. h. zur Niederlausitz gehörig, vorbehalten und das Stift von der Zahlung des Schutzgeldes befreit, das es früher den Herzögen von Sachsen entrichtet hatte. Wettinischerseits ist aber wohl der Versuch gemacht worden, das Kloster bzw. die Schutzherrschaft wiederzugewinnen oder mindestens die klösterlichen Besitzungen an der Elbe zu behalten. 1431 forderte der Kaiser sehr energisch vom Kurfürsten, alle Anfeindungen künftig zu unterlassen und die alten Rechte Dobrilugks nicht anzutasten. Ende 1435 aber begab sich das Kloster in kursächsischen Schutz. Die Schwäche und Unsicherheit, unter denen die Niederlausitz in der Zeit des Hans von Polenz und der Hussitenkriege litt, veranlaßte noch weitere Stände des Landes, Anlehnung an Sachsen zu suchen. Bereits 1424 hatte Hans von Cottbus den Wettiner zum Schutzherrn angenommen, 1436 trat Botho von Lieburg auf Sonnenwalde auf drei Jahre in die Dienste des meißnischen Markgrafen. Eine unmittelbare Festsetzung im Lande gelang 1425 durch den Ankauf von Finsterwalde, das von da an bis 1815 von der Niederlausitz getrennt blieb.

Die Bestrebungen des Hauses Wettin, im Markgrafentum festen Fuß zu fassen oder doch Einfluß zu gewinnen, begegneten sich nun mit ähnlichen Absichten von seiten Brandenburgs²¹⁾. Entsprechende Schritte hatte es wohl bereits zu einer Zeit unternommen, als noch unsicher war, wer Nachfolger der Askanier in Sachsen-Wittenberg werden würde. 1423 stellte Hans von Polenz dem Brandenburger eine Schuldurkunde aus, in der wieder, wie 1419 dem Wettiner, als Pfand im Nichtzahlungsfalle Schloß Senftenberg bestimmt wurde. Ende 1431 gingen die Schenken von Landsberg mit ihren Schlössern Teupitz und Peitz einen Schutzvertrag mit dem Kurfürsten ein. Außer auf Peitz mögen die Hohenzollern in diesem Zeitabschnitt bereits ihr Augenmerk auf die wichtige und umfangreiche Herrschaft Cottbus gerichtet haben.

Der Anreiz für Sachsen wie Brandenburg, sich in der Niederlausitz festzusetzen, mußte nach dem Tode des Landvogts Hans von Polenz 1437 und dem noch im gleichen Jahre erfolgten Hinscheiden des Kaisers selbst noch größer werden²²⁾. Denn ebenso wenig wie Siegmund fand sein Erbe und Nachfolger, Albrecht II., die Möglichkeit, das verpfändete Land wieder einzulösen. Und in der Zeit der schweren Thronwirren, die nach seinem schnellen Tode in Böhmen während der Minderjährigkeit des nachgeborenen Ladislaus herrschten, war an die Verwirklichung dieser Aufgabe erst recht nicht zu denken. So verblieb die Pfandherrschaft über die Niederlausitz den beiden Söhnen des Hans von Polenz, für die ihr Verwandter, der Landvogt Nickel von Polenz, als Vormund die Regierung führte. Ohne Rückhalt an Böhmen zu finden, bedrängt von den Gläubigern seines Vorgängers und in jahrelangem schwerem Streit und Kampf mit dem Abt von Dobrilugk war er einfach nicht imstande, sich zu behaupten und daher genötigt, Anlehnung an eine der beiden einander feindlichen Nachbargewalten, Sachsen oder Brandenburg, zu suchen²³⁾. Er hat beide Wege eingeschlagen. Zunächst wandte er sich dem Hohenzoller zu. Dieser nahm ihn für drei Jahre gegen eine Geldzahlung in seinen Schutz und versicherte ausdrücklich, daß er helfen werde, alle, die sich dem Vogt widersetzen und sich vom Lande losreißen wollten oder schon losgerissen hätten, zum Gehorsam zu bringen. Das Vorgehen des Brandenburgers wurde in Sachsen übel vermerkt, war man doch 1438 von König Albrecht und noch einmal im folgenden Jahre angewiesen worden, die Lausitz zu schirmen. Schon 1442 aber näherte sich Polenz den Wettinern; im September riet er in seinem und seiner Mündel Namen Herzog Friedrich, die Lausitz an sich zu bringen, da er selbst nicht in der Lage sei, sich zu halten, und schloß mit ihm über die Auslösung einen förmlichen Vertrag. Diese in Aussicht genommene Weiterverpfändung an Sachsen fand auch die Billigung der Regentin von Böhmen, gelangte jedoch infolge ihres frühzeitigen Todes nicht zur Ausführung. Während der Sachse zögerte, die günstige Gelegenheit zur Erwerbung der Lausitz zu benutzen, ging der Brandenburger rücksichtslos vor, um sich weiter im Lande festzusetzen. 1442 gewann er Schloß und Stadt Peitz, 1445 erwarb er die eine Hälfte der Herrschaft Cottbus und die Anwartschaft auf die andere; auch traten die Besitzer von Schenkendorf, Beeskow und Storkow sowie Forst in brandenburgischen Schutz.

Sachsen war nun freilich während dieser Jahre nicht ganz untätig, verfuhr aber mit größter Vorsicht. Ein scharfes Zugreifen hätte wahrscheinlich einen offenen Konflikt mit Brandenburg heraufbeschworen; ihn wünschte aber der Herzog gerade während des Bruderkrieges im wettinischen Hause²⁴⁾ zu vermeiden. Außerdem drückte ihn die Geldnot, so daß er nicht einmal den für Senftenberg ausbedungenen Kaufpreis zahlen konnte. Nach vorläufigen Abreden über einen Erwerb dieser Herrschaft bekundete der Landvogt 1446 dem Herzog seine Bereitwilligkeit, ihm die Feste einzuräumen,



Gehöft im Spreewald
Zeichnung von Max Brückner

und versprach auch, darauf hinzuwirken, daß die Lausitz an Sachsen käme. Noch im gleichen Jahre veräußerten dann die Brüder von Polenz an Friedrich Schloß und Stadt Senftenberg, doch gelangte der Verkauf noch nicht zum völligen Abschluß. Weitere Verhandlungen mit den herzoglichen Räten wegen der Veräußerung der Lausitz und Senftenbergs führten zu keinem Ergebnis. Wiederholt beklagten sich daher die Herren von Polenz in ihrer Notlage bitter über die Verzögerungen und ließen durchblicken, daß sie sich u. U. nach anderweitiger Hilfe umsehen mußten. Im Herbst 1448 endlich scheint der Herzog an ein entschiedeneres Auftreten in der Lausitzangelegenheit gedacht zu haben. Damals gab ihm Kaiser Friedrich III. als Vormund des jungen Königs Ladislaus Vollmacht, die Lausitz von den Herren von Polenz einzulösen und solange zu verwalten, bis der böhmische König oder seine Erben die Wiedereinlösung vornähmen. Allein nun war es zu spät, denn im Oktober 1448 benutzte Friedrich II. von Brandenburg einen Zwist zwischen den Herren von Polenz und ihrer Stadt Lübben, um in das Nachbarland einzufallen, und nötigte die Brüder, Lübben sowie die Pfandherrschaft über die Lausitz an ihn abzutreten, und die Städte und Stände, ihm zu huldigen. Der von den Ereignissen überraschte Wettiner hat wenigstens nachträglich versucht, sein Recht, das ihm die kaiserliche Ermächtigung gab, zu verfechten. Aber die Verhandlungen zwischen den sächsischen und brandenburgischen Räten blieben schließlich ergebnislos. Auf dem Zerbster Tage im Juni 1450 überließ Sachsen dem Hohenzoller die Landvogtei der Lausitz. Nach einem kurzen Feldzug, in dem die Brandenburger sogar von den Meißenern empfindlich geschlagen wurden, bestimmte dann im Januar 1451 der Naumburger Friede, der den Bruderkrieg im Hause Wettin beendete, daß es bezüglich der Lausitz bei den Zerbster Abmachungen verbleiben sollte. Darauf erkannten auch die letzten Sächsischesinnigen im Lande Friedrich II. als ihren Herrn an. So scheiterte damals die lange gehegte, aber nicht energisch betriebene Absicht der Wettiner, die Lausitz zu gewinnen, doch haben sie in letzter Stunde, ebenfalls im Oktober 1448, wenigstens einen kleinen Teil des Landes an sich bringen können, die Herrschaft Senftenberg, die, wie Finsterwalde, von da an bis 1815 im Besitz Sachsens verblieb.

Friedrich ging sofort daran, seine Stellung im Lande weiter auszubauen, indem er den unmittelbaren Besitz darin zu erweitern suchte. Im Dezember 1451 schloß er mit Wenzel von Biberstein einen Erbvertrag, der ihm für den Fall, daß Wenzels Mannesstamm ausstürbe, den Anfall der Herrschaften Beeskow und Storkow sicherte.

Im August 1452 folgte ein Vertrag mit Luther von Cottbus, der dem Markgrafen bei einer Veräußerung seines Anteils an der Herrschaft das Vorkaufsrecht gewährte. Im Dezember des Jahres bestätigte der junge König Ladislaus dem Brandenburger außer der Hälfte von Cottbus und der Anwartschaft auf die andere sowie auf Beeskow und Storkow auch den Besitz der Stadt Lübben und des Hofes Großlütbenau und wenige Tage darauf auch den Pfandbesitz der Lausitz. Im Juni 1455, nach Luthers Tode, fiel dann tatsächlich Cottbus ganz an Brandenburg, mit dem es auch, mit ganz kurzer Unterbrechung, verbunden bleiben sollte²⁵⁾.

Über ein Jahrzehnt blieb nun der brandenburgische Kurfürst, da Georg von Podjebrad, der sich seit 1448 als Verweser Böhmens betrachtete, zunächst genug im Inneren zu tun hatte, ziemlich ungestört im Besitz der Lausitz, nicht als wirklicher Landesherr — das war der König von Böhmen —, sondern als Pfandherr, Vogt und Verweser. Über seine Verwaltungstätigkeit sind wir gut unterrichtet durch ein Kopialbuch im früheren Geh. Staatsarchiv²⁶⁾, das schon Wold. Lippert treffend als Lausitzkopial bezeichnet hat, denn es enthält die wichtigsten die Markgrafschaft betreffenden Urkunden aus diesem Zeitraum, nicht nur solche allgemeinen, sondern vornehmlich auch speziellen Charakters. Wir können auf die hier überlieferten Maßnahmen und Verfügungen nicht näher eingehen; sie zeigen aber insgesamt ein starkes Bemühen, wieder Ordnung in dem seit langem arg zerrütteten und vernachlässigten Lande zu schaffen.

Von böhmischer Seite aus waren, wie bereits angedeutet, dem Hohenzoller zunächst keine Schwierigkeiten gemacht worden, ja der böhmische Landtag hatte im August 1449 dem Markgrafen sogar gedankt, daß er die Lausitz an sich gebracht habe, da sie sonst von der Krone abgerissen worden wäre, ihm den Pfandbesitz bestätigt und ihn gebeten, das Gebiet an niemand abzutreten, noch es von einem anderen auslösen zu lassen als von dem künftigen gekrönten böhmischen Könige. Mit der Absicht, die Lausitz einzulösen, trat Georg von Podjebrad schon Mitte 1453 hervor, widmete sich aber erstlicher dieser Aufgabe erst, nachdem er König geworden war. Dabei spielte die Cottbuser Angelegenheit eine wichtige Rolle. Schon Anfang 1454 war dem böhmischen Herrengeschlecht von Sternberg das Heimfalls- bzw. Rückkaufsrecht an dieser Herrschaft verliehen worden. Ende September 1461 erhielt Zdenko von Sternberg, der



Steg im Spreewald, sogenannte Bank
Zeichnung von Max Brückner

gegen Friedrich den Klageweg beschritten hatte, die Herrschaft zugesprochen; außerdem ließ Podjebrad dem Kurfürsten ankündigen, daß er die Niederlausitz einlösen lassen würde. Da Friedrich eine zögernde Haltung einnahm, zum mindesten Cottbus nicht fahrenlassen wollte, brach der Sternberger auf Betreiben des Böhmenkönigs im Oktober des Jahres mit Heeresmacht in die Niederlausitz ein²⁷⁾. Obwohl das Unternehmen für die Böhmen nicht sonderlich gut verlief, lenkte der Brandenburger doch ein, vor allem wohl, weil sich der größte Teil des Landes auf die böhmische Seite schlug, gab im Gubener Frieden vom 5. Juni 1462 das Markgraftum an Böhmen zurück, behielt jedoch unter böhmischer Lehnshoheit außer Teupitz und Bärwalde die Herrschaft Cottbus, Peitz, den Hof Großlütbenau und die Anwartschaft auf Beeskow und Storkow²⁸⁾.

Die Niederlausitz, in der sich das Ständewesen zu besonderer Stärke entwickelte²⁹⁾, blieb nun unter Markgrafen aus verschiedenen Häusern und seit 1526 unter den Habsburgern bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges hinein meist in Verbindung mit Böhmen als dessen Nebenland, erfuhr aber in dieser Zeitspanne, in der sich das Ringen der Wettiner und Hohenzollern um die Lausitz fortsetzte, zeitweise oder auf Dauer weitere territoriale Verluste. Wir skizzieren diese Dinge nur, ohne auf die verwinkelten politischen Verhältnisse, in die sie eingebettet sind, ausführlicher einzugehen.

Im Zusammenhang mit der nach Osten ausgreifenden Politik, in der die Wettiner eine Zeitlang mit dem Ungarnkönig Matthias Corvinus, dem Inhaber der während dieser Zeit von Böhmen gelösten Lausitz, zusammengingen, glückte es ihnen, außer schlesischen auch niederlausitzische Gebiete zu gewinnen³⁰⁾. Ausgang 1472 erwarben Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht durch Kauf von Johann II. von Glogau-Sagan das Fürstentum Sagan mit Priebus und Naumburg am Bober, Ländereien also, die den Südosten der Niederlausitz umschlossen. Im Oktober 1477 kauften sie von Botho VIII. von Ileburg die Herrschaft Sonnewalde, mit der es Grenzstreitigkeiten gegeben hatte. Einen Monat später wurde eine noch umfangreichere Erwerbung in der Niederlausitz angebahnt. Damals verschrieb der tief in Schulden steckende Johann von Biberstein auf Sorau den Wettinern, deren Grenznachbar er ja 1472 geworden war, die großen Herrschaften Sorau, Beeskow und Storkow auf den Todesfall; 1479 bestätigte Matthias den Wettinern diese Abmachung und belehnte gleichzeitig Herzog Albrecht mit Sonnewalde. In den Besitz von Sorau, Beeskow und Storkow gelangten die sächsischen Fürsten erst 1490³¹⁾. Ein damals beim Tode des Königs auftauchender Gedanke, die gesamte Niederlausitz wiederzugewinnen, gelangte nicht zur Ausführung. Die Aktivität, welche das Haus Wettin in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts im schlesisch-lausitzischen Raum gezeigt hatte, wurde in den folgenden Jahrzehnten nicht fortgesetzt, im Gegenteil, frühere Erwerbungen sogar wieder aufgegeben. 1512 überließen Kurfürst Friedrich der Weise und sein Bruder Johann die Herrschaften Beeskow und Storkow und Herzog Georg die Herrschaft Sorau wieder Böhmen. Als dann Jahrzehnte später Kurfürst Johann Friedrich die Lausitzpolitik seiner Vorfahren wieder aufnahm, hatte er nur vorübergehend Erfolg. Seine gewaltsame Besetzung des Klosters Dobrilugk 1541³²⁾ erbitterte nicht nur Moritz von Sachsen und Böhmen, sondern auch Brandenburg, und mit der Wittenberger Kapitulation von 1547 fiel das Stift an König Ferdinand zurück. Übrigens wurde 1549 auch Sagan auf dem Tauschwege wieder veräußert.

Größere und dauerndere Erfolge erblühten im gleichen Zeitraum beim Ausgreifen nach Alt-Lausitzer Besitzungen den Hohenzollern. Freilich, ein Angebot auf beide Lausitzen, das der päpstliche Legat 1467 und 68 Friedrich II. in Erwartung seiner Parteinahme gegen den ge-

bannten Böhmenkönig Georg machte, lehnte der Brandenburger ab, und ebenso wenig ließ sich auch Markgraf Albrecht Achilles Anfang 1470 von dem schwerbedrängten Podjebrad, der ihm seinerseits die Niederlausitz in Aussicht stellte, aus der Neutralität locken. Dagegen gelangten in der Folge weitere lausitzische Gebietsstücke an Brandenburg. Es erwarb im Glogauischen Erbfolgestreit³³⁾ nach langen Kämpfen mit Herzog Hans von Sagan, die die Lausitz schwer in Mitleidenschaft zogen, im Kamenzer Vertrag vom 16. September 1482 außer Crossen und Züllichau Sommerfeld und das Bobersberger Ländchen als Pfand. Wirklicher brandenburgischer Besitz wurden diese allerdings erst 1537. Damals zeigte sich der energische Bruder des brandenburgischen Kurfürsten, Hans von Küstrin, der mit der Neumark auch die einstigen lausitzischen Lande Cottbus, Peitz und Sommerfeld erhalten hatte, sehr rührig und zäh in der Verfolgung von Plänen, die auf die Niederlausitz gerichtet waren³⁴⁾. Um 1535 dachte er an einen Ankauf der Herrschaft Forst, 1538 faßte er den kühnen Gedanken, durch geldliche Unterstützung König Ferdinands Landvogt auf Lebenszeit zu werden; wiederholt waren auch seit 1547 seine Absichten auf das Stift Neuzelle gerichtet. Als dann der niederlausitzische Landvogt im Auftrag Ferdinands 1552 mit Hans über eine Truppenunterstützung für den Kaiser verhandelte, kam der Hohenzoller auf seine früheren Absichten zurück. Unter den Gegenforderungen, die er stellte, stand auch die Zustimmung zur Erwerbung einer Reihe von Besitzungen in der Lausitz, die zur Abrundung seines Gebiets dienen sollten, wie auch der Gewinnung der Herrschaft Senftenberg. Nach all diesen Versuchen glückte es ihm 1555 wirklich, einen bedeutenden lausitzischen Landesteil zu erwerben. Damals verkaufte der Kurprinz Johann Georg von Brandenburg als Vormund seines Sohnes, des Bischofs von Lebus, die Herrschaften Beeskow und Storkow, die nach dem Rückfall an Ulrich von Biberstein von diesem als Pfand an das Bistum gelangt waren, an den Markgrafen, und Ferdinand gab nach anfänglichem Zögern seine Zustimmung. Als erbliches Lehen empfing allerdings erst Kurfürst Johann Georg am 19. September 1575 die beiden Herrschaften. Die Lehnabhängigkeit Brandenburgs hinsichtlich dieser lausitzischen Erwerbungen lockerte sich im Laufe der Zeit ständig; den steuerlichen Verpflichtungen gegenüber dem Markgraftum wußten sich die Fürsten mehr und mehr zu entziehen.

Bis ins 17. Jahrhundert hinein hören wir nun nichts mehr von Lausitzplänen der Wettiner und Hohenzollern. Da kam es zu Beginn und während des Dreißigjährigen Krieges zu hochpolitischen Abmachungen zwischen dem Kaiser und Kursachsen, deren Ergebnis Brandenburgs Verlangen nach Erwerbung der Niederlausitz für immer zunichte zu machen schien. Im März 1620 bereits hatte Kaiser Ferdinand, der mit der Niederwerfung des böhmischen Aufstandes reichlich beschäftigt war, dem Kurfürsten Johann Georg I. die Aufgabe übertragen, die Gärung in beiden Lausitzen zu dämpfen, und ihm für seine Hilfe die Verpfändung dieser Gebiete in Aussicht gestellt³⁵⁾. Im Juni 1623 wurden dem Wettiner als Entschädigung für die aufgetragenen Kosten beide Markgraftümer als Pfand eingeräumt, und im Prager Frieden vom 30. Mai 1635 übergab der Kaiser, indem er seinen Nachfolgern nur die Oberlehnsherrlichkeit und das Wiederlösungsrecht für den Fall des Aussterbens der männlichen Linie des sächsischen Hauses vorbehielt, dem Kurfürsten, den er nicht anders zu entschädigen wußte, beide Lausitzen als Eigentum, wenn auch unter Wahrung ihrer Sonderstellung als Nebenländer.

Im Unterschied zur Zeit vor 1635 wetteiferten fortan nicht mehr beide Mächte um den Besitz der Niederlausitz; nur die eine (Preußen) blieb in Angriffsstellung, die andere (Sachsen) war i. w. in die Verteidigung gerückt. Aber dieser weitere Kampf um das Markgraftum ist nur aus größeren politischen Zusammenhängen heraus zu verstehen, aus der bald stärker, bald schwächer sich

GEOGRAPHISCHE DELINEATION,
des zu denen
KUR SACHSISCHEN LANDEN gehörigen
MARGGRAFFTHUMS NIEDER LAUSITZ,

Worinnen enthalten die Fünf KREISSE
als I der LUCKAUISCHE, II GUBENISCHE, III KALAUISCHE,
IV KRUMSPREEISCHE oder LUBBENISCHE,
und V der SPREMBERGISCHE Kreis.

mit denen hiesigen lehnsherrlichen Herrschaften und Ämtern,
als: I. Neuenzella, II. Kreiße, 2. Delowitz, I. 3. Friedland, IV. 2. Erst, II.
Pforten, II. 6. Seran und Trüchel, II. 7. Lützen, IV. 8. Sennewald, I.
Drehna, I. 10. Straupitz, IV. 11. Liebertz, IV. 12. Lubbenau III. und 13. Anspitz, II.

wie auch deren Städten, Rathschülern
und Pfarrengemeinden, sowie den Kur-Brandenburgischen, hiesigen Lege-Regiments-
auch andern anverwandten Städten.

verarbeitet von PETRUS SCHENK, von Königl. Rath,
und Königl. Landt. Præsid. 1757.



äußernden, aber immer vorhandenen Spannung zwischen Sachsen und Preußen, die ihre Hauptursache in dem Ringen beider Mächte um eine Großmachtstellung im Ostraum hatte. An diesem Ringen war natürlich als Hauptgegner Preußens das Haus Habsburg maßgebend beteiligt. Betrachten wir die Geschehnisse noch etwas näher.

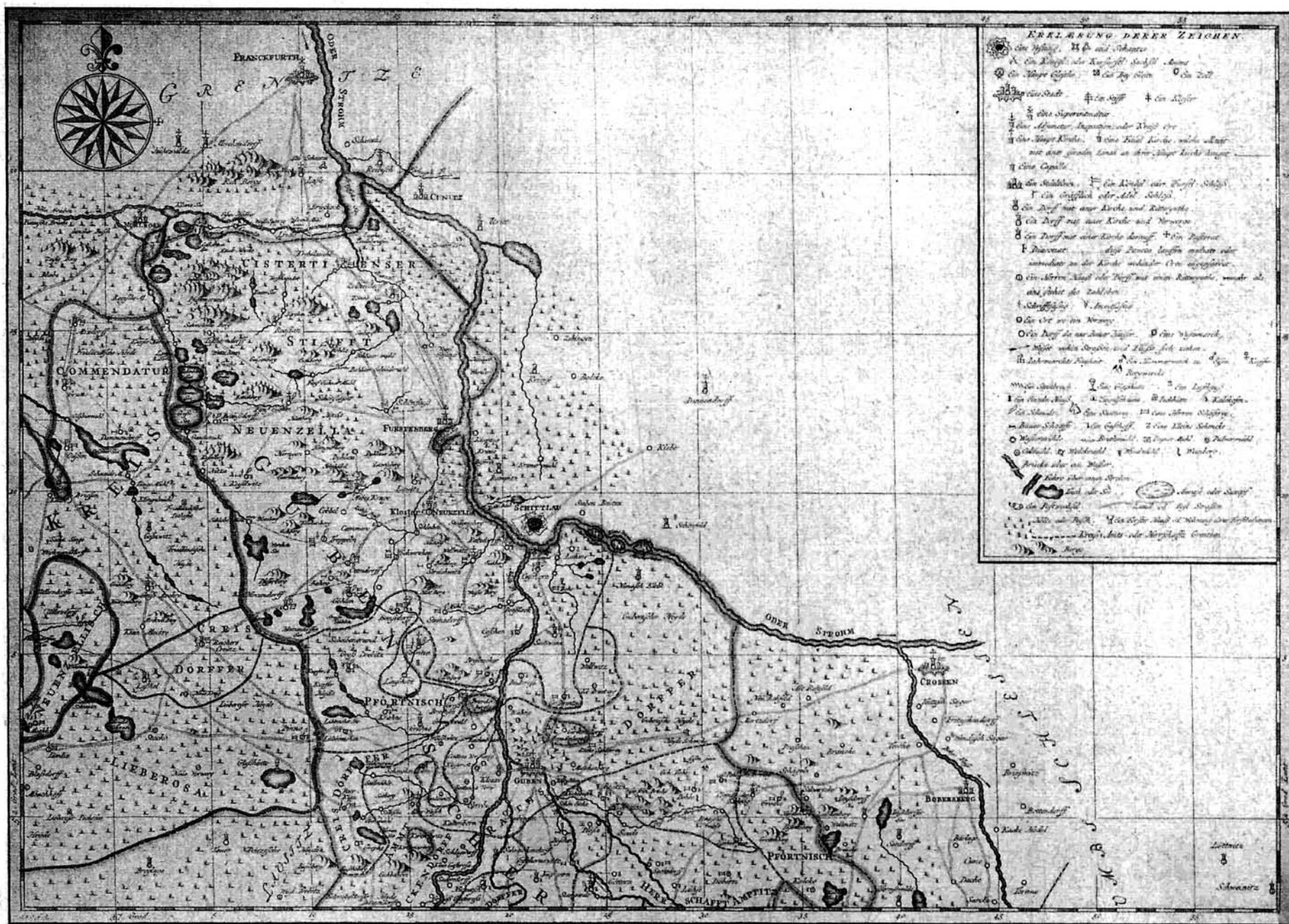
Der Übergang der Lausitzen an Sachsen — von der Oberlausitz haben wir hier nicht weiter zu sprechen — führte dazu, daß sich die sächsische Politik wieder stärker dem Osten zuwandte. Von diesen Gebieten als Basis oder Brücke konnte die Gewinnung Polens ersprechend angestrebt und durchgeführt werden³⁶⁾. Die dauernde Behauptung dieses Königreichs aber hing u. a. davon ab, daß eine unmittelbare Verbindung zwischen ihm und Kursachsen hergestellt und der brandenburgisch-preußische Einfluß in der Zwischenzone zurückgedrängt oder beseitigt wurde. In der Linie dieser Politik mußte Sachsen daran gelegen sein, nicht nur das Crossener Land, sondern auch die brandenburgischen Enklaven in der Niederlausitz zu erwerben. Mit derartigen Plänen und Bemühungen kreuzten sich nun die Ausdehnungsbestrebungen, insbesondere die auf Schlesien gerichteten Absichten der brandenburgisch-preußischen Macht³⁷⁾. In diesem Zusammenhang mußte ihr gerade die Gewinnung der niederlausitzischen Oderstrecke, ja der Niederlausitz selbst erstrebenswert erscheinen. Vergessen darf dabei nicht werden, daß die Habsburger, die keineswegs völlig auf die beiden Markgräfstümer verzichtet hatten, wiederholt mit Einlösungs- und Rückgewinnungsplänen hervortraten. Bestimmend für den endgültigen Ausgang dieses Ringens, in dem die Niederlausitz eine Rolle spielte, wurde es, daß Sachsen die ihm gestellte Aufgabe nicht zielstrebig genug ergriff und nicht eindeutig, klar und kräftig verfolgte. Es blieb, von gelegentlichen Ausnahmen abgesehen, in enger Verbindung mit dem Hause Habsburg, ohne mit dieser Haltung sein Ziel zu erreichen, während umgekehrt sein Gegner sich mehr und mehr vom Reiche trennte und durch rücksichtsloses Zugreifen und zähes Ausharren den Erfolg davontrug, indem er Schlesien gewann und behauptete. Um diese Erwerbung zu sichern, um überhaupt gegen Angriffe besser geschützt zu sein, hat sich Friedrich der Große bekanntlich wiederholt mit Gedanken einer Annexion ganz Sachsens beschäftigt bzw. auch mit einer Erwerbung des ihm am nächsten liegenden sächsischen Gebiets, d. h. vor allem der Niederlausitz³⁸⁾, und auch unter seinen Nachfolgern tauchten derartige Absichten gelegentlich auf. Betrachten wir nun nach diesem allgemeinen Überblick wieder den Ablauf des Ringens um die Niederlausitz im einzelnen, so weit es heute schon möglich ist.

Den Gebietszuwachs der Wettiner hatte Brandenburg in seiner damaligen Schwäche hinnehmen müssen; und der Große Kurfürst, voll in Anspruch genommen durch den Wiederaufbau seiner schwer heimgesuchten Länder und in seiner Politik angewiesen auf fortgesetztes Lavieren zwischen den großen Mächten, hatte weder Anlaß noch Neigung, die Niederlausitz irgendwie stärker in den Kreis seiner Ziele einzubeziehen. So erklärt es sich auch, daß er Amt und Stadt Cottbus zweimal, 1672 und 1676, wenn auch nur für kurze Zeit, an den damaligen Inhaber des Markgratums, Herzog Christian I. von Sachsen-Merseburg, verpfändete³⁹⁾. Diese Haltung änderte sich auch unter dem Nachfolger nicht. Rühriger zeigte sich damals der sächsische Kurfürst Friedrich August I. (der Starke); ihm war, nachdem er die polnische Krone erworben, der Besitz der Lausitz höchst wichtig, weil die fehlende, aber sehr erwünschte territoriale Verknüpfung zwischen Kurfürstentum und Königreich nur durch Angliederung an jene zu erreichen war. Schritte, die August schon Anfang 1698 in dieser Richtung in Wien unternahm, indem er anfangs die Erwerbung Crossens, dann den Austausch des Herzogtums Sagan gegen die Herrschaft Hoyerswerda anregte, waren

freilich vergeblich⁴⁰⁾. Wenige Monate später versuchte er, durch Verhandlungen mit dem Berliner Hof eine unmittelbare Landverbindung mit Polen zu gewinnen, und Friedrich III. stellte ihm auch gegen gewisse Zugeständnisse den Austausch Crossens oder wenigstens eines Teils dieses Gebietes in Aussicht⁴¹⁾. Doch wurde auch auf diesem Wege das Ziel nicht erreicht. Ausgang des nächsten Jahres verhandelte er mit Ludwig XIV. und erbot sich ihm gegenüber, den Kaiser beim Ausbruch eines Krieges um die spanische Erbfolge zu überfallen und ihm mindestens Böhmen, Mähren und Schlesien zu entreißen. Sollte dann der brandenburgische Kurfürst auf die habsburgische Seite treten, so wollte er außer Magdeburg und Halle auch die brandenburgischen Enklaven in der Niederlausitz in seine Gewalt zu bringen suchen⁴²⁾. Auch dieser überstürzte Versuch scheiterte. Für die Unstetigkeit der Politik des Wettiners würde es auch sprechen, wenn die Angabe der Prinzessin Wilhelmine, ältesten Tochter Friedrich Wilhelms I. von Preußen, auf Wahrheit beruhen sollte, daß 1728 zwischen beiden Herrschern ein Vertrag abgeschlossen worden sei, wonach der Hohenzoller ihm gegen Polen Truppen stellen und eine Million Taler leihen, dafür aber die Lausitz mit ihren Einkünften auf 20 Jahre als Pfand erhalten sollte⁴³⁾.

Während Friedrich II. nach dem Tode Karls VI. sofort handelte, indem er in Schlesien einbrach und es größtenteils besetzte, schwankte Sachsen unter Brühl in seiner politischen Haltung hin und her. Im April 1741 schloß es einen Vertrag mit Österreich, der ihm für den Fall eines siegreichen Krieges mit Preußen die in dessen Besitz befindlichen böhmischen Lehen in der Niederlausitz und das Fürstentum Crossen in Aussicht stellte. Als dann im Sommer des Jahres Brühl in Verbindung mit England Österreich zur Abtretung Niederschlesiens an Preußen drängte, geschah es in der Erwartung, daß Friedrich Sachsen seine Lausitzer Lehen und „die Grünberger Passage“ zur Verbindung mit Polen überlassen würde. Dem König aber lag nichts an einem solchen Entgegenkommen Sachsen gegenüber, er dachte im Gegenteil, wie der österreichische Unterhändler Graf Neipperg im September 1741 nach Wien berichtete, daran, Eroberungen in der Lausitz zu machen⁴⁴⁾.

Alle auf eine territoriale Verbindung zwischen Sachsen und Polen abzielenden Pläne der Wettiner brachte dann der Breslauer Friede 1742 zum Scheitern, in dem Friedrich Schlesien erwarb und auch die Befreiung der preußischen Besitzungen in der Niederlausitz von der böhmischen Lehnshoheit erreichte. Aber Friedrich begnügte sich nicht damit, wenigstens berichtete der sächsische Gesandte in Frankfurt a. Main Anfang März 1743 nach Dresden, er habe aus österreichischen Nachrichten erfahren, daß in Frankfurt a. O. an einer Denkschrift über die Rechte Preußens auf die Lausitzen gearbeitet werde⁴⁵⁾. Andererseits schloß der sächsische Minister Brühl, der im zweiten schlesischen Kriege auf die österreichische Seite überschwenkte, im Mai 1745 mit Maria Theresia den Leipziger Teilungsvertrag ab, in dem bestimmt wurde, daß Sachsen im Fall der Besiegung des Preußenkönigs außer Magdeburg, Crossen und Sternberg auch die in der Niederlausitz liegenden brandenburgischen Gebietsstücke erhalten sollte⁴⁶⁾. Nach seinem Sieg bei Hohenfriedberg vereinbarte dieser seinerseits in der Hannoverschen Konvention mit England, der Kurfürst von Sachsen solle mit in den künftigen Frieden mit Österreich eingeschlossen werden, müsse aber die Abtretung Schlesiens an Preußen anerkennen und die Stadt Fürstenberg und den dortigen Oderzoll gegen einige in der Lausitz liegende preußische Besitzungen austauschen. Dementsprechend mußte sich Sachsen im Frieden zu Dresden verpflichten, Fürstenberg mit dem Zoll und das rechtsoderische Schiedlo an Preußen gegen einige Gebietsplitter in der Niederlausitz oder eine andere Entschädigung abzutreten⁴⁷⁾. Da man sich über diesen Punkt nicht einigen konnte, blieb die Abmachung auf dem Papier und der Kampf Preußens um die letzte noch nicht in



seinem Besitz befindliche Oderstrecke ging weiter. Hin-
gewiesen sei hier auf eine Stelle der politischen Träu-
mereien in Friedrichs Testament von 1752, wo der König,
der ja damals ständig einen Angriff Österreichs fürchtete,
in Betrachtungen über Erwerbung günstig gelegener Län-
der die von Sachsen am nützlichsten hält und dann wört-
lich bemerkt: „Ließe sich aber nicht ganz Sachsen unse-
rem Staate angliedern, so könnte man sich mit der Lau-
sitz begnügen und die Elbe zur Grenze nehmen. Das
würde für den gedachten Zweck (nämlich die Sicherung
der Kurmark) hinreichen ...“⁴⁸⁾

Auch während des Siebenjährigen Krieges, in dem die
Lausitz jahrelang mit Unterbrechung als Operationsbasis
für ganz Sachsen in der Hand der Preußen war und aufs
schwerste durch Kontributionen, Vergeltungsmaßnahmen
usw. zu leiden hatte, trat mehrfach der alte Kampf der
Wettiner und Hohenzollern, ja auch der Habsburger um
das Land in Erscheinung. In einem nachher nicht zu-
standegekommenen Subsidienvvertrag zwischen Frank-
reich und Österreich vom 1. Mai 1757 war vorgesehen,
daß Österreich außer Schlesien und Glatz auch einen Teil
der Lausitz gewinnen, Sachsen u. a. wohl mit dem Cott-
buser Gebiet entschädigt werden sollte⁴⁹⁾. Auf der an-
deren Seite hat Friedrich wiederholt Absichten auf die
Niederlausitz zum Ausdruck gebracht. So heißt es in
einem Schreiben vom 12. Oktober 1759 an den Legations-
rat Baron von Knyphausen in London: „Da Preußen und
meine rheinischen Besitzungen nicht soviel wert sind wie
Sachsen (das der König damals zu einem beträchtlichen
Teil in der Hand hatte), so kann man uns die Niederlau-
sitz lassen und den König von Polen mit Erfurt entschä-
digen oder mir Preußisch-Polen nach dem Tode des Kö-
nigs garantieren“⁵⁰⁾, und in einem Schreiben an Podewils
und Finckenstein am 30. Oktober: „Könnte man nicht in
gleicher Weise Nordhausen, Preußen, Duderstadt und
Erfurt Sachsen geben zugunsten der Aufgabe der Nieder-
lausitz und einiger in den preußischen Staaten liegen-
den Enklaven?“⁵¹⁾ Und kurz vor Beendigung des Krieges
ging das Gerücht im Lande, Friedrich wolle die Nieder-
lausitz behalten. Schließlich berührte auch der Hubertus-
burger Friedensvertrag dieses Gebiet. Die frühere Ab-
machung hinsichtlich Fürstenbergs wurde jetzt dahin
geändert, daß Sachsen zwar den Oderzoll und Schiedlo
abtreten, Fürstenberg selbst aber behalten und eine ent-
sprechende Entschädigung an Land und Leuten bekom-
men sollte. Sächsischerseits richtete sich das Verlangen
auf Cottbus, Peitz, Sommerfeld und Bärwalde; man
stellte auch ein Verzeichnis der preußischen Ortschaften
in der Niederlausitz mit dem Wert ihrer Einkünfte auf⁵²⁾.
Da aber der Preußenkönig den Oderzoll nicht entspre-
chend vergüten wollte, gelangte auch diesmal die ganze
Bestimmung nicht zur Ausführung.

Durch die Auflösung der Verbindung Sachsens mit
Polen 1763 verlor die Niederlausitz die größere politische
Bedeutung, die sie als Bindeglied zwischen beiden Län-
dern besessen hatte. Das Verhältnis Preußens zu Sach-
sen, das in der Folgezeit meist mit Preußen zusammen-
ging, entspannte sich etwas, doch blieben die Reibe-
reien um die Niederlausitz und in ihr bestehen. Die
Grenzirrungen und -streitigkeiten mit dem Cottbuser
Kreis hörten nicht auf, ebensowenig der Kleinkampf an
der Oderstrecke. Schwer beeinträchtigte nach wie vor die
sächsisch-preußische Handelsrivalität die Wirtschaft des
Landes. Und schließlich blieb die Erwerbung des ganzen
Markgraftums ein mehr oder weniger deutlich verfolg-
tes Ziel der preußischen Politik. Wiederholt hat sich
Friedrich der Große auch nach 1763 mit dieser Absicht
beschäftigt, so in seinem politischen Testament von
1768, wo er im Abschnitt über Erbsprüche hinsichtlich
Ansbach und Bayreuth sagt: „Man könnte aber wohl zu
einer gütlichen Verständigung gelangen, wenn man diese
Markgraftchaften gegen Länder austauschte, die unserer
Grenze näher liegen, sei es gegen die Lausitz oder das
Herzogtum Mecklenburg“⁵³⁾, so 1776, wo er wieder die
Einverleibung ganz Sachsens für notwendig hält, um
Preußen die fehlende Geschlossenheit zu geben, „denn

ist einmal Krieg, so kann der Feind schnurstracks auf
Berlin rücken“⁵⁴⁾. Eine größere Rolle spielte dann die
Niederlausitz bei den diplomatischen Verhandlungen
während des bayrischen Erbfolgekrieges⁵⁵⁾. Im Mai 1778
schlug der preußische Vertreter, Graf Herzberg, dem
Grafen Cobenzl vor, Wien solle einer künftigen Vereini-
gung der Markgraftümer Ansbach und Bayreuth mit
Preußen bzw. einem Austausch dieser Gebiete gegen
die Lausitzen zustimmen. Gleichzeitig regte man in Dres-
den die Durchführung eines solchen Austausches an. Der
Kurfürst von Sachsen solle an Preußen so viel abtreten,
daß künftig der Lauf der Schwarzen Elster die Grenze
zwischen beiden Staaten bilde. Der König von Preußen
würde ihm die eventuelle Nachfolge in den fränkischen
Fürstentümern zusichern und ihm einstweilen jährlich
300 000 Taler zahlen. Träte aber jener Erbfall ein, so
sollten die beiden Lausitzen vollständig an Preußen ab-
getreten werden. Friedrich August aber lehnte schließlich
das Ansinnen ab, weil, wie es in der Antwort an den
preußischen Gesandten hieß, „er sich nicht entschließen
könne, ihm ergebene und völlig treue Untertanen abzu-
treten und gegen andere zu vertauschen“. Nach dem Ur-
teil des Kaisers soll Friedrich damals große Lust gehabt
haben, die Lausitzen zu gewinnen, wollte nur deshalb
keinen Krieg wagen. Bei neuen Verhandlungen Mitte
August erklärte sich Österreich bereit, bei einem Aus-
tausch der Gebiete mitzuhelfen, wenn Preußen Öster-
reich in Bayern freie Hand ließe, aber dem König er-
schien dieser Preis zu hoch⁵⁶⁾. Gleichwohl rechnete man
in der Niederlausitz noch 1791, als Ansbach und Bay-
reuth an Preußen, fielen, damit, daß ein Tausch voll-
zogen werden würde⁵⁷⁾.

Auch aus der Zeit nach Friedrichs Tode finden sich
einige Zeugnisse, die darauf schließen lassen, daß in
gewissen preußischen Hof- und Militärkreisen der Ge-
danke an eine Vergrößerung des Staates durch die Nie-
derlausitz lebendig blieb. So hören wir in einem Bericht
des hannoverschen Gesandten in Berlin von Beulwitz
vom 5. September 1786, also unmittelbar nach Friedrichs
Hinscheiden, daß der für seine Vorliebe zu Frankreich
bekannte Prinz Heinrich dem neuen Herrscher schrift-
liche Projekte vorgelegt habe, die u. a. darauf hinaus-
gingen, man solle den Fürstenbund aufheben, sich mit
dem Kaiser verbinden, ihm nach dem Tode des Kur-
fürsten von der Pfalz Bayern überlassen und dagegen
für das Haus Brandenburg die Lausitz, vielleicht auch
noch eine andere Provinz zu erwerben suchen⁵⁸⁾. Und
noch um die Wende des Jahres 1805, unmittelbar vor
der Katastrophe, ist in Preußen, besonders in Militär-
kreisen, der Gedanke erörtert worden, das Staatsgebiet
durch Gewinnung beider Lausitzen zu vergrößern. Der
Generalstabschef Oberst von Massenbach übergab da-
mals seinem Monarchen eine Schrift, in der er geradezu
ein Recht auf diese Lande nachzuweisen suchte⁵⁹⁾. Ja
die Erwerbung Kursachsens und der Lausitz war auch
vorgesehen in einem, die Lage völlig verkennenden Gut-
achten Hardenbergs während der russisch-preußischen
Verhandlungen Ende Juni 1807, also kurz vor dem Til-
siter Diktat, als von seiten Preußens die Herstellung
eines neuen Verhältnisses zwischen Rußland, Preußen
und Frankreich angestrebt wurde⁶⁰⁾!

Im napoleonischen Zeitalter trat das Ringen Branden-
burg-Preußens um die Niederlausitz und damit die Ge-
schichte ihrer staatlichen Zugehörigkeit in ihr letztes
Stadium. Wieder zeigt dabei der Verlauf der Vorgänge,
wie stark das Schicksal auch kleiner Ländergebiete von
großen, internationalen politischen Fragen und Gegeben-
heiten bestimmt werden kann und bestimmt wird. Zu-
nächst schien, fast wider seinen Willen, Sachsen zum
endlichen Ziel, d. h. zur Gewinnung des noch nicht in
seinem Besitz befindlichen Kernstücks der Niederlausitz
zu gelangen, denn im Posener Frieden vom 11. Dezember
1806 stellte Napoleon Friedrich August, den er auf seine
Seite gezwungen hatte, als Entschädigung für die Ab-
tretung von Gebieten zwischen Erfurt und dem Eichs-
feld den Cottbuser Kreis in Aussicht, während man

sächsischerseits andere thüringische Länder als Ersatz gewünscht hatte. Auf Grund des Tilsiter Diktats wurde der Cottbuser Kreis dann wirklich Sachsen aufgezwungen, wodurch sich der Gegensatz zu Preußen, zweifellos so vom Korse beabsichtigt, verschärfen mußte. In derselben Richtung wirkte auch die Sachsen aufgezwungene Verbindung mit dem neuerrichteten Großherzogtum Warschau, das man nur für französische Interessen zu verwalten hatte. Diese abermalige Verbindung Sachsens mit Polen erinnert nur äußerlich an die frühere; sie kann nach der ganzen Art, wie sie zustande kam, ebensowenig als ein Wiederaufleben sächsischer Ostpolitik gewertet werden wie die im September 1807 erfolgende Inbesitznahme des Cottbuser Kreises, der übrigens dem Markgraftum auch nicht einverleibt, sondern nur lose angegliedert wurde⁶¹⁾. Der Niederlausitz aber ist die gesteigerte politische Bedeutung, die sie durch die neue sächsisch-polnische Verbindung zu erhalten schien, nur zu ihrem Leidwesen ausgeschlagen, und schließlich hat das erzwungene, aber auch starre Festhalten des sächsischen Königs an der Sache Napoleons ihr Schicksal mit beiegeln helfen.

Ende März und dann endgültig Ende September 1813 hatten die preußischen Truppen den Cottbuser Kreis wieder für ihren König in Besitz genommen. Nach der Leipziger Schlacht nahmen die Verbündeten die Ober- und die Niederlausitz in Verwaltung, indem sie sie einem Generalgouverneur bzw. Generallandeskommissar unterstellten. Der Verkehr mit den Dresdener Behörden wurde unterbunden. Im November 1814 ging die Verwaltung Sachsens, die bisher in russischer Hand gelegen hatte, an Preußen über. Es war die erste Maßnahme auf dem Wege, der zur Abtrennung der nördlichen Hälfte von Sachsen und mit ihr der Niederlausitz an Preußen führte. Ihr Schicksal im Jahre 1815 steht im Zusammenhang mit der sächsischen Frage überhaupt, die bekanntlich auf dem Wiener Kongreß eine bedeutende Rolle spielte und zeitweise die ganze Koalition zu sprengen drohte. Preußen, dessen Absichten ursprünglich auf ganz Sachsen gerichtet waren, mußte sich schließlich Anfang des Jahres mit einer Teilung dieses Staates einverstanden erklären. Sächsischerseits bemühte man sich in den Jahren 1813 bis 1815 verschiedentlich, um die Selbständigkeit und Unversehrtheit des Landes zu erhalten. Sehr starken Anteil an diesen Bemühungen hatten begreiflicherweise die Stände der Niederlausitz⁶²⁾. Mannigfache Schritte wurden von ihnen unternommen. Als bald nach der Schlacht bei Leipzig ihre Abgesandten mit denen aus der Oberlausitz im Hauptquartier der Verbündeten vorstellig werden wollten, wurde ihnen die Weiterreise versagt. Im Juni 1814 wollten sich die Niederlausitzer mit einer Vorstellung den übrigen sächsischen Ständen anschließen; es erwies sich aber als unmöglich, eine Abordnung an die Mächte zu senden. Auf eine neue Eingabe, die im September des Jahres an den Grafen von Schönfeld in Wien zur Weitergabe an die Minister der Verbündeten eingereicht wurde, erfolgte keine Antwort. Als 1815 das Gerücht aufkam, daß die Mächte mit dem gefangenen Friedrich August über die Abtretung eines Teils seiner Gebiete verhandelten, bat eine niederlausitzische Abordnung den König, in keine Abtretung einzuwilligen. Mit einer neuen Denkschrift gingen zwei Abgesandte aus der Niederlausitz nach Wien, um im Verein mit den anderen sächsischen Vertretern Metternich ihre Wünsche vorzutragen. Doch der österreichische Minister gab nur ein nichtssagendes Versprechen; das Schicksal Sachsens und damit auch der Niederlausitz war bereits besiegelt. Der Wiener Friede, der am 18. Mai 1815 zwischen Preußen und Sachsen zustande kam, überließ mit der größeren Nordhälfte Sachsens auch das Markgraftum Niederlausitz an Preußen, außerdem frühere niederlausitzische Gebietsstücke, die seit Jahrhunderten von der Landschaft losgerissen waren, wie die unmittelbar unter sächsischer Verwaltung stehenden Ämter Senftenberg und Finsterwalde. Der Kaiser von Österreich verzichtete in der Wiener Schlußakte ausdrücklich auf



Cottbus, Altmarkt am 3. Aug. 1814
Aquarell von Karl Blechen (1798-1849)

die im Traditionsrezeß von 1635 festgelegten Rechte. Man unterstellte das Markgraftum, von dem der König von Preußen am 22. Mai Besitz ergriffen hatte, zunächst wie die anderen abgetrennten Gebiete dem Generalgouvernement für das Herzogtum Sachsen in Merseburg. Später, im Frühjahr 1816, wurde die Niederlausitz dem neugebildeten Regierungsbezirk Frankfurt und damit der neugeschaffenen Provinz Brandenburg einverleibt⁶³⁾.

Im Titel der neuen Landesherren, in mannigfachen Einrichtungen und Körperschaften u. dergl. hat die Bezeichnung „Markgraftum Niederlausitz“ noch weiter bestanden, am stärksten und längsten bei der Ständevertretung der Landschaft, die auf eine neue, den staatsrechtlichen Gegebenheiten entsprechende Grundlage gestellt wurde⁶⁴⁾. Dieses Fortleben alter Formen und Einrichtungen, die sogar bis 1945 noch nicht restlos verschwunden waren, ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß die Niederlausitz langsam, aber stetig in die neuen Verhältnisse, in denen sich ja der preußische Staat selbst bewegte, hineinwuchs. Hatte es in der ersten Zeit bei der Bevölkerung nicht an Mißstimmung, ja Abneigung gegen das preußische Regiment gefehlt⁶⁵⁾, so schwanden sie doch dahin dank der insgesamt sorgsam, sich in der Rechtssphäre bewegendem, wenn auch mitunter bürokratischen Verwaltungstätigkeit. Auf der anderen Seite erlebte schließlich auch der Staat, der anfangs wohl etwas geringschätzig auf den mageren Gewinn, den die Niederlausitz 1815 darstellte, herablickte, eine wirtschaftliche Entwicklung dieser Landschaft in einem Maße, die sie in der ganzen Provinz schließlich an die erste Stelle brachte. Daß die geschichtlichen Bestrebungen hiezulande von brandenburgischer Zentrale aus sich besonderer Pflege zu erfreuen gehabt hätten, kann man freilich nicht sagen, im Gegenteil, man hat lange über die Niederlausitz hinweggesehen; sie blieb geraume Zeiten hindurch auf ihre eigenen Kräfte angewiesen⁶⁶⁾. So kann auch heute der im Herbst 1958 erfolgte Abtransport der historischen Bestände des Landesarchivs Lübben in das Landeshauptarchiv Potsdam nicht als ein freundlicher Akt aufgefaßt werden, denn dadurch ist der Landschaft nach Aufhören des Bestehens ihres Geschichtsvereins die letzte und wichtigste heimatgeschichtliche Basis entzogen. Doch wir wollen hier den

Verlauf der Einordnung und Eingewöhnung, dessen Darstellung einer besonderen Arbeit wert wäre, nicht weiter verfolgen. Nur die äußere politische Entwicklung nach 1815 mag hier im Zusammenhang mit dem eigentlichen Thema noch kurz gestreift werden; steigen doch alte Fragen und Probleme, wenn auch schwächer und in anderen Formen, immer wieder im geschichtlichen Wandel auf.

An Gegensätzen und Spannungen zwischen Sachsen und Preußen, von denen die Niederlausitz in Mitleidenchaft gezogen wurde, hat es auch in der Zeit nach 1815 nicht ganz gefehlt. Wie in den vergangenen Jahrhunderten wirkte sich hier auch noch im 19. der Gegensatz beider Staaten verkehrspolitisch aus, ganz besonders deutlich in der Eisenbahnaufgabe. Verschiedene aus der Landschaft selbst erhobene Vorschläge, die Niederlausitz mit ihrer ständig beachtlicher emporwachsenden Industrie in das im Werden begriffene große deutsche Eisenbahnnetz einzugliedern, scheiterten an strategischen Bedenken der preußischen Staatsregierung⁶⁷⁾. Und so wurden denn Eisenbahnverbindungen durch die Niederlausitz nach Sachsen eigentlich erst nach 1866 geschaffen, nach Ausschaltung einer selbständigen sächsischen Außenpolitik. Der deutschen Einigung, wie sie 1867 angebahnt, 1871 im Bismarckreich verwirklicht wurde, ging noch ein letzter Zusammenstoß Preußens und Sachsens voraus, bei dem auch die Niederlausitz noch einmal ein Kampfbildete. In den Geheimverhandlungen, die im Frühjahr 1866 zwischen Österreich und Napoleon III.

gepflogen wurden, war der Tausch Venetien gegen Schlesien vorgesehen; Sachsen aber sollte seine 1815 verlorenen Gebiete wiedererhalten, alles unter der Voraussetzung, daß der französische Kaiser Österreich aktiven Beistand leistete⁶⁸⁾. Und als sich Napoleon 1868/69 bemühte, ein Zusammengehen von Frankreich, Österreich und Italien herbeizuführen, um Preußen zu zerschlagen und auf den Machtumfang Bayerns oder Sachsens herabzudrücken, ist möglicherweise noch einmal die Wiedergewinnung auch der Niederlausitz für Sachsen erwogen worden⁶⁹⁾. Aber sogar in der neuesten Zeit, während und nach dem 1. Weltkriege, ist vom Ausland bzw. von auslandhöriger Seite her eine gebietsmäßige Beschränkung Preußens zugunsten Sachsens propagiert worden, die natürlich die Niederlausitz mitbetrifft⁷⁰⁾.

Heute, nach der Beseitigung Preußens, der Auflösung der Provinz bzw. des Landes Brandenburg und der Schaffung einer neuen Bezirksgliederung, sind geschichtlich erwachsene Gegebenheiten weitgehend dahingeschwunden. Der Osten der Mark aber wie der der Niederlausitz ist in polnischer Hand wie vor 700 und mehr Jahren. Vielleicht ist es angesichts so fundamentaler, die Blicke weit zurückreichender Veränderungen einmal am Platze, für den Historiker sowohl wie für jeden an der Geschichte seiner Heimat Interessierten, sich der einstigen Verhältnisse zu erinnern, die zwischen Brandenburg-Preußen und der Niederlausitz bestanden haben, und sich die Momente zu vergegenwärtigen, die im politischen Kräftespiel der Vergangenheit jeweils wirksam gewesen sind.

Anmerkungen:

- ¹⁾ Die Niederlausitz und Böhmen: Niederlaus. Mitt. 28, 1940, 1—19. — ²⁾ Sachsen und die Niederlausitz: ebenda 29, 1941, 1—25. — ³⁾ Beziehungen der Niederlausitz zum Ordenslande Preußen: ebenda 23, 1935, 24—38. — ⁴⁾ Jahrb. f. d. Gesch. Mittel- und Ostdeutschlands VII., 1958, S. 93—139. — ⁵⁾ Vgl. dazu meine, den gesamten Ausführungen zugrunde liegenden Arbeiten: Die geschichtliche Eigenart der Niederlausitz (Niederlaus. Mitt. 19, 1929, 1—22); Geschichte des Markgrafums Niederlausitz, 1937; Der Schicksalsweg der Niederlausitz. Ein geschichtlicher Überblick (Bil. f. d. Landesgesch. 91, 1954, 16—31). — ⁶⁾ Vgl. für das Folgende u. a. R. Moderhack, Die Lausitz vom 10. bis 12. Jahrhundert (Brandenburgische Jahrbücher 4, 1936, 23—26). — ⁷⁾ Als Quellen für die askanische Zeit kommen vor allem in Betracht die von H. Krabbo und G. Winter bearbeiteten Regesten der Markgrafen aus askanischem Hause, 1910 bis 1926, 1933 und 1955. — Für die Gesamtgeschichte der Mark Brandenburg sind wir, abgesehen von der populären Darstellung in der von E. Friedel und R. Mielke herausgegebenen Landeskunde d. Prov. Brandenburg, Bd. 2, Geschichte, 1910, noch immer angewiesen auf Fr. Holtze, Geschichte der Mark Brandenburg, 1912, O. Hintze, Die Hohenzollern und ihr Werk, 1915, und W. Hoppe, Geschichte der Mark Brandenburg in ihren Grundzügen (Märkisches Heimatbuch, 3. Aufl., 1935). Die Herausgabe einer umfassenden Geschichte wird vorbereitet. — ⁸⁾ Vgl. W. Honne, Markgraf Konrad von Meißen, der Reichsfürst und Gründer des wettinschen Staates (N. Archiv f. Sächs. Gesch., 40, 1919, 1—51). — ⁹⁾ Vgl. Wold. Lippert, Die politischen Beziehungen der Niederlausitz zu den Nachbarmächten, insbes. zu den Markgrafen von Brandenburg und Meißen während des Mittelalters (Niederlaus. Mitt. 4, 1896, 366—386); ferner auch P. Haake, Kursachsen oder Brandenburg-Preußen? Geschichte eines Wettstreits, 1939. — ¹⁰⁾ Vgl. für das Folgende: P. Haake, Der erste Zusammenstoß der Askanier und der Wettiner (Brandenburgia 43, 1934, 67—73). — ¹¹⁾ Vgl. R. Jecht, Der Übergang der Oberlausitz an die brandenburgischen Askanier (N. Laus. Mag. 96, 1920, 102 ff.). — ¹²⁾ Grundlage für das Folgende die Krabbo-Winterschen Regesten. — ¹³⁾ Vgl. für das Folgende vor allem Wold. Lippert, Wettiner und Wittelsbacher, sowie die Niederlausitz im 14. Jahrhundert, 1894. — ¹⁴⁾ Vgl. R. Lehmann, Geschichte des Wendentums in der Niederlausitz bis 1815, 1930, Abschnitt II: Die Kolonisation S. 24—58, und derselbe: Geschichte des Markgrafums Niederlausitz, 1937, S. 35—49; Kolonisation und Beginn der Eindeutschung. — ¹⁵⁾ Vgl. Ann. 13. — ¹⁶⁾ Vgl. u. a. Jos. Pfitzner, Kaiser Karl IV., 1938. — ¹⁷⁾ Vgl. Joh. Schultze, Das Landbuch der Mark Brandenburg von 1375, 1940, und derselbe: Das Landregister der Herrschaft Sorau, 1936. — ¹⁸⁾ Vgl. R. Jecht, Der Oberlausitzer Hussitenkrieg und das Land der Sechsstädte unter Kaiser Siegmund, 1911—1917, wo auch die Hussitenzüge in die Niederlausitz und in die Mark behandelt werden. — ¹⁹⁾ Eine Biographie über Polenitz fehlt noch immer. — ²⁰⁾ Vgl. E. Hintze, Der Übergang der sächsischen Kur auf die Wettiner, 1906. — ²¹⁾ Vgl. A. Kotelmann, Geschichte der älteren Erwerbungen der Hohenzollern in der Niederlausitz, 1864. — ²²⁾ Vgl. R. Freiherr v. Mansberg, Der Streit um die Lausitz 1440 bis 1450 (N. Archiv f. Sächs. Gesch. 29, 1908, 282—311). — ²³⁾ Unterlagen für die Darstellung des Ringens der Herren von Polenitz bietet weitgehend das von W. Lippert bearbeitete UB der Stadt Lübben III 1933. — ²⁴⁾ Vgl. H. Koch, Der Sächsische

- Bruderkrieg 1446—1451, 1909. — ²⁵⁾ Bedauerlich bleibt, daß diese bedeutendste Stadt der Niederlausitz noch keine umfassende Darstellung besitzt; nützliche Vorarbeit ist geleistet, u. a. durch Fr. Schmidt und G. Krüger. — ²⁶⁾ Rep. 78a Nr. 8. — Eine Regestenarbeit von mir unter Benutzung der von Wold. Lippert gemachten Auszüge liegt druckfertig vor, vgl. meine Bibliographie II, 1954, S. 206, Nr. 255a. — ²⁷⁾ Vgl. R. Jecht, Der Zusammenstoß der Brandenburger und Böhmen in der Niederlausitz im Jahre 1461 und seine Veranlassung (Niederlaus. Mitt. 10, 1907, 1—50). — ²⁸⁾ Vgl. A. Bachmann, Die Wiedervereinigung der Lausitz mit Böhmen (1462) (Archiv f. österr. Gesch. 64, 1882, 247—351). — ²⁹⁾ Vgl. E. Clausnitzer, Versammlung der Niederlausitzer Stände während der Habsburger Herrschaft 1526—1635 (Niederlaus. Mitt. 5, 1898, 169—263); R. Lehmann, Die Niederlausitzer Stände in sächsischer Zeit, (Archivar und Historiker [Meisner-Festschrift], 1956, S. 308—325). — ³⁰⁾ Vgl. für das Folgende: H. Kretschmar, Die Beziehungen zwischen Brandenburg und den wettinschen Landen unter den Kurfürsten Albrecht Achilles und Ernst 1464—1486 (Forsch. z. br. u. pr. Gesch. 35, 1923, 21—44 u. 37, 1925, 204—244). — ³¹⁾ Vgl. über die Zeit der sächsischen Pfandherrschaft über Beeskow und Storkow: C. Petersen, Die Geschichte des Kr. Beeskow-Storkow, 1922, S. 37 ff. — ³²⁾ Vgl. R. Lehmann, Die Besetzung des Klosters Dobrilugk durch Kurfürst Johann Friedrich im August 1541 und ihre Folgen. (Aus der Vergangenheit der Niederlausitz, 1925, S. 93—113). — ³³⁾ Vgl. F. Priebatsch, Der Glogauer Erbfolgestreit (Zs. d. Ver. f. Gesch. u. Altertums. Schlesien, 33, 1899, 86—106). — ³⁴⁾ Vgl. L. Mollwo, Markgraf Hans von Küstrin, 1926, u. a. S. 52, 119, 299, 505. — ³⁵⁾ Vgl. H. F. Knothe, Der Anteil der Oberlausitz an den Anfängen des 30jährigen Krieges 1618 bis 1623 (N. Laus. Mag. 56, 1880, 1—95); berücksichtigt auch die Niederlausitz. — ³⁶⁾ Vgl. u. a. J. Ziekursch, Die polnische Politik der Wettiner im 18. Jahrhundert (N. Archiv f. Sächs. Gesch. 26, 1905, 107 ff.). — ³⁷⁾ Vgl. u. a. J. Ziekursch, Sachsen und Preußen um die Mitte des 18. Jahrhunderts, 1904. — ³⁸⁾ Vgl. u. a. Oth. Schulze, Friedrich der Große und Kursachsen 1763 bis 1778, 1933. — ³⁹⁾ Vgl. G. Krüger, Die Verpfändung von Cottbus durch den Großen Kurfürsten (Kreisäl. Cottbus, Calau, Spremberg 1932, S. 41 f.). — ⁴⁰⁾ Vgl. P. Haake, August der Starke, 1926, S. 78 f. — ⁴¹⁾ Vgl. Haake, S. 84. — ⁴²⁾ Vgl. Haake, S. 80. — ⁴³⁾ Vgl. C. Gretschei, Geschichte des sächsischen Volkes und Staates, 2. Bd., 1847, S. 574, ferner: P. Haake, Der Besuch des preussischen Soldatenkönigs in Dresden 1728 (Forsch. z. br. u. pr. Gesch. 47, 1935, S. 376), wo darauf hingewiesen wird, daß die hohenzollernschen Familienbriefe nichts über das Heiratsprojekt enthalten. — ⁴⁴⁾ Vgl. G. Senftner, Sachsen und Preußen im Jahre 1741, 1904. — ⁴⁵⁾ nach freundlicher Auskunft des Sächs. Landeshauptarchivs. — ⁴⁶⁾ Vgl. C. Gretschei—F. Bülow, Gesch. des sächs. Volkes u. Staates, 3. Bd., 1853, S. 28. — ⁴⁷⁾ Vgl. ebendort S. 31 u. 36 f. — ⁴⁸⁾ Vgl. die politischen Testamente Friedrichs d. Großen, übersetzt von F. von Oppeln-Bronkowski, hrsg. von G. B. Volz, 1941, S. 65. — ⁴⁹⁾ Vgl. Gretschei-Bülow, 3. Bd., S. 102. — ⁵⁰⁾ Vgl. R. Koser, Ein preussischer Friedensentwurf aus dem Herbst 1758 (Forsch. z. br. u. pr. Gesch. 2, 1889, S. 258). — ⁵¹⁾ Vgl. ebendort S. 259, ferner A. Naudé, Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Siebenjährigen Krieges, Teil II (Forsch. z. br. u. pr. Gesch. 9, 1896, 106). — ⁵²⁾ Landesarchiv Lübben, OARg., Rep. XXIII,

Grenzachen Nr. 55. — ²⁴⁾ Vgl. Die politischen Testamente a. a. O. S. 224 f. — ²⁵⁾ Vgl. dazu H. Hintze, Friedrich der Große nach dem Siebenjährigen Kriege und das Politische Testament von 1763 (Forsch. z. br. u. pr. Gesch. 32, 1919, S. u. 14; ferner deutsche Ausgabe der Gesammelten Werke Friedrichs des Großen, Bd. 7, S. 213 f.). — ²⁶⁾ Vgl. Gesammelte Werke, Bd. 5, S. 110; G. B. Volz, Friedrich der Große und der bayrische Erbfolgekrieg (Forsch. z. br. u. pr. Gesch. 44, 1932, 264–301; dazu Berichte des sächsischen Gesandten in Berlin und Anweisungen des Geh. Kabinetts in Dresden aus dem Jahre 1778 (freundliche Auskunft des Sächs. Landeshauptarchivs). — ²⁷⁾ Vgl. Gretschel-Bulan, 3. Bd., S. 206 ff. — ²⁸⁾ Landesarchiv Lützen, Ständeakten, A 15 Nr. 8, Bl. 22 ff. — ²⁹⁾ Vgl. Forsch. z. br. u. pr. Gesch. 4, 1891, 395 f.; ferner Braunschweig, Jahrb. N. F. 1, 1922, 80 ff. — ³⁰⁾ Vgl. O. Brabant, Im Banne Napoleons. Aus den Erinnerungen des sächsischen Generalleutnants und Generaladjutanten des Königs Ferdinand von Funck, 1928, S. 147 f. — ³¹⁾ Vgl. Max Lenz, Tilsit (Forsch. z. br. u. pr. Gesch. 6, 1893, 181 ff.). — ³²⁾ Landesarchiv Lützen, OARgr. Nr. 5: Die Besitznahme, provisorische Verwaltung und Organisation des Cottbuser Kreises 1807–1809. — ³³⁾ Vgl. für das Folgende: R. Lehmann, Die Haltung der Niederlausitzer Stände in der sächsischen Frage 1813 bis 1815 und der Übergang des Markgräfstums an Preußen (Niederlaus. Mitt. 22, 1934, 57–69). — ³⁴⁾ Eine Arbeit über die Durchführung der Reform der Verwaltungsbezirke innerhalb des Regierungsbezirks Frankfurt bezüglich der Niederlausitz

steht noch aus; vgl. die Bem. bei R. Schulze, Die Reform der Verwaltungsbezirke in Brandenburg und Pommern 1809 bis 1818, 1931, S. 65, Anm. 3. — ³⁵⁾ Vgl. L. Große, Entwicklung der Verfassung und des öffentlichen Rechtes der Niederlausitz 1878, S. 121 ff. Entwicklung der Verfassung unter Preussischer Landeshoheit seit 1815, ferner F. Bock, Die kommunalständischen Verhältnisse der Prov. Brandenburg in neuerer Zeit (Heimatkunde und Landesgeschichte [Festschrift für R. Lehmann] 1958, S. 106 ff.). — ³⁶⁾ Vgl. R. Lehmann, Die Niederlausitz in den Tagen des Klassizismus, der Romantik und des Biedermeier (Mitteldeutsche Forschungen 13, 1958, S. 36 f.). — ³⁷⁾ Hingewiesen werden darf in diesem Zusammenhang u. a. auf das von den Kommunalständen ins Leben gerufene und finanzierte Urkundenbuch zur Geschichte des Markgräfstums Niederlausitz, von dem bis 1945 fünf Bände (Kloster Dobrilugk und Neuzelle, Stadt Lubben) vorliegen. — ³⁸⁾ Vgl. R. Lehmann, Aus der Frühzeit der Eisenbahnen in der Niederlausitz (Aus der Vergangenheit der Niederlausitz, 1925, S. 163–181). — ³⁹⁾ Bericht über den Vortrag Prof. Srbiks-Wien „Die französisch-österreichische Geheimkonvention vom 12. Juni 1806“ (Vergangenheit und Gegenwart, 1937, 7/8, S. 359). — ⁴⁰⁾ Vgl. die Ausführungen über die damaligen politischen Bestrebungen Napoleons (Gebhardt's Handbuch der deutschen Geschichte, 2 Bde., 7. Aufl., 1931, S. 423 f.). — ⁴¹⁾ Eine Stimme aus der Oberlausitz (Dresdener Nachrichten, 21. Januar 1928).



Tuchmacherwagen aus Forst
Aquarell von I. S. Erler, 1847

Die auf den Seiten 43 und 45 wiedergegebene „Geographische Delineation des zu denen Kur Sächsischen Landen gehörigen Marggraffthums Nieder Lausitz usw.“ von Petrus Schenk, Amsterdam 1757, verdanken wir dem lebenswürdigen Entgegenkommen des Antiquars Herrn Carl Wegner in Berlin-Schöneberg.

Die brandenburgische Südgrenze bei Doberlug als Mundartgrenze

Seitdem Jacob Ramisch¹⁾ im Jahre 1906 festgestellt hat, daß heutige Mundartgrenzen zum großen Teil auf mittelalterliche Territorial- und Verwaltungsgrenzen zurückgehen, ist dieser Satz im alten deutschen Siedlungsgebiet westlich der Elbe oft genug belegt worden²⁾. Aber auch im ostelbischen Kolonisationsland hat er seine Gültigkeit.

Bevor wir dies zu beweisen versuchen, wollen wir zunächst die brandenburgische Südgrenze bei Doberlug genauer betrachten.

I. Die politische Südgrenze bei Doberlug

Zwischen den südlichsten brandenburgischen Dörfern Schadewitz, Friedersdorf, Oppelhain, Sorno, Staupitz, die 9–10 km in südlicher Richtung von Doberlug entfernt sind, und den Orten Kraupa, Hohenleipisch, Plessa in der früheren Provinz Sachsen liegt ein 8–10 km breiter Wald auf einem sandigen Höhenrücken. Nördlich davon befindet sich das Tal der Kleinen Elster oder Dober, südlich das Urstromtal der Schwarzen Elster. Jenes öffnet sich über Doberlug nach Norden in Richtung Luckau, dieses südwärts über Großenhain nach Dresden. Dieser bewaldete Höhenzug hat anscheinend schon bei der sorbischen Besiedlung eine gewisse trennende Rolle gespielt; denn auf ihm verläuft die Grenze zwischen der niedersorbischen und der obersorbischen Mundart. Werenzhain, Kirchhain, Sorno und Nehesdorf — alle nördlich dieses Waldstreifens — sagen Gulinge, Julinge, f., Grünewalde, Bockwitz, Mückenbergr, Tettau — südlich davon — Hollanke, Hollange, f. für den Ackerspergel (*Spargula arvensis*)³⁾. Die G-Form zeigt die niedersorbische und die H-Form die obersorbische Aussprache an. Mucke⁴⁾ bringt dafür genug Beispiele, so ndsorb. glina: obsorb. hlina; ndsorb. gora: obsorb. hora u. a. m.

Die heutige brandenburgische Südgrenze bildete schon die Südgrenze des Klosterbesitzes der Doberluger Mönche. Sie erwarben 1217 Schadewitz und Friedersdorf, 1297 Oppelhain, 1370 Sorno und 1239 Staupitz⁵⁾. Die Orte haben bis zur Säkularisation im Jahre 1540 zum Kloster gehört, dann kamen sie 1635 als Teil des Markgrafentums Niederlausitz zum Kurfürstentum Sachsen. Von 1657–1738 gehörte die Gegend um Doberlug zum Erbbesitz der jüngeren Linie Sachsen-Merseburg, fiel dann aber wieder an Sachsen zurück. Bei der Abtretung des nördlichen Teils von Sachsen an Preußen im Jahre 1815 wurde das Gebiet zur Provinz Brandenburg geschlagen. Bei der Bezirksneueinteilung 1952 blieb unsere Grenze als Kreisgrenze bestehen: die nördlichen Orte gehören zum Kreis Finsterwalde, die südlichen zu den Kreisen Liebenwerda und Senftenberg. Die heutige Südgrenze ist also über 700 Jahre Verwaltungs- oder sogar Landesgrenze gewesen, lange genug, um eine Mundartgrenze auszubilden.

II. Sprachliche Grenzlinien

Wir sind gewöhnt, die Lautverschiebungslinien auch heute noch als besonders wichtig anzusehen. Die ik/ich-Linie liegt jetzt ungefähr auf dem Nordrande des alten Doberluger Klostergebietes⁶⁾. Früher ist die Grenze der unverschobenen Laute eine Zeitlang weiter südlich — und zwar auf unserer brandenburgischen Südgrenze — entlanggelaufen.

Ich fasse bei den nun folgenden Beispielen die neun brandenburgischen Orte Doberlug, Lindena, Rückersdorf, Schadewitz, Gruhno, Friedersdorf, Oppelhain, Sorno und Staupitz unter N zusammen, unter S die weiter südlich sich anschließenden sächsischen Dörfer; Ausnahmen stehen in Klammern. L I, II... bedeutet, daß die Mundartgrenze auf Linie I, II... der Karte entlangläuft.

L I (Kirschen) pflücken:

N plicken / S flicken / flucken in Schraden, Großthiemig, Großmehlen, Ortrand und weiter südwestlich bis Riesa. (Krauschütz, Hirschfeld, Tiefenau, Zeithain und Bobersen haben auch abnehmen.)

Die Grenzen für p-/f-, pl-/fl- habe ich 1926 und in den darauffolgenden Jahren festgestellt. Als Wilfried Seibicke⁷⁾ dieselbe Gegend 1955/56 sprachlich untersuchte, fand er die Linien noch an derselben Stelle liegen. Er hat auch bohde / fohde (Pfote), bäh / fäh (Pfahl) und buhl / fuhl (Teich, Pfuhl, Pfütze) auf der brandenburgischen Südgrenze angetroffen. — Nach meinen Feststellungen im Jahre 1922 verläuft in der Dübener Heide, westlich der Elbe, plicken / flicken so, daß Dommitzsch, Dahlenberg, Falkenberg, Groß Korgau, Großwig, Reinharz, Ogkeln, Meuro die unverschobene Form plicken zeigen, dagegen Trossin, Roitzsch, Pressel, Cossa, Söllichau, Schköna die verschobene flicken.

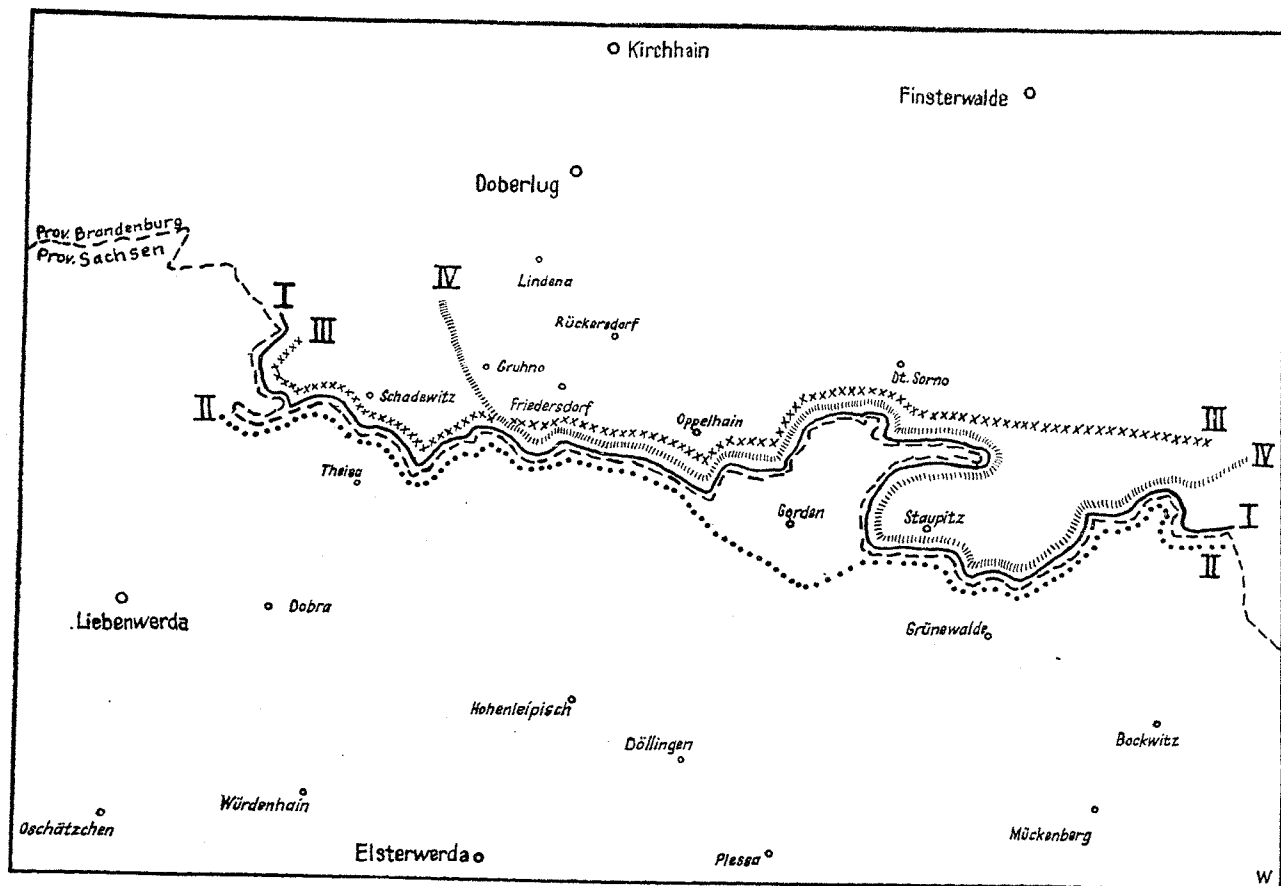
L I Der Pflug:

N pluk, m. (Rückersdorf, Oppelhain, Sorno, z. T. auch Friedersdorf pluch, m.; Doberlug auch fluch, m) / S fluk, agerfluk (Bockwitz, Plessa, Krauschütz, Hirschfeld, Großthiemig, Schraden, Tettau, Lindena, Großmehlen, Ortrand agerfluck — mit Kürze — d. h. die Orte sind vom Osten beeinflusst; Tiefenau, Streumen, Strehla, Reußen, Pausitz, Bobersen, Glaubitz, Nünchritz, Mergendorf agerfluch, m.)

L IV pflügen:

N (ohne Schadewitz) plihn; Gruhno, Oppelhain und Sorno auch plihn machn (Oppelhain und Staupitz auch agern) / S und Schadewitz agern südwärts bis Riesa und Ortrand. Daß man in Schadewitz den südlichen Ausdruck agern verwendet, hat folgende Gründe: Das Dorf liegt in der Mitte zwischen Doberlug und Liebenwerda; es gehört zwar politisch zum N, zu Brandenburg, hält sich aber wirtschaftlich zu Liebenwerda in der früheren Provinz Sachsen. Die Bewohner von Schadewitz gehen dorthin zum Markt und besorgen auch ihre Einkäufe dort. Ebenso legen sie ihr Geld auf der Sparkasse in Liebenwerda und nicht in Doberlug an. Die älteren Leute kannten Doberlug kaum, weil sie nur Liebenwerda besuchten. Erst als während des 1. Weltkrieges im Januar 1915 die Lebensmittelkarten eingeführt wurden, mußten sie sich nach Doberlug gewöhnen. Diese wirtschaftliche Abhängigkeit und der Verkehr nach dem S hat sich sprachlich so ausgewirkt, daß Schadewitz oft die südlichen Formen angenommen hat.

Die sprachliche Beeinflussung von Oppelhain durch das benachbarte Gorden und umgekehrt die von Gorden durch das brandenburgische Oppelhain liegt darin begründet, daß beide Orte zum selben Kirchsprengel gehören. Die Oppelhainer Kinder besuchen in Gorden den



Konfirmandenunterricht; auch benutzt man in dem brandenburgischen Oppelzhain das provinziälsächsische Gesangbuch. Vor einigen Jahren hielt die Schuljugend der beiden Dörfer ihre sportlichen Wettkämpfe gemeinsam abwechselnd in Oppelzhain und in Gorden ab. Gorden gehört zum S, zur früheren Provinz Sachsen, ist aber von seinen südlichen Nachbarorten durch einen fast 8 km breiten Wald getrennt, so daß der Verkehr mehr nach den näherliegenden brandenburgischen Orten als nach S geht. Auch Heiraten sind nach den nördlichen Dörfern nicht selten. Weiter benutzen die Einwohner von Gorden die in Brandenburg liegende Bahnstation Rückersdorf-Oppelzhain. Alle diese Verkehrsbeziehungen haben bewirkt, daß sowohl Oppelzhain leicht vom S beeinflusst wird wie auch Gorden sprachlich stark nach N neigt.

Staupitz liegt von allen brandenburgischen Dörfern am weitesten von Doberlug entfernt nach S und wird deshalb von S sprachlich stärker bestimmt.

L I Das Kopfkissen, -pfühl:

N köppäh, n. / Maasdorf, Liebenwerda, Gorden, Hohenleipisch, Döllingen, Plessa, Elsterwerda — z. T. auch Dreska, Kotzschka und Stolzenhain — köpp-fäh, n., kupp-fäh, n. / Grünewalde, Bockwitz, Mückenberg kopp-fäh, -fühl, n. / Tettau, Lindenau, Großmehlen hédffühl, n. / der restliche Süden hédffäh, um Riesa hédffäh, -fähe, n. (Möglitz, Oschätzchen, Prischka, Elsterwerda, Schraden zeigen das Masculinum der -fähl.)

Andere lautliche Eigentümlichkeiten, deren Grenzen auf der brandenburgischen Südgrenze entlanglaufen, zeigen folgende Wörter:

L I Der Ruß:

N ruust, m. (Sorno und Staupitz auch rähm, m.⁹) / S ruus, m. / Plessa, Mückenberg rus, m. — mit Kürze —; sie sind lausitzisch beeinflusst.

L IV Die Krähe:

N (ohne Schadewitz) krähje, f. / Schadewitz kräh, f. / Gorden, Grünewalde, Hirschfeld krähe, f. / S krah, f. (Möglitz, Oschätzchen, Reichenhain, Nieska kräh f.)

L I es tröpfelt (beginnt zu regnen):

N und Rothstein 's trippelt / S 's treppelt (Hohenleipisch auch 's trippelt).

L I wieder:

N wedder (Rückersdorf und Friedersdorf weller) / S widder (Gorden, Hohenleipisch, Kraupa, Dreska, Döllingen, Plessa, Grünewalde, Bockwitz, Mückenberg, Hirschfeld, Großthiemig willer oder wither (mit englischer Aussprache des th); in diesen Dörfern spricht man das intervokalische -d- teils wie ein -l-, teils wie den englischen stimmhaften th-Laut; Oppelzhain, Sorno, Staupitz und z. T. Gorden sprechen nicht -er, sondern kurz -a oder -e / Lindena, Ortrand wiider

L III Die Maurer (sind da):

N (ohne Staupitz) de mauer (Oppelzhain, Sorno -e) / S und Staupitz de meier (Gorden, Staupitz -e) / von Nieska und Stolzenhain weiter südwärts bis Riesa — Großhain de moier.¹⁰⁾

L I Das Gas:

N und Rothstein jass n. / S gaas, n. (Stolzenhain, Tettau, Koselitz, Strehla, Reußen, Riesa dār gaas, m.)

Der Sauerampfer (*Rumex acetosa*): Lindena, Friedersdorf, Oppelhain, Sorno, sauerlempe, f. / Doberlug, Rückersdorf, Gruhno, Schadewitz, Rothstein, Liebenwerda, Gorden, Staupitz sauerlampe, f. / Grünwalde sauerlimpe f. / Möglitz, Prieschka und die Orte bis Riesa-Mergendorf sauerlumpe, f. / der Schraden zeigt sauerlump, m.

L I Der Kobold (guter Hausgeist):

N und Rothstein kowlick, m. (Rückersdorf kúwlick; Gruhno auch kowelt, m.) / S kówelt, kúwelt, m. / Tettau, Lindenau kóoblichen, n. / Nieska, Kröbels, Schraden, Großmehlen und die Orte um Riesa auch kuwlichen, n.

L I Der Schorf (auf einer Wunde):

N schorf, m. / S grind, m. oder laschen, m. / die Dörfer um Riesa lasche, f.

L I Die Scheitellinie im Haar:

N scheetel, m. / S grenne, grinne, f. / Glaubitz rinne, rinniche, f.; / Tettau und Bobersen schtrich, m. / der Schraden und die Dörfer um Riesa abteiliche, f. / Lindenau auch teeliche, f.; Mergendorf abteilichen, n.; / daneben häufig Scheitel, m.

L I sich splittern:

N sich schplintern / S sich schiwarn / Hohenleipisch, Döllingen, Grünwalde sich schuwarn / die Dörfer in der Mitte des Gebietes sich schiffen / Zeithain, Bobersen und die Dörfer links der Elbe sich schiifern / Tettau, Lindenau 'n schtiff reinkriichen (Bockwitz auch e schtiff machen).

L I (ein Holzgefäß ist in der Hitze) zusammengetrocknet:

N verschpakt / S verdreejet, zesämmjedreejet, einjedreejet / weiter südwestlich bis Riesa verdorrt, verdurrt, zerdorrt / Tiefenau, Wülknitz, Streumen zerfallen / Zeithain, Riesa verleckst; Bobersen, Seerhausen zerlechst.

L I Die kleine rote Ameise (*Formica rufa*):

N písmäre, -miire, f. (Lindena, Schadewitz, Gruhno, Friedersdorf, Rückersdorf auch séechamíkse, f. / S seechamese, seechámse, -sámiche, -ámste, -mees-che, / Grünwalde, Bockwitz, Mückenberg biiwens-chen, Pl. / Hohenleipisch, Plessa, Bockwitz, Mückenberg auch seejewens-chen, Pl. (Hohenleipisch auch seechewermchen, n.) / Bobersen, Pausitz, Seerhausen seechamsel, f.

L IV Die Ferse (des Fußes):

N (ohne Schadewitz, Lindena), hackn, m. / S und Schadewitz, Lindena hacke, f. (Gorden, Hohenleipisch und einige Dörfer südwestlich davon färschel, f.)¹⁰⁾

L I zum Teil Die Ausgußtülle (am Topf):

N (ohne Gruhno und Rückersdorf) schneppe, f. / S schnauze, f. (Prösen, Seerhausen, schnoizchen, n.) Mückenberg schneppe, f.) / Stolzenhain, Würdenhain, Heida nāse, f. neben schnauze, f.

L I Der Schornstein:

N schórrschteen, m. (Schadewitz, Gruhno schórn-) / S feieresse, f. (Möglitz, Oschätzchen, Nauwalde und weiter südwärts esse, f. / Hohenleipisch, Dreska auch feiermeier, f., foiermoier, f.

L IV Die Sichel:

N (ohne Schadewitz) kneif, m. / S und Schadewitz sichel, f.

L III und IV Der Rasenbatzen:

N (ohne Schadewitz und Staupitz) gruschke, f. (Rückersdorf grusche, f.) / S rāschen, m. / Gorden rāschenpelz, m.; Staupitz -blātschn, m.; Liebenwerda -bunßen, m.; -flādschen, m.; Prieschka -kaupe, f.; Kraupa, Heida -buschel, m.; Elsterwerda -bischel, m.; Prösen -fücke, f.; / Bockwitz, Tettau, Lindenau, Großthiemig, Großmehlen, Ort-rand rāschenbatsen, m. / Oschätzchen, Reichenhain und die Dörfer bis Riesa und weiter südwestl. rāschen-buuzen, m.

L IV Die Kartoffelreihe (auf dem Felde):

N (ohne Schadewitz) (ärtschocken-) fāre, f. / S und Schadewitz (äbern-) zeile, f., Rothstein -fohre, f., Liebenwerda, Möglitz, Oschätzchen, Prieschka; z. T. Biehla, Dreska, Hohenleipisch -fuhre / Großthiemig, Großmehlen -kamm, m.

L I Der Buchweizen:

N (ohne Friedersdorf und Staupitz) hänsch, heensch, m. / S heedekorn, n. (Hohenleipisch, Dreska, Döllingen heele-, Plessa heethe- th englisch ausgesprochen).

L III zum Teil Das Gefängnis (scherzhafte Bezeichnung im Kinderspiel):

N (ohne Sorno und Staupitz) luuke, f. / Rothstein, Liebenwerda, Möglitz und weiter westlich finke, hundefinke, f. / Gorden, Sorno, Staupitz, Grünwalde und weiter südwärts kittchen, n. / Kraupa, Hohenleipisch, Döllingen und weiter südwestlich hundeloch, -luch, n.

L III zum Teil (schlecht-schmeckender) Kaffee:

N (ohne Staupitz, Doberlug) plirre, plurre, f., daneben auch laatsch, m. / S lātsch, m. auch briehe, f., lātschch, m., lātsche, f., tunke, f., plembe, f., lāke, f., lauche, f.).

L IV zum Teil, (durch vieles Fragen) quälen:

N (ohne Schadewitz, Doberlug, Staupitz) schiirn (auch kwälñ) / S prankeln, kwälñ, mattern, triwelliirn, tullewiirn, kristiirn, traktiirn (in Bockwitz, Tettau, Lindenau, Ort-rand ist prankeln unbekannt).

L IV zum Teil Das Nesthäkchen (das jüngste Kind einer Familie):

Sorno, Staupitz nestkaake, f. / Gruhno, Oppelhain nestkauke, f. / Rothstein, Hohenleipisch, Möglitz, Prieschka, Seerhausen, Riesa kaakenest, n. / sonst überall nesthäkchen, n. (Liebenwerda derre, m. oder f.; Dreska nesthaaken, m.; Biehla auch nestkaake, f.).

L III Die Kartoffel:

N ohne Staupitz ärtschocke, f. / Staupitz, Grünwalde, Bockwitz töffel, f. / S äber ärber, aber, f. ...

Bei den folgenden Wörtern verläuft die Sprachgrenze¹⁰⁾ so, daß sie das im S benachbarte Gorden mit zum N, zum Doberluger Gebiet, zieht.

L II Das Brötchen:

N und Gorden dreierbreetchen, n. (in Doberlug hörte ich auch wollweckchen, n. und in Kirchhain stellchen, n.) / S ohne Gorden dreierbrootchen, -bruutchen, n.

L II (ein zusammengetrocknetes Holzgefäß soll in Wasser wieder) bindig werden:

N und Gorden bliene wärn (Gruhno, Friedersdorf, Oppelhain, Staupitz bliene machen) / ohne Gorden verkwilln, uffkwilln, ankwelln, uffkwelln / Nauwalde, Grö-

ditz, Pulsen und die Dörfer südwestwärts bis Riesa ver-
kweln.

L II (Mohrrüben) jäten:

N Rothstein und Gorden wiiden / S gäten (Liebenwerda,
Bockwitz, Mückenberg, Ortrand jäten. / Möglenz, Oschätz-
chen, Kosilenzien, Kröbels, Nieska, Strehla krauten, aus-
krauten.

L II, IV Der Schweineschwanz:

N (ohne Schadewitz, aber mit Gorden) schweine-
schwanz, m. / S schweineberrzel, m. (Reußen, Pausitz,

Hirschfeld, Großthiemig, Großkmehlen, Tettau, Lindenau-
barrzel, m.).

Sämtliche oben erwähnten Wörter zeigen lautliche,
morphologische oder lexikalische Unterschiede, deren
Grenzlinien völlig — oder zum größten Teil — auf der
brandenburgischen politischen Südgrenze bei Doberlug
entlanglaufen. Sie ist in dem von mir untersuchten Ge-
biet die stärkste mundartliche Trennungslinie, die ich ge-
funden habe. Der Satz von Ramisch, daß heutige Mund-
artlinien auf mittelalterliche Territorial- und Verwal-
tungsgrenzen zurückgehen, ist damit auch im Koloni-
sationsland östlich der Elbe glänzend bewiesen.

Anmerkungen:

¹⁾ Jacob Ramisch, Studien z. niederrheinischen Dialektgeographie,
Marburg 1906. — ²⁾ vgl. die Bände der „Deutschen Dialektgeographie“,
Marburg, seit 1906. — ³⁾ O. Kieser, Mundartliche Namen für den
Ackerspergel im Ostmitteleutschen, Zeitschrift für Mundartforsch.,
1939, S. 166. — ⁴⁾ E. Mücke, Bausteine zur Heimatkunde des Kreises
Luckau, 1919, S. 148. — ⁵⁾ s. Karte bei Rud. Lehmann, Die ältere
Geschichte des Cisterzienserklosters Dobrilugk, Kirchhain 1917. —
⁶⁾ vgl. dazu Joachim Wiese, Sprachgrenzen in der Mark Brandenburg,
Jahrb. f. Brandenburg, Landesgesch., 1957, S. 23 ff. Die Karte 3 ver-
zeichnet die ik/ich-Linie nördl. von Doberlug. — Seine Darlegungen
und Karten (z. B. Karte 1, 4, 5) zeigen lautliche Erscheinungen, die
bei uns auftreten, im größeren Rahmen, im Gebiet der Mark Bran-
denburg. — ⁷⁾ Wilfried Seibicke, Mitteldeutsche und Niederdeutsche in

der westl. Niederlausitz, in: Beiträge z. Geschichte der dtsch. Sprache
u. Literatur, 79 (1957), Sonderband, S. 220 ff. — ⁸⁾ Die bei W. Mitzka,
Pflügen und seine Wortgeographie, Ztschr. f. Agrargeschichte u. Agrar-
soziologie, 1958, Heft 2, S. 113, angegebene Linie zwischen pfliehlen
und ackern paßt gut zu unserer Grenze. — ⁹⁾ vgl. Paul Krotzsch,
Wortgeographie d. hochdtsch. Umgangssprache, Göttingen 1918, S. 385,
der Rahm = Ruß für Berlin, Posen, Breslau angibt. — ¹⁰⁾ Da es mir
besonders darauf ankam, die brandenburgische Südgrenze herauszu-
arbeiten, habe ich die weiter südlich auftauchenden Mundartlinien nur
summarisch behandelt und bin auf Einzelfragen (Verbreitung der
Worträume, etymologische Erläuterungen u. a. m.) nicht eingegangen.
Sie sollen einer späteren, genaueren Bearbeitung vorbehalten bleiben.

Ingeborg Kolb:

Die „Vorbürg“ in Spandau

Seit 175 Jahren geistert durch die Geschichte Spandaus
eine „Vorbürg“, die ihr Entstehen lediglich einem Druck-
oder Schreibfehler verdankt. 1785 finden wir sie zum
ersten Male in der Urkundensammlung bei Dilschmann¹⁾.

„Num. XVII: Marggraf Ludewig der Römer versetzt
dem Rathe zu Spandow die Mühlen daselbst.

Anno 1352

... „Fortmehr sollen sie uns unser Haus, die
Vorbürg das vor dem Tamm gelegen ist, halden
und an allen Notturften bewaren, und was sie
kostet, das sie uns redlich beweisen muegen,
das sollen sie mit den andern vorgenannten
Gelde von unsern Mühlen ufheben und einnehmen,
sonder alle Wiederrede.“

D. F. Schulze, ein Zeitgenosse Dilschmanns, schreibt in
seinen gesammelten Materialien²⁾:

„Bereits 1335 kömmt castrum Spandow u. darin
ein Altar beatae Mariae Virginis in der Schloß
Capelle vor, den Ludewig der Römer dem Jungfern
Closter hieselbst zugeeignet. 1352 hieß es die
Vorbürg vor dem Damm gelegen.“

Riedel³⁾ übernimmt den Urkundentext von Dilschmann.
Kuntzemüller⁴⁾ gibt Riedel als Quelle für die von ihm
erwähnte Urkunde an und erklärt die Vorbürg als ein
„zum Schloß gehöriges, aber außerhalb der Umwallung
desselben gelegenes Gebäude“.

In der 1958 erschienenen Arbeit von Ludewig⁵⁾ taucht
die „Vorbürg“ zum letzten Male auf.

Ein Blick auf die wohlerhaltene Originalurkunde⁶⁾
zeigt jedoch, daß dort nicht „Vorbürgk“, sondern „Ror-
burch“ steht.

Die damalige Bezeichnung Rorburch für das markgräf-
liche Schloß, das ja wohl gemeint ist, mag durch seine
Lage in dem sumpfigen, rohrbewachsenen Gelände ent-
standen sein. Zu Beginn des 18. Jhdts. befand sich nahe
der Festung „der große Rohrbruch“⁷⁾, eine Flurbezeich-
nung, die sich noch auf Karten der Zeit um 1900 findet.

Anmerkungen:

¹⁾ J. L. Dilschmann, Diplomatische Geschichte der Stadt und Festung
Spandow, Spandau 1785 S. 142 (Urkunde Nr. 17). — ²⁾ D. F. Schulze, Zur
Beschreibung und Geschichte von Spandow. Hrsg. von O. Recke.
Spandau 1913, I S. 38. — ³⁾ Riedel, Cod. dipl. I, 11, S. 45. —
⁴⁾ O. Kuntzemüller, Urkundliche Geschichte der Stadt und Festung
Spandau, Spandau 1881, S. 35. (2. Aufl. mit einem Geleitwort und
Nachtrag von F. Koeltze, Berlin-Spandau 1928, I, S. 43.) — ⁵⁾ A. Lude-
wig, Die Spandauer Zitadelle, Berlin-Spandau 1958, S. 19 und Abb. 1
und 3. — ⁶⁾ Heimatmuseum Spandau, Inventar-Nr. IV U 34. —
⁷⁾ D. F. Schulze a.a.O., I S., 8 und 41.

Herrn Joh. Müller (Kunstamt Spandau) danke ich für die Erlaubnis zur
Wiedergabe des Urkundenausschnitts.

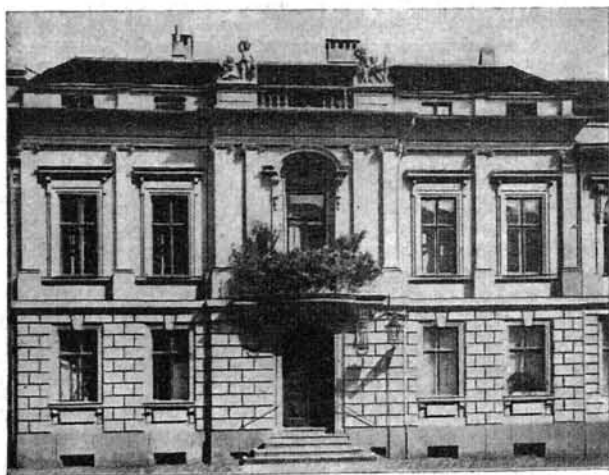
m. das wir si dar ab namen wullen und ungeschick
hies di Vorbürg das vor dem tamm gelegen ist
das si das kostet das si uns redlich beweisen müge

Vom Wiederaufbau in Potsdam

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte sich in Potsdam ein Bürgerhaustyp herausgebildet, der durch großzügige, durchdachte Grundrißlösungen, durch solide und zweckmäßige Ausführung sowie durch sichere künstlerische Gliederung der Schauseiten ausgezeichnet ist. Es sind dies Bauten von der Hand Gontards und Ungers, wie sie in der Charlottenstraße (heute: Wilhelm-Pieck-Str.), in der Kiezstraße und — neben kleineren Teilen anderer Straßen — in der Hoditzstraße (heute: Wilhelm-Staab-Straße) noch erhalten sind.

Die Hoditzstraße wurde wahrscheinlich während der ersten Stadterweiterung zwischen 1722 und 1724 angelegt. Sie führte zu dieser Zeit den Namen Kleine Jägerstraße, im Gegensatz zur Großen Jägerstraße, der späteren Lindenstraße (heute: Otto-Nuschke-Straße). Von 1771 an ließ Friedrich II. die von seinem Vater gebauten und ihm zu einfach erscheinenden Häuser abreißen und durch neue, massive und mit wirkungsvolleren Fassaden geschmückte Gebäude ersetzen. Bis zum Tode Friedrichs II. (1786) war der Neubau der Straße abgeschlossen. Vom Jahre 1784 ab trug sie den Namen Hoditzstraße nach dem Reichsgrafen Albrecht von Hoditz, der vom preußischen König 1776 das Haus Nr. 9 zum Geschenk erhielt, nachdem er seine schlesischen Besitzungen heruntergewirtschaftet hatte und sich dort, stark verschuldet, nicht mehr halten konnte. Ihre dritte Bezeichnung erhielt die Straße im Jahre 1947 nach dem Stadtverordneten und Stadtrat Wilhelm Staab, der seit 1920 Abgeordneter des Reichstages für die Unabhängige Sozialistische Partei (USP) gewesen war.

In der Hoditzstraße haben wir charakteristische Potsdamer Bauten aus den siebziger und achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts in einer ausgeprägt guten Form vor uns. Die Fassaden gehen stilistisch auf Palladios Klassizismus zurück, wie ihn Friedrich II. seit 1748 in Potsdam bevorzugte. In den achtziger Jahren hatte die persönliche Einflußnahme des Königs nachgelassen, und es war den entwerfenden Künstlern möglich gewesen, ihre eigene Note mehr zum Ausdruck zu bringen.



Potsdam, Hoditzstr. 13
vor der Zerstörung

Es handelt sich bis auf eine Ausnahme um zweigeschossige Wohnhäuser von fünf Achsen Breite. Sie unterscheiden sich in dieser Hinsicht von den gleichzeitigen Häusern in der Charlottenstraße, wo oftmals mehrere Wohngebäude hinter einer Fassade zusammengefaßt sind, um die repräsentative Wirkung zu steigern. Die Gesimshöhe liegt bei 9 und 10 Metern; ein ursprünglicher Ausbau des Daches mit Fenstern in der Attika ist nicht wahrscheinlich. Desgleichen ist aus dem 18. Jahrhundert ein Vorhandensein von Verkaufsläden im Erdgeschoß nicht bekannt.

Bei der vorliegenden Betrachtung beschränken wir uns auf die Häuser Nr. 12 bis 22 auf der Ostseite der Straße, weil nur dort der originale Charakter erhalten blieb und sich die denkmalpflegerische Aufgabe bot, eine Erhaltung von historischen Fassaden mit dem Neubau von dahinterliegenden Wohnungen zu verbinden. Die andere Straßenseite mit den Häusern Nr. 1 bis 11 ist im Krieg nur teilweise beschädigt worden und hat in den Baulücken einen Aufbau ohne Wiederherstellung der ursprünglichen Ansicht erfahren.

An der Ostseite dagegen blieb die alte Fassadenstruktur so weitgehend erhalten, daß sie restauriert oder originalgetreu rekonstruiert werden konnte. Befassen wir uns zunächst mit den Einzelheiten dieser Häuserfronten:

Das Haus Nr. 12 bildet mit seiner ungewöhnlichen Breite von 11 Achsen einen Ausnahmefall. Die drei Mittelachsen sind zu einem schwach vorspringenden Risalit zusammengefaßt. Das Erdgeschoß zeigt Quaderstreifen, das Obergeschoß ist bis auf die Fensterumrahmungen mit Verdachung, Konsolen und Gehängen glatt geputzt. Das Mittelrisalit wird in beiden Geschossen durch Gehänge und Schlußsteine betont und im Obergeschoß zusätzlich durch Reliefs und Balustraden verziert. Baujahr: 1777, Architekt: Georg Christian Unger.

Mit dem Haus Nr. 13 beginnt der regelmäßige Fünfachsentyp. Auch hier ist ein Mittelrisalit vorgezogen, das wegen der geringen Frontbreite nur die Mittelachse umfaßt. Das Erdgeschoß hat Scheinquadern und Fenster mit Faschen sowie Sohlbankgesimse auf Rollkonsolen, das Obergeschoß wird nur durch jonische Pilaster gegliedert. Die besondere Zierde des Hauses bildet der Balkon aus Sandstein mit zwei maskengeschmückten Konsolen. Die Balkontür liegt in einer gekehlten Nische, die von einer kräftig geschwungenen Verdachung abgedeckt und bekrönt wird.

Über dem Mittelrisalit stehen auf der Attika zwei Puttengruppen, von denen die rechte eine Weinlese darstellt, während die linke auf die Musik hindeutet. Als Bildhauer nimmt Prof. Dr. Kania Johann Christoph Wohler an. Baujahr: 1780, Architekt: Georg Christian Unger.

Das Haus Nr. 14 ist schlicht gehalten, die Geschosse sind nicht voneinander abgesetzt, sondern nur in Sohlbankhöhe durch flache Gurtbänder gegliedert. Die kräftigen Verdachungen der Erdgeschoßfenster mit Konsolen und Muscheln, sowie die horizontale Verdachung der Tür mit Maskenkonsolen, Kartusche und Gehängen schaffen eine betonte Zone. Im Obergeschoß entsteht nur zwischen den geraden Verdachungen der Fenster und dem Hauptgesims eine reichere Gliederung durch die



Potsdam, Hoditzstr. 17
vor der Zerstörung

Weiterführung des Verdachungsprofils auf dem Putzgrund und durch die Hauptgesimskonsolen mit dazwischenliegenden Putzspiegeln. Ein Kellerhals in der rechten Achse stammte aus dem Jahr 1885 und wurde bei der Wiederherstellung des Hauses beseitigt, ebenso die 1909 erfolgte Erhöhung um ein Geschöß. Baujahr: 1780. Architekt: Georg Christian Unger.

Bis zu einem gewissen Grade könnte man das Haus Nr. 15 als Gegenstück zu Nr. 13 betrachten: Das — allerdings in Streifen — gequaderte Erdgeschoß und das Mittelrisalit mit Pilasterstellung deuten auf eine ähnliche Konzeption, bei allerdings abgeänderten Details. Grundsätzlich verschieden ist die Gestaltung der Mittelachse, deren Beurteilung leider erschwert wird durch das Fehlen der offenbar ursprünglich vorhanden gewesen oberen Betonung der Eingangstür (Kartusche, Balkon?). Auch die beiden Plastiken (Plastikgruppen?) auf der Attika sind nicht erhalten. Daß sie dagewesen sein müssen, beweisen die das Risalit in der Attikazone flankierenden Plinthen. Die Obergeschoßfenster sitzen auf einem breiten Brüstungsstreifen über dem Gurtgesims und zeichnen sich durch schwere Segmentverdachungen aus. Der bis zur Restaurierung vorhandene Balkon stammte aus dem Jahre 1905. Baujahr: 1780, Architekt: Georg Christian Unger.

Das in beiden Geschossen gequaderte Eckhaus Nr. 16 trägt durch die Reihung von stark plastisch modellierten Helmen als Schlußsteine der Obergeschoßfenster einen martialischen Charakter. Die Erdgeschoßfenster ordnen sich unter und weisen nur schlichte Faschen auf. Die Horizontale des Gurtgesimses und des darüberliegenden Brüstungsstreifens wird aufgenommen und unterstrichen durch das verbundene Kämpferprofil zwischen den Obergeschoßfenstern, auf denen die reich profilierten Fensterbögen aufliegen. Der Architravstreifen ist glatt und regelmäßig durch Konsolen gegliedert. Die ursprüngliche Betonung der Eingangsachse ist nicht mehr bekannt. An ihre Stelle ist 1916 ein Balkon getreten, der — ebenso wie der Kellerhals aus dem Jahr 1889 in der Kupferschmiedgasse — bei der Restauration beseitigt wurde. Baujahr: 1780, Architekt: Georg Christian Unger.

Die andere Ecke der Kupferschmiedgasse, das Haus Nr. 17, zeigt mit seinen Girlanden und Rosetten eine betont freundliche Note. Der Eingang ist durch zwei Blumenzöpfe, Konsolen und eine Akanthusreihe unter der geraden Verdachung besonders herausgehoben. Während bei den anderen Gebäuden die Gurt- oder Hauptgesimszone betont zu sein pflegt, liegt das Schwerkgewicht hier bei der horizontalen Reihung der großen Konsolen unter den Erdgeschoßfensterbrüstungen mit den dazwischenliegenden Putzspiegeln. Auf der Attika stehen Putten auf zwei Postamenten in der Eingangsachse, die nach den Bauakten erst 1874 aufgestellt wurden. Beide Putten konnten belassen werden, während auf das zur gleichen Zeit dort eingebaute, überdimensionale Dachfenster beim Wiederaufbau verzichtet wurde. Baujahr: 1782, Architekt: Ungerschüler.

Am Nachbarhaus Nr. 18 überwiegt die straffe Gliederung der Wandfläche. Ein Mittelrisalit in der Breite einer Achse springt etwas vor. Die seitlichen Flächen des Erdgeschosses unter dem Gurtgesims sind klar gegliedert. Der Fassadenschmuck besteht aus einer Mischung von naturalistischen und geometrischen Ornamenten. Tuch- und Blattgirlanden sind ebenso vertreten, wie kannelierte Spiegel und das Motiv des laufenden Hundes. Die ohnehin durch das Risalit hervorgehobene Mittelachse ist durch Schlußsteinkartuschen in beiden Geschossen betont. Die Haustür sitzt in einer großen, gekehlten Nische, die zur Steigerung des Gegensatzes ein im Putz gestipptes Gewände zeigt. Um der Vertikalität der Gliederungen entgegenzuwirken, ist die Horizontale durch ein Gurtgesims in Höhe der Fenstersohlbänke im Obergeschoß betont. Die gleiche Tendenz wird durch die Putzbänder am Sturz und in den Sohlbänken der Erdgeschoßfenster ausgedrückt.



Hoditz (Wilhelm-Staab-) str. 18
nach dem Wiederaufbau

Die ursprüngliche Lösung der Traufzone ist nicht mehr bekannt, da das Haus 1874 um ein Geschoß aufgestockt worden war, wobei das alte Hauptgesims entfernt wurde. Beim Wiederaufbau des Hauses wurde versucht, die originale Gebäudehöhe wiederherzustellen und mit einem entsprechenden Hauptgesimsabschluß zu versehen. Baujahr: 1785, Architekt: Georg Christian Unger.

Eine kräftige Quader-Streifenstruktur bestimmt das Gesicht des Hauses Nr. 19. Die vertikale Gliederung durch das eine Achse breite Mittelrisalit wird ausgewogen durch die Horizontalen des Gurtgesimses, dessen Linienführung die Brüstungsfelder der Obergeschoßfenster unterstreichen. Diese ornamentale Reihung in der Horizontalen erhält eine Steigerung und zugleich einen Abschluß durch den — wesentlich feiner ausgeführten — klassizistischen Ornamentstreifen des Architravs unter dem Hauptgesims. Auch hier sind an der Fassade wiederum geometrische und naturalistische Schmuckelemente verwandt worden, die trotz ihrer stilistischen Gegensätzlichkeit eine wirkungsvolle Einheit eingehen. Besonders hervorzuheben sind die Reliefs in den Lünetten der Obergeschoßfenster, von denen das mittlere sich durch besondere Größe auszeichnet. Die Blumengirlande über dem Eingang nimmt das naturalistische Motiv wieder auf und verbindet sich sehr sinnfällig mit den zopfigen seitlichen Konsolen. Die sehr eindrucksvolle Fassade erhält über ihrem Mittelrisalit eine Betonung durch zwei Einzelfiguren, einen Meleager und einen Herkules.

Dieses Haus war im Kriege ebenfalls ausgebrannt, wurde aber von seinem Eigentümer schon 1950—52 wiederaufgebaut unter sorgfältiger Restaurierung der Fassade. Baujahr: 1785, Architekt: Andreas Ludwig Krüger.

Die Beurteilung der Fassade des Hauses Nr. 20 wird sehr erschwert dadurch, daß die letzte Fassung von etwa 1896 stammte. Lediglich eine Zeichnung aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, die sich im Archiv der Technischen Universität Berlin-Charlottenburg, Lehrstuhl für Baugeschichte, befindet, vermittelt ein Bild des ursprünglichen Zustandes. Danach war die Fassade sehr schlicht gehalten, ohne Gurtgesims, Mittelrisalit oder Quaderstreifen. Nur die Fenster haben betonte Brüstungen und im Obergeschoß über dem Sturz Putzspiegel, die durch geometrische Ornamente verziert sind und bis an das Unterglied des Hauptgesimses heranreichen. Auch der Eingang ist durch einen gegliederten Verdachungssturz mit Ornamenten und seitlicher Pilasterstellung hervorgehoben. Im Vergleich mit den Nachbarhäusern ist die Gesamthaltung recht nüchtern. Baujahr 1784, Architekt nicht bekannt.

Am Haus Nr. 21 ist der stereotype Formenschatz der Zeit ohne besondere Feinheiten angewandt. Alle Fenster sind mit Verdachungen, Faschen, Rosetten, Girlanden und einem kräftigen, von Konsolen getragenen Brüstungsgesims ausgestattet. Starke barocke Plastik und flache zopfige Kurvenführung stehen nebeneinander. Die Verwendung der gewohnten Formsprache verhindert ein Abgleiten der Qualität unter das Mittelmaß, so daß die Architektur des Hauses im Rahmen der Straßenfront ihren Platz behaupten kann.

Bei der Zerstörung der Ostseite dieser Straße im Kriege ist dieses Haus als einziges ohne tiefgreifende Schäden geblieben. Die Wiederherstellung konnte sich darum auf eine Erneuerung der Fassade beschränken. Baujahr: 1782, Architekt: Georg Christian Unger.

Mit einer flachen, aber gut gegliederten Fassade schließt sich das Haus Nr. 22 an. Die nur von Faschen gerahmten Erdgeschoßfenster sitzen auf einem Putzband, während die ebenso einfach eingefassten Obergeschoßfenster zwar auch einem Gurtstreifen aufsitzen, darüber

hinaus aber noch von geraden Verdachungen bekrönt sind. Einmalig in der Straße ist hier die seitliche Einfassung der Fassade durch Quaderung. Der Hauptakzent der Architektur aber liegt in der Horizontalen der vier Reliefs mit Puttengruppen. Es sind gute Arbeiten eines unbekannten Meisters. Sie stellen dar (von links nach rechts):

1. Putten mit Trompete
2. Putten mit Weinkrug
3. Putten mit Horn
4. Putten mit Blumen

Bei der Wiederherstellung des Hauses mußte das erste Relief, das völlig verloren gegangen war, unter Bezugnahme auf das Thema neu geschaffen werden. Die veränderte Komposition verlangte daraufhin eine veränderte Reihenfolge in der Anbringung der Reliefs. Baujahr: 1782, Architekt: Georg Christian Unger.

Die Wiederverwendung dieser Fassaden für neue Wohnbauten war problematisch, weil sie durch ihre Gliederungen (Achsmasse, Mitteleingang, Geschoßhöhe) weitgehend Einfluß auf die neue Grundrißgestaltung nahmen. Die alten Grundrisse in Potsdam müssen als für ihre Zeit sehr großzügig, ja sogar mustergültig bezeichnet werden, doch bedingen die heutigen Wohnansprüche, besonders in bezug auf die sanitären Anlagen, eine veränderte Disposition. Der Architekt kann nicht nach den sonst üblichen Typengrundrissen arbeiten, sondern muß innerhalb des durch die Fassade und die gewöhnliche Haustiefe gegebenen Rahmens einen Grundriß entwickeln, der die gesteigerten Ansprüche unserer Zeit berücksichtigt. Das mit der Planung betraute Entwurfsbüro für Hochbau Brandenburg hat sich gründlich mit der Lösung dieser denkmalpflegerischen Aufgabenstellung auseinandergesetzt und Grundrisse geschaffen, die sich bemühen, jeder einzelnen Fassadensituation gerecht zu werden.

Bei der Bauausführung traten andere, neue Schwierigkeiten auf, die in der Behandlung der Fassaden lagen. Ihre ornamentale Struktur hatte ebenfalls fast durchweg unter den Kriegeinwirkungen gelitten, und die folgenden Witterungseinflüsse taten ein übriges, um den Putz mürbe zu machen. An manchen Gebäuden mußte der ganze Putz abgeschlagen werden. Um wieder eine originalgetreue Fassade zu erreichen, ließ man die plastischen Originalteile von versierten Kräften (Bildhauer, Stukkatoren) abnehmen oder in Gips abformen. In gleicher Weise wurden alle Putzprofile in Gips abgeformt, nachdem sie gründlich von alten Farbschichten und vom Schmutz gereinigt worden waren. Alle Neuputze wurden selbstverständlich mit äußerster Sorgfalt entsprechend der alten Putztechnik ausgeführt. Eine annähernd gleiche Zusammensetzung des Putzmörtels wieder zu erreichen, war unter den gegebenen Umständen nicht möglich.

Durch die ausgedehnten Sumpfgebiete innerhalb der Stadt ist das Bauen in Potsdam schon seit jeher sehr erschwert worden. Viele Gebäude sind deshalb auf Pfahlrosten erbaut worden, unter ihnen auch die Häuser Nr. 12 und 13 in der Hoditzstraße. Nach Abräumung des aufgehenden Mauerwerks und der Fundamente mußte man feststellen, daß die Balkenköpfe angefault waren, weil sie aus dem in den letzten Jahrzehnten allgemein gesenkten Grundwasser herausragten. Die Bauleitung sah sich außerstande, die alten Pfähle wieder zu belasten und ersetzte sie durch Stahlbetonpfähle. Dieses Verfahren war nicht anzuwenden bei den Fassaden, die ja erhalten bleiben sollten und darum nicht, wie die Innenwände, abgetragen werden konnten.

Die Bauleitung entschied sich für die Belassung des außerordentlich stark ausgeführten alten Fassadenfundamentes, das sehr solide ist und selbst bei der Erschütterung der Bombenangriffe ohne Risse in der Fassade standhielt. Diese Maßnahme schien genügend Sicherheiten zu bieten und versprach vor allem eine große Kostenersparnis. Ein vielleicht zu erwartendes Auftreten von leichten Setzrissen wurde in Kauf genommen.

Die Planung des 18. Jahrhunderts hat die Bauten der Hoditzstraße so angeordnet, daß jeweils ein etwa einen Stein (25 cm) vorspringendes Haus mit dem nächsten, zurückliegenden, abwechselt. Dieses Prinzip hat die bei der Restauration angewandten Grundsätze der Farbgebung angeregt. Eine Anlehnung an bestimmte, historisch verbürgte Farben war nicht möglich, weil weder der alte Putz Farbspuren zeigte, noch zeitgenössische, farbige Abbildungen dieser Straße existieren. Die Farben mußten deshalb neu festgelegt werden, wobei stets ein dunklerer Putzgrund mit hellem Dekor an dem einen Hause mit einem hellen Putzgrund und dunklerem Dekor bei dem anderen Hause abwechselt.

Die Baukosten haben sich im Rahmen des zu dieser Zeit üblichen Preises von rd. 29—30 000,— DM (Ost) pro Wohneinheit gehalten. Im einzelnen sind von der Investbauleitung folgende Kosten ermittelt worden (Angaben in DM):

A) Neubauten

	cbm	qm	WE
Charlottenstr. (Wilhelm-Pieck-Str.) 33	64,3	385,3	28 769,—
Hoditzstr. (Wilhelm-Staab-Str.) 3	66,9	418,7	29 451,—
" " 7-9	79,8	459,—	28 253,—
im Mittel	70,3	421,—	28 824,—

B) Ausbauten unter Erhaltung der histor. Fassade

	cbm	qm	WE
Hoditzstr. (Wilhelm-Staab-Str.) 14	74,1	513,8	31 575,—
" " 15	76,7	502,1	30 552,—
" " 16	66,7	575,5	35 107,—
" " 17	69,2	588,6	35 904,—
" " 18	71,9	494,8	24 815,—
" " 20	69,4	456,—	23 632,—
" " 22	60,3	642,9	29 228,—
im Mittel	69,7	542,—	29 976,—

Die vergleichende Zusammenstellung zeigt, daß der Durchschnittspreis für einen cbm umbauten Raumes bei den unter B) genannten Bauvorhaben, die auf denkmalpflegerische Belange Rücksicht nehmen mußten, unter dem Mittelwert der unter A) zum Vergleich aufgeführten Neubauten liegt. Auch bei der Umrechnung der Baukosten auf die Wohneinheit (WE) ergibt sich bei den Ausbauten noch ein Wert, der vertretbar ist. Dieses günstige Kostenverhältnis wurde möglich, weil der Mehraufwand für den Fassadendekor durch die Übernahme der Fundamente und der Fassadensubstanz annähernd ausgeglichen werden konnte.

In den ersten Monaten des Jahres 1957 sind die Häuser der Hoditzstraße fertig geworden. Die Erhaltung der alten Fassaden dieser Straße war ein Versuch, einen wiederherstellungsfähigen, typischen Teil des Potsdamer Architekturensembles aus dem 18. Jahrhundert nicht verlorengehen zu lassen, sondern ihn mit den Anforderungen des modernen Wohnbaues zu kombinieren.



Potsdam, Hoditz (Wilhelm-Staab-) str. 12-15
(von rechts nach links gezählt) nach dem Wiederaufbau

Berlin und die Genfer Konvention vom Roten Kreuz

Jean Henri Dunant

Gemälde von Fritz Behn



Bei der Durchsicht der Zeitungsansätze unseres dahingegangenen Freundes Hermann Kügler fand ich auf der Rückseite eines Ausschnittes aus der Deutschen Allgemeinen Zeitung vom August 1940 einiges über das Rote Kreuz, worin mir der Satz auffiel:

„Dunant selbst sagte, das segensreiche Werk des Roten Kreuzes und der Genfer Konvention von 1864 sei nächst Genf in Berlin gegründet worden.“

Jean Henri Dunant selbst sagt es, der 1901 den ersten Nobel-Friedenspreis auf Veranlassung von Berta v. Suttner erhielt!

In keiner der vielen Chroniken Berlins, soweit ich sehe, begegnet diese Angabe, und gerade dem Kenner jener Jahre will sie nicht in das Bild passen, das von dem Preußen der Konfliktszeit, des Verfassungsstreits gezeichnet wird. Auch in allgemeinen Geschichtswerken wird der Name Dunant kaum genannt, und überhaupt nicht im Zusammenhang mit Genf das preußische Berlin. Schließlich bot das Handbuch für den Geschichtsunterricht, das oft bewährte, herausgegeben von dem Leipziger Oberstudiendirektor Dr. Fritz Friedrich, einen Anhalt; die kurzen Zeilen über die Genfer Konvention in Band IV, 2 (1926) S. 105 enthalten nur wenige Namen: „Bei Wilhelm I. und seiner Gemahlin fand Dunant besonders verständnisvolles Entgegenkommen.“ Die hier genannten Mémoires von Dunant waren über den Berliner Gesamtkatalog nicht festzustellen. An ihrer Stelle mögen uns zwei gleichwertige Bücher helfen, die beide Dunants Aufzeichnungen benutzen: Rudolf Müller, Entstehungsgeschichte des Roten Kreuzes und der Genfer Konvention, 1897, „mit Unterstützung ihres Begründers J. H. Dunant“ abgefaßt, die lange „Abschnitte aus dessen Denkwürdigkeiten“ bietet, wichtig auch dadurch, daß der erste Hilferuf Dunants in deutscher Übersetzung vorangestellt ist „Eine Erinnerung an Solferino“. — Daneben ein schmaler Band „Historische Fragmente und Essays über die Entstehung der Genfer Konvention und des Roten Kreuzes“ (o. J., bald nach 1901). Ich verdanke sie der Bibliothek des Berliner Roten Kreuzes.

Jean Henri Dunant (1828—1910), ein wohlhabender Genfer Patrizier, geleitet durch das Beispiel der Engländerin Florence Nightingale (1820—1910) im Krimkrieg 1853—1856, war 1859 als 31jähriger auf das Schlachtfeld von Solferino geeilt, wo am 24. Juni Frankreich und Piemont die Österreicher geschlagen hatten. Seine Tatkraft und seine freigiebig geopfertten Mittel konnten das Elend des großen Heeres der Verwundeten und Sterbenden nur wenig lindern. Die erschütternden Bilder und Erlebnisse ließen ihn nicht ruhen. Sein Bericht „Un souvenir de Solferino“ im Sommer 1862 rief „die Mächtigen dieser Welt wie die bescheidensten Arbeiter“ zu internationalen Vereinbarungen auf: Vereine von vor-

gebildeten Helfern für Freund und Feind. Die schlichte Erzählung, bald mehrfach übersetzt von andern Menschenfreunden, weckte ein weites Echo. Die Genfer Gemeinnützige Gesellschaft von 1828 griff den Gedanken auf und beschloß im Februar 1863 in einem Ausschuß, eine Denkschrift ihres Schriftführers Dunant dem für September in Berlin geplanten internationalen Wohltätigkeitskongreß vorzulegen. Weil dieser nicht zustande kam, beschloß der Ausschuß am 25. August, mit Rundschreiben vom 1. September zu einer eigenen internationalen Konferenz nach Genf für Ende Oktober einzuladen, von der man sich Erfolg versprechen durfte. Denn Dunant hatte inzwischen lebhafteste Zustimmung erfahren, von europäischen Höfen, von Generalen und Ärzten, und auf mehreren Reisen, vor allem in Paris, für seine Gedanken geworben. Sein besonderer Brieffreund wurde der holländische Stabsarzt Dr. Basting, der jetzt für den 5. Internationalen Statistischen Kongreß im September 1863 — auch dieser in Berlin — zum Schriftführer der 4. Sektion bestellt war: vergleichende Gesundheits- und Sterblichkeits-Statistik der Zivil- und Militärbevölkerung. Auch Dunant meldete sich als Teilnehmer, von Zuversicht erfüllt; stand er doch bereits mit dem preußischen Kronprinzen, nachmals Kaiser Friedrich, in Briefwechsel. Die Königin Augusta hat Dunant später erzählt, daß sie sein Buch damals schon gelesen und dem Könige gegeben habe, der ihr zustimmte: „Wir müssen zum Gelingen dieses Werkes mitwirken.“

Dunants Erfolg in Berlin läßt sich erst recht würdigen, wenn wir die politische Lage in der Welt und in Preußen dagegenstellen. In Nordamerika geht der Bürgerkrieg zwischen Nord- und Südstaaten ins dritte Jahr. Die Franzosen sind in Mexiko gelandet und ziehen im Juli 1863 in die Hauptstadt ein; auch werden in der deutschen Publizistik französische Rheinlandabsichten erörtert — tatsächlich verhandelt Napoleon III. mit Österreich. In Dänemark verkündet am 30. März ein Patent des Königs die Einverleibung Schleswigs und weckt in Deutschland die schmerzliche Erinnerung an den vergeblichen Freiheitskampf der Schleswig-Holsteiner 1848—1850. Aber viel stärker erregt die öffentliche Meinung Europas der Aufstand der Polen in Rußland, das gerade 1861 mit Reformen begonnen hat. Preußen schließt sofort am 8. Februar 1863 eine Konvention mit dem Zaren und verhindert durch Grenzsperre die Unterstützung des Aufstandes, während die Westmächte England und Frankreich sowie Österreich beim Zaren für die Rechte der Polen eintreten. Preußen! — nach der tiefen Enttäuschung 1848—1849 aufs neue die Hoffnung so vieler Deutschen, als nach den Jahren der Reaktion 1858 der Prinzregent Wilhelm (1861 König) die Neue Ära einleitete — und nun von innen und außen angefeindet. Hatte doch der Ministerpräsident Otto von Bismarck schon nach seinem Antritt 1862 das Wort gesprochen, die

großen Fragen der Zeit würden „nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse, sondern durch Blut und Eisen entschieden“. Das schien der Staatsstreich. Der Verfassungskonflikt mit dem Landtag wegen der Heeresvermehrung und der dreijährigen Dienstzeit verschärfte sich zusehends, der Kriegsminister von Roon hatte am 11. Mai 1863 einen schweren Zusammenstoß mit dem Landtagspräsidenten über die Redefreiheit der Minister im Parlament. Der Widerstand der Opposition gegen die auswärtige Politik führte zur Einschränkung der Pressefreiheit durch die Verordnung vom 1. Juni. Beamte, die der Fortschrittspartei als Abgeordnete angehörten, wurden gemäßregelt. Wenige Tage darauf stellte sich in Danzig sogar der Kronprinz in öffentlicher Rede gegen die Regierung des Vaters. Schon bei der Fünfzigjahrfeier für 1813 am 17. März 1863 in Berlin hatten die Innungen und ein Teil der Veteranen gefehlt, nur wenige Häuser hatten geflaggt. Jetzt beschlossen die Stadtverordneten der Hauptstadt, in Zukunft von Adressen an den Monarchen abzusehen. Durchreisende Prinzen wurden nicht begrüßt, Abgeordnete der Opposition um so lauter gefeiert.

In diese Lage fiel die Vorbereitung des Statistischen Kongresses, den Dunant so gespannt erwartete. Die Fortschrittspartei versuchte darauf zu wirken, daß der Kongreß — gleichsam als Demonstration — verschoben würde, und in derselben Absicht beschloß der Magistrat, sich nicht an den vorgesehenen Empfängen zu beteiligen. Die Veranstalter ließen sich nicht stören, aber ihre Bitte, der Kronprinz möge Protektorat und Präsidium übernehmen, wurde nicht erfüllt — der König gab nicht die Erlaubnis; der Minister des Innern sollte die Regierung vertreten.

Da entstand eine neue Spannung. Die Einigung Italiens 1859—1860, zu der jene Schlacht bei Solferino entscheidend beigetragen, hatte das deutsche Gesamtstreben in Fluß gebracht. Österreich, in Italien unterlegen, sah sich darauf gewiesen, jetzt seine Führung in Deutschland wiederherzustellen. Wirtschaftliche Gegensätze in dem von Preußen geschaffenen Zollverein versuchte es 1862 zu benutzen, um seinen Beitritt zu erzwingen und handelspolitisch das Übergewicht zu erlangen. Während diese Krise noch andauerte, lockten die zunehmenden politischen Schwierigkeiten des von aller Welt angeprangerten Preußen die Donaumonarchie, dem Nebenhändler auch im Deutschen Bund, in der oft verhandelten Bundesreform den Rang abzulaufen. Die Einheit in Frieden und Freiheit, die dem Frankfurter Paulskirchen-Parlament 15 Jahre zuvor nicht gelungen war, sollten nun die Monarchen auf ihre Weise herstellen. Überraschend lud Kaiser Franz Joseph am 16. August zu einem Fürstentag nach Frankfurt, dem Sitz des Bundestags. Als einziger lehnte König Wilhelm auf Bismarcks dringenden Rat die Teilnahme ab, selbst als der Senior und Beauftragte der deutschen Landesherren, König Johann von Sachsen, persönlich in Baden-Baden erschien. In der Tat, Österreichs Vorschläge waren derart, daß sogar die Fortschrittspartei sie als Preußens unwürdig erklärte. So kam es, daß der König bei seiner Rückkehr nach Berlin von der Bevölkerung zum erstenmal wieder freundlich begrüßt wurde, obwohl wenige Tage zuvor, am 2. September, der Landtag aufgelöst worden war. „Das ganze Volk schien froh zu sein, daß er in der äußeren Politik ein entscheidendes Wort gesprochen hatte.“

In diesen Tagen, am 7. September 1863, eröffnete der Minister des Innern, Graf Friedrich zu Eulenburg, den Kongreß im Sitzungssaale des Herrenhauses in der Leipziger Straße; es folgte der Empfang beim König. Der Kronprinz wohnte den Verhandlungen mehrfach bei und empfing am 12. September die Teilnehmer auf ihrer Fahrt nach Potsdam im Neuen Palais. Schriftführer des Kongresses war der Regierungsassessor und Mitglied des Preußischen Statistischen Büros, Richard Boeckh, gebürtiger Berliner, Sohn des berühmten Altphilologen und



Im Jahre 1870
war das Haus Leipziger Str. 15 in Berlin
in ein „Lazareth“ umgewandelt

Ehrenbürgers der Hauptstadt August Boeckh, und selbst später als ein „Darwin der Bevölkerungsstatistik“ gefeiert. Die 4. Sektion, deren Schriftführer Dunants Freund Dr. Basting war, vereinigte zahlreiche Zivil- und Militärärzte. Von seinem Auftreten in diesem Kreise erzählt Dunant ein Vorgespiel.

Wie es vor großen Anlässen zuweilen geschieht, hätte fast im letzten Augenblick ein Mißgeschick sein Vorhaben vereitelt.

„Dr. Basting und seine Frau wohnten wie ich jenseits der Spree in Töpfers Hotel am Karlsplatz, einem kleinen Gasthof altpreußischer Art, in dem wir uns verabredet hatten, zum gemeinsamen Handeln über den Vorschlag der Neutralität der Verwundeten und über den Gedanken eines einheitlichen Abzeichens für die Ambulanzen. An dem Tage, an dem die 4. Sektion des Kongresses sich mit unsern Vorschlägen beschäftigen sollte, nahmen wir eine Droschke, um uns in die Sitzung zu begeben. Wir hatten gemeinsam einen kleinen Aufsatz gemacht; Dr. Basting hatte ihn ins Deutsche übersetzt, um ihn in meinem Namen vorzutragen, seine Frau hatte die Reinschrift besorgt. Wir passierten die Spree, der Wind blies heftig. Die Fenster des Wagens waren geöffnet, als plötzlich das kostbare Schriftstück, das wir vorsichtig auf dem Sitz vor uns ausgebreitet hatten, vom Winde erfaßt und gegen die Brücke getrieben wurde. Sofort sprang ich hinaus, ohne vorher die Tür zu öffnen, und stürzte meinen verstreuten Blättern nach. Ein alter Bettler fing sie gerade noch auf.“

Sie kamen aber zurecht, und Dr. Basting forderte „im Namen des Genfer Ausschusses und seines ehrenwerten Freundes Dunant“ zur Beschickung der Genfer Tagung im Oktober auf. Wie hier die 4. Sektion, so gab auch die Plenarschlusssitzung des Kongresses, der ja darin keine Beschlüsse fassen konnte, dem großen Werk auf richtige Wünsche mit auf den Weg. Sofort danach fuhr Dunant in die von Deckersche Hofbuchdruckerei und ließ ein Rundschreiben setzen, das er mit Dr. Basting „unter Billigung unserer Berliner Freunde“ besprochen hatte. Er beruft sich darin auf die lebhafte Empfehlung durch den Kongreß und fügt der Genfer Einladung vom 1. September noch einige neue Vorschläge bei, besonders den der Neutralität des Militärsanitäts-Personals und der anerkannten freiwilligen Helfer — ein Verlangen, in dem man Dunant in Berlin bestärkt hatte. Diesen seinen eigenmächtigen Entschluß, gezeichnet im Namen des Genfer Ausschusses zu Berlin am 15. September 1863, haben

aber seine Genfer Freunde alsbald gebilligt. „Was ich vor allem wünschte“, sagt Dunant in seinen Memoiren, „war die Neutralität der Verwundeten. Aber drei vortreffliche Ärzte, Boeger, Löffler (preussische Generalärzte) und mein Freund Basting, meinten, es sei viel klüger, mit der Neutralität für alle die anzufangen, die den Verwundeten helfen, einschließlich der freiwilligen Samariter, und so ließ ich in meinem Rundschreiben mit Bedauern ‚die Verwundeten‘ beiseite.“

Der Kriegsminister von Roon war der erste, der diesem Rundschreiben zustimmte. Bei ihm hatte Dunant am 17. eine Audienz, in der er seinen Kummer wegen der Verwundeten äußerte. Dunant berichtet darüber: „Man wird später sehen“, sagte voll Güte der General, der ein fließendes Französisch sprach, wohl um mich über die getäuschten Hoffnungen zu trösten, die sich auf meinen Zügen malte, ‚sicherlich wird einmal die Neutralität der Helfer die der Verwundeten bedingen.‘ Er lobte auch den Gedanken der freiwilligen Hilfsgesellschaften, ebenso die geplante einheitliche Flagge. Seine Exzellenz nahm so lebhaften Anteil an der ganzen Angelegenheit und besonders an der Neutralitätsflagge, daß er einen seiner Adjutanten zu mir in Töpfers Hotel schickte, um über unsere Pläne auf dem Laufenden zu bleiben... Der Adjutant wiederholte mir unaufhörlich auf französisch: ‚Der Minister ist Feuer und Flamme für Ihren Gedanken, er ist ganz begeistert davon.‘ — Ehre also dem General von Roon, dem ein ganz bedeutender Anteil an dem erfolgreichen Gelingen der Genfer Konvention zukommt!“

Die Genfer Konferenz im Oktober 1863 sprach denn auch den besonderen Wunsch aus, die Neutralität auf die Verwundeten auszudehnen. Aber der diplomatische Kongreß 1864 in Genf, der die Konvention beschloß, übergab diesen wichtigen Punkt, dessen Schwierigkeiten sich in jedem Kriege gezeigt haben.

Der unermüdete Dunant erfuhr 1863 in Berlin noch weitere Förderung. Graf Eulenburg lud zum Abschluß des statistischen Kongresses einige zwanzig hervorragende außerpreussische Mitglieder zur Tafel. „Ich saß — so erzählt Dunant — zwischen dem spanischen Senator Grafen von Ripalda und dem bayerischen Staatsrat von Hermann, als Gegenüber hatte ich den sächsischen Hofrat Baron Max von Weber, einen Sohn des berühmten Komponisten, neben ihm Herrn von Semenow aus Rußland.“ Seine Begeisterung übertrug sich auf die Nachbarn, und alle versprachen ihm, die Sache ihren Fürsten vorzutragen. Sie hielten ihr Wort. „Wirklicher Dank gebührt dem Grafen Eulenburg, der es verstanden hat, eine Anzahl hochherziger Männer bei sich zu vereinigen, die in ihrer Heimat die Sache der Menschlichkeit siegreich verteidigt und gewonnen haben, wie wir dies näher im folgenden sehen werden.“

Denn nun ging seine Reise an die Höfe, von Berlin zunächst nach Dresden. Der „verehrungswürdige und gelehrte“ König Johann von Sachsen, der „hochangesehene Nestor der Könige“, wie er ihn nennt, gab ihm ein Wort mit, das Dunant in vielen Briefen in die europäischen Hauptstädte sandte und dem sich auf die Dauer kein Monarch, kein Staat hat verschließen können:

„Ich werde tun, was in meinen Kräften steht, denn sicherlich würde ein Volk, das sich nicht an diesem menschenfreundlichen Werke beteiligte, von der öffentlichen Meinung Europas in die Acht erklärt werden.“

„Überall trug ich Sorge, den glücklichen Ausdruck des Königs von Sachsen zu erwähnen, der wie ein wahrhafter Talisman wirkte.“

Die Konferenz in Genf, 26.—29. Oktober 1863, sah volle Einmütigkeit. Die Abgesandten wetteiferten, aus der Geschichte ihrer Länder verwandte Bestrebungen aufzuzeigen, die der Allgemeinheit unbekannt geblieben waren. So teilte Dr. Löffler den Vertrag mit, den Preußen und Frankreich zu Brandenburg am 7. September 1759

geschlossen: Gefangene auswechseln; Verwundete, Kranke und Pfleger nicht gefangen nehmen. Und der Erste Generalchirurg Preußens im 7jährigen Kriege, Schmucker, hatte 1776 in seinen Schriften die Neutralisierung der Spitäler als besondere Wohltat gerühmt. Die von Dunant gewünschten „internationalen Hilfsgesellschaften“ haben in der Folge das Zeichen des Roten Kreuzes angenommen, das Frau Basting vorschlug: die Umkehrung des Schweizer Wappens.

Einer der ersten war der preussische „Verein zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger“ von 1864, aus dem im November 1866 der Vaterländische Frauenverein hervorging.

Die Genfer Konvention wurde amtlich am 22. August 1864 verkündet. Obwohl Österreich bei Kriegsausbruch 1866 ihr noch nicht beigetreten war, gab der König von Preußen bekannt, sein Heer werde gleichwohl die Genfer Regeln beachten. Zu der Friedensfeier in Berlin im September lud das Königspaar den Urheber des menschlichen Werkes ein. Auf dem Schloßplatz erlebte Dunant den Vorbeimarsch der Truppen, von der Tribüne des Johanniterordens — eine besondere Aufmerksamkeit für ihn. „Niemals werde ich den tiefen Eindruck vergessen, als ich allenthalben neben den preussischen Nationalfarben die internationale Flagge der Verwundeten sah, fast an allen Fenstern, ja selbst auf den Dächern, an den Triumphbögen und sogar an dem Königlichen Pavillon.“ Bei einer Abendtafel im Schloß erhielt er seinen Platz nahe dem Königspaar, das ihn später in eine längere Unterhaltung zog. Der König sagte ihm bestätigend: „Ich war der erste Monarch in Europa, der Ihr Werk anerkannt und ermutigt hat, als Sie im Jahre 1863 nach Berlin gekommen waren.“ Die Königin trug ihm zu Ehren die Armbinde mit dem Roten Kreuz: „Ich habe sie während des Krieges nicht abgelegt.“ Von einem der Gäste spricht Dunant mit besonderer Wärme: „Anwesend war auch im einfachen schwarzen Frack Herr von Forckenbeck, Präsident des preussischen Abgeordnetenhauses, der den Majestäten gegenüber saß und der besondere Gegenstand ihres hohen Wohlwollens war; und doch war bekanntlich der spätere große Oberbürgermeister von Berlin (1878—1892) weder ein Schmeichler noch ein Höfling.“ Und Bismarck? „Nach all den Vorstellungen bei den erlauchten und andern Personen fielen meine Augen neuerdings auf den kalten Koloss in schimmernder Uniform, immer unbeweglich und stumm in der Ecke des Salons, wo ich ihn bei meinem Eintritte gesehen. Diese hohe Person betrachtete mich fest und forschend. Suchte der berühmte Staatsmann und große Patriot wohl zu erraten, wer der bescheidene Fremde sein könnte... dem eine solche Aufnahme von dem mächtigen Hause der Hohenzollern zuteil wurde, oder wußte er, wer ich war — der Vertreter eines Friedenswerkes par excellence —? Dachte er vielleicht nach über das Blut, das seine erfolgreiche Politik in Böhmen gekostet, das zu verwischen die freiwilligen Samariter so viele Mühe gekostet? Er hatte das große Spiel gespielt und gewonnen. Aber was mußte er an Sorgen und Unruhe durchgemacht haben; sein Gesicht war bleich wie das eines Toten.“

So erzählt Henri Dunant, Idealist voller Begeisterung, der in seinen Erinnerungen für die Teilnahme fürstlicher wie nichtfürstlicher Personen an seinem Werke in dankbarem Überschwang nicht genug Worte finden kann. Stellen wir darum neben ihn einen nüchternen Zeugen, den hochverdienten eigentlichen Organisator der beiden Genfer Versammlungen, den Präsidenten der Genfer gemeinnützigen Gesellschaft, Gustave Moynier. Zu Anfang des Jahres 1870 ließ er in Paris eine zusammenfassende Darstellung als Beitrag zum Völkerrecht erscheinen: *Étude sur la convention de Genève*; ein ausführlicher Kommentar, der die Vorgeschichte nur knapp behandelt und die Ereignisse in Berlin im September 1863 überhaupt nicht erwähnt. Uns kann jedoch der eine Satz auf Seite 60 völlig genügen: gegenüber den

Bedenken verschiedener Regierungen, die die Genfer Oktoberkonferenz 1863 hervorgerufen habe, sei es „dank dem guten Willen mehrere Souveräne, besonders Ihrer Majestäten des Königs von Preußen und des Kaisers der Franzosen, schon nach zehn Monaten zu einem festen Vertrag gekommen.“

Das Genfer Werk war von Anfang an international und bald von allen Völkern getragen. Es könnte kleinlich scheinen, dabei den ersten oder allerersten Platz für das eigene Land zu beanspruchen. Aber bei der besonderen Strenge, mit der Preußen in der Weltgeschichte der Völker beurteilt wird, mag die Feststellung erlaubt sein, daß es bei diesem Werke der Menschlichkeit nicht beiseite gestanden hat. Professor Schoeps-Erlangen hat ein Buch über die Brüder von Gerlach, die Söhne des ersten Berliner Oberbürgermeisters unter der Städteordnung 1809, überschrieben: „Das andere Preußen“. Vielleicht möchte jemand auch unsern Beitrag so bezeichnen. Für den Historiker gibt es nur ein Preußen. —

Der holländische Stabsarzt Dr. Basting ist schon 1870 gestorben. Während das Rote Kreuz seinen Siegeszug

durch die ganze Welt hielt, geriet sein Schöpfer Dunant in Armut und Vergessenheit. So vernahm Frau Basting erst nach 30 Jahren, aus einem Aufsatz der Zeitschrift „Über Land und Meer“ 1895, daß der Freund noch unter den Lebenden weilte. Sie schrieb ihm, und aus ihren Worten spricht die unauslöschliche Erinnerung an die gemeinsamen Tage in Berlin im Jahre 1863: „Ich sehe noch die Freudentränen in Euren Augen, als Ihr vom Herrenhause zurückkehrtet. Ich bewundere noch Euren Eifer für die Drucklegung des Zirkulars während der Nacht, um es den abreisenden Delegierten noch übergeben zu können. Ich erinnere mich auch noch des Wohlwollens, mit dem der Kronprinz Friedrich Euch auf dem Feste beehrte, das der König den Delegierten des Kongresses zu Potsdam gab.“

Wenn bei der Betrachtung unserer Stadt als Schauplatz der Weltgeschichte daran erinnert wird, daß u. a. Napoleon die Kontinentalsperre gegen England am 20. November 1806 in Berlin verkündet hat, so gebührt solche Erinnerung in höherem Maße dem zweiten Rundschreiben des Genfer Ausschusses, das unterzeichnet ist „Berlin, den 15. September 1863“.

Anmerkungen:

Unser Mitglied Herbert C. Stamm von der befreundeten Numismatischen Gesellschaft, Geschäftsführer des Landesverbandes Berlin im Deutschen Roten Kreuz, war mir behilflich, und bei dem kenntnisreichen Bibliothekar Herrn Wittig waren die wesentlichen Quellen schnell gefunden. — Die Angaben über den Kronprinzen und den Kongreß bei Margaretha von Poschinger: Kaiser Friedrich, Berlin 1899/1900, II, 43 f., ebenda Magistrat und Fortschrittspartei. — Der Empfang des Königs in Berlin im September 1863 bei Prinz Kraft zu Hohenlohe-

Ingelfingen: Aus meinem Leben II, 367 (Jubiläumsausgabe in 1 Bd., gekürzt, 4. Aufl., Berlin 1918, S. 143). — In diesem Zusammenhang dürfte folgende Bekanntmachung aus dem „Amtsblatt für Berlin“, Nr. 33, vom 3. Juli 1859, S. 749, interessieren: „Im Verwaltungsbezirk Reinickendorf von Berlin wird die von der Waldowstraße im rechten Winkel bis zur Pfahlerstraße führende Straße 100 mit Solferinostraße benannt zum Gedenken an den Gründer des Deutschen Roten Kreuzes, Henri Dunant, der an der Schlacht von Solferino teilgenommen hatte.“



Aus dem Kladderadatsch
Nr. 46 vom 2. Oktober 1870
Holzschnitt nach Zeichnung von Wilhelm Scholz

Die Entwicklung des Eisenbahnnetzes in der ehemaligen Provinz Brandenburg bis zum Jahre 1939

Im Rahmen dieser Darstellung soll die Provinz Brandenburg in dem Umfang und der Gliederung verstanden werden, wie sie bis 1938 bestand. Die Veränderungen durch die beiden preußischen Gesetze über die Gebietsbereinigungen in den östlichen preußischen Provinzen vom 21. 3. 1938 und vom 2. 9. 1938, wodurch Teile der mittleren Grenzmark zur Provinz Brandenburg kamen, während die neumärkischen Kreise Friedeberg und Arnswalde von dieser abgetrennt und zur Provinz Pommern gelegt wurden, sind also nicht berücksichtigt worden. Wesentlich innerhalb dieser durch die Verordnung vom 30. 4. 1815 entstandenen Provinz Brandenburg wird sich die Darstellung halten, doch wird sie der Zusammenhänge wegen gelegentlich weit darüber hinausgreifen.

Die Jahreszahlen in Klammern geben den Zeitpunkt der Betriebseröffnung der genannten Strecken an.

Literatur:

Allgemein: Berlin und seine Eisenbahnen, Hrsg. 1. Auftr. d. Kgl. Preuß. Ministers d. öffentlichen Arbeiten. Bd. 1—2. Berlin 1896. (B. u. s. E.). — Berlin und seine Bauten. Bearb. u. Hrsg. v. Architekten-Verein, Berlin 1896, Bd. 1, S. 200—289; Die Locomotiveisenbahnen. — Röll, Enzyklopädie des Eisenbahnwesens. 1. Aufl. Bd. 2, 1890, S. 984 bis 996. — Hundert Jahre deutsche Eisenbahnen. Hrsg. v. Reichsverkehrsministerium. Leipzig 1938. — Archiv für Eisenbahnwesen, 1900 bis 1923. — Hans Nordmann, Die ältere preußische Eisenbahngeschichte. Abhandlungen d. Deutschen Akademie d. Wissenschaften z. Berlin. Math.-naturw. Klasse, Jg. 1948 Nr. 4. Berlin 1950. (Nordmann). — Karte 35 von K. Kahse, Die Entwicklung des Eisenbahnnetzes. In: Mitteleuropäischer Heimatatlas, Hrsg. v. d. Landesgeschichtl. Forschungsstelle (Hist. Komm.) f. d. Prov. Sachsen u. f. Anhalt. Leipzig, ab 1935. — Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin, 8. Jg. (1932), S. 98—102: Zur Entwicklung der Berliner Verkehrsbetriebe. — Für die Kleinbahnen: M. Pohl u. G. Strommenger, Handbuch der öffentlichen Verkehrsbetriebe 1940. Beschreibung und Betriebszahlen der deutschen Straßenbahnen, Kleinbahnen, Privateisenbahnen. . . Berlin 1940. — Für die Poststraßen: Berthold Schulze, Erläuterungen zur Brandenburgischen Kreiskarte von 1815, Einzelschriften d. Hist. Komm. f. d. Prov. Brandenburg u. d. Reichshauptstadt Berlin, Berlin 1933, S. 70 f.



Vor dem Potsdamer Bahnhof in Berlin
Aufnahme um 1925

Als in England im Jahre 1830 die erste brauchbare Dampfeisenbahn Liverpool-Manchester in Betrieb kam, gesellte sich damit zu den uralten Beförderungswegen — Land- und Wasserstraße — ein neuer in Gestalt des Schienenweges, dessen überragende Leistungsfähigkeit hinsichtlich schneller Beförderung von Personen und Lasten — auch in größerem Umfang — sehr bald erkannt wurde.

Einer der entschiedensten Vorkämpfer für den Eisenbahnbau in Deutschland war Friedrich List. In seiner 1833 erschienenen Broschüre „Über ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems ...“ hatte er mit erstaunlicher Sicherheit die Entwicklung des kommenden deutschen Eisenbahnnetzes vorausgesehen. Von Berlin sollten fünf Eisenbahnen ausgehen; sie sind alle gebaut worden!

In Deutschland wurde als erste Eisenbahn 1835 die kurze Strecke Nürnberg-Fürth eröffnet. 1837 folgte mit der Inbetriebnahme einer Teilstrecke die erste deutsche Fernbahn Leipzig-Dresden. In Preußen entstand der erste Schienenweg 1838 mit der Berlin-Potsdamer Bahn. Sie war auch die erste Bahn der Provinz Brandenburg.

A. Die von Berlin auslaufenden Fernbahnen.

1. Die Berlin-Potsdamer Eisenbahn und die Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn

In Berlin wurden seit 1833 die ersten Bemühungen zur Schaffung von Eisenbahnverbindungen zwischen der Landeshauptstadt und den nächstgelegenen Großstädten eingeleitet. Der Justizkommissar J. C. Robert hatte am 27. 1. 1834 bei der Staatsregierung die Genehmigung einer Eisenbahn zwischen Berlin und Leipzig beantragt. Angesichts der auftretenden Schwierigkeiten beschränkte er sich in seinem dem König Friedrich Wilhelm III. am 4. 5. 1835 eingereichten Gesuch auf die Strecke Berlin-Potsdam. Der Geheime Oberbaurat Dr. A. L. Crelle arbeitete den Bauplan aus. Am 19. 12. 1835 erteilte der König die vorläufige Erlaubnis zur Anlage der Eisenbahn zwischen Berlin und Potsdam. Am 23. 8. 1837 legte die Generalversammlung der inzwischen gegründeten Berlin-Potsdamer Eisenbahn-Gesellschaft die Statuten fest, und am 23. 9. 1837 wurden diese bestätigt, auch die Baupläne genehmigt. Nach einer Bauzeit von 14 Monaten konnte der Betrieb aufgenommen werden. Am 22. 9. 1838 wurde die Strecke Potsdam-Zehlendorf feierlich eröffnet, ab 29. 10. 1838 wurde der Verkehr auf der ganzen Strecke Berlin-Potsdam durchgeführt.

Seit den Tagen des Großen Kurfürsten führte die erste große Hauptpoststraße, die Cleve mit Memel verband, über Berlin, Potsdam und Brandenburg. So war es nahelegend, die Berlin-Potsdamer Eisenbahn im Zuge dieser alten Fernstraße nach Magdeburg zu verlängern. Die Verwaltung der Bahn griff diesen Plan auf, denn sie mußte darauf sehen, Anschluß an die anderen großen im Bau befindlichen Bahnen zu erlangen. Bald stand sie aber großen Schwierigkeiten gegenüber. Aus dem Potsdamer Kessel war wegen der buchtenreichen Havel und des anschließenden Golmer Luchs schwer herauszukommen.



Blick durch das Anhalter Tor in Berlin
auf den Bahnhof der Berlin-Anhalter Eisenbahn
Gemälde von C. Freydank, 1841

Neue Projekte, die Konkurrenzmanöver der Anhalter Bahn sowie Finanzierungsschwierigkeiten stellten sich dem Plan in den Weg.

Schließlich übernahm die inzwischen gebildete Potsdam-Magdeburger Eisenbahngesellschaft 1844 durch Kauf die Berlin-Potsdamer Bahn, führte den Bau aus und eröffnete am 7. 8. 1846 den Betrieb auf der ganzen Strecke Berlin-Magdeburg. Die aus Berlin in Potsdam mit der Bahn eintreffenden Reisenden wurden, solange die Brücke in Potsdam noch nicht betriebsfertig war, mit Pferdefuhrwerk durch die Stadt zum Einsteigeplatz vor dem Brandenburger Tor geschafft, um dort auf den Magdeburger Zug überzugehen. In Magdeburg endete die Fahrt auf dem provisorischen Potsdamer Bahnhof in Friedrichstadt auf dem östlichen Elbufer. Von dort nahmen die Reisenden mit Fuhrwerk den Weg in die Stadt. Dieses Provisorium nahm ein Ende, als am 19. 8. 1848 die Elbbrücke eingeweiht wurde. Nunmehr war mit Hilfe der anschließenden Bahnen auch ein lückenloser Schienenweg von Berlin nach Paris hergestellt worden. Auch London und New York wurden auf dem Bahnwege über Bremen mit anschließender Schiffsverbindung erreicht.

Die Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn wurde durch Gesetz vom 14. 2. 1880 verstaatlicht.

Literatur:

B. u. s. E. Bd. I, S. 132 f., 144 f. — J. Haackel, Die Anfänge der Berlin-Potsdamer Eisenbahn (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Potsdams. N. F. Bd. VI, 1927–1932, S. 20–46, 112–135, 303–334, 357–435). — J. Haackel, Potsdam im Eisenbahnspiegel. Die Weiterführung der Berlin-Potsdamer Bahn bis Magdeburg (ebenda, Bd. VII, S. 90–128). — O. Tschirch, Der Bau der Potsdam-Magdeburger Eisenbahn (Im Schutze des Rolands, Bd. IV, Brandenburg/H., 1929, S. 32–42). — Hundert Jahre Eisenbahn Berlin—Potsdam 1838–1938 (Festschrift), Leipzig 1938.

2. Die Berlin-Anhalter Eisenbahn

Die Verbindung Berlins mit Sachsen und zwar im Anschluß an die im Bau befindliche Strecke Leipzig-Dresden wurde seit 1836 von einem Konsortium angestrebt, das nach erfolgter Genehmigung die Berlin-Sächsische Eisenbahn-Gesellschaft gründete. Von dem ursprünglichen Plan, den Anschluß in der Nähe von Riesa zu nehmen, wurde infolge des Einspruches des Staatsministeriums abgesehen, dem daran gelegen war, eine Verbindung mit den westlichen preußischen Provinzen zu erlangen. So kam es zur Ausarbeitung der Route Berlin-Jüterbog-Wittenberg-Dessau-Köthen, deren Bau 1838 genehmigt wurde. Dieser Route entsprechend, wandelte die Gesellschaft ihren Namen in Berlin-Anhaltische Eisenbahngesellschaft um.

Am 31. 8. 1840 wurde die Strecke Köthen-Dessau in Betrieb genommen, am 1. 7. 1841 folgte Berlin-Jüterbog, und am 10. 9. 1841 wurde die durchgehende Verbindung Berlin-Köthen eröffnet. Damit wurde der Anschluß an die bereits bestehende Bahn Magdeburg-Halle-Leipzig-Dresden hergestellt. Köthen wurde nun der Platz eines lebhaften Umsteigeverkehrs. Als am 15. 7. 1843 die Magdeburg-Halberstädter Eisenbahn-Gesellschaft die Strecke Magdeburg-Oschersleben (-Halberstadt) eröffnete, wurde damit auch der durchgehende Schienenweg Berlin-Köthen-Magdeburg-Braunschweig hergestellt. Mit dem 19. 5. 1844 wurde der Verkehr bis Hannover erweitert.

Inzwischen waren auch die Bedenken gegen die ursprünglich geplante direkte Linie Berlin-Dresden gefallen. Die Berlin-Anhaltische Eisenbahngesellschaft konnte 1847 mit dem Bau einer von Jüterbog abzweigenden Linie beginnen, die einschließlich der

beiden Anschlußstrecken von Röderau nach Dresden und Leipzig 1848 eröffnet wurde. 1851 wurde die Strecke Dresden-Prag dem Verkehr übergeben. Berlin bekam damit auf kürzester Linie eine durchgehende Schienenverbindung mit Wien, die 1857 bis Triest ausgedehnt wurde. In der so geschaffenen Verbindung von der Adria bis zur Nord- und Ostsee bildete die Anhalter Bahn ein wichtiges Teilstück dieses internationalen Verkehrs.

In den folgenden Jahren förderte die Anhalter Bahn energisch den Ausbau ihres Netzes, um kürzere Anschlüsse an die Thüringische und Sächsisch-bayerische Bahn zu bekommen. So wurden in Betrieb genommen die Abkürzungsstrecken Dessau-Bitterfeld (1857) sowie Bitterfeld-Halle und Bitterfeld-Leipzig (1859) und Wittenberg-Bitterfeld (1859). Die verkürzte Verbindung mit Halle wurde besonders wichtig im Hinblick auf die von der Thüringischen Eisenbahn-Gesellschaft erbaute Strecke Halle-Erfurt-Gerstungen (seit 1849 im Betrieb), die über Kassel Verbindung zur Köln-Mindener Bahn herstellen sollte. Damit wurde unter Umgehung des Königreiches Hannover, das durch seine Zoll- und Handelspolitik den Ostsee-Verkehr erschwerte, über Thüringen eine von Hannover unabhängige Verbindung Berlins mit den westlichen preußischen Provinzen geschaffen.

Lt. Gesetz vom 3. 5. 1882 gingen Betrieb und Verwaltung der Anhalter Bahn auf den preußischen Staat über.

Literatur:

B. u. s. E. Bd. 1, S. 160 f. — Nordmann, S. 8.

3. Die Berlin-Stettiner Eisenbahn

Die Pommersche Bucht, mit dem Haff tief in das Festland einschneidend, bot Seeschiffen die Möglichkeit, auf dem breiten Unterlauf der Oder stromaufwärts bis Stettin zu gelangen. Von hier bestanden engste Beziehungen zum Norden und Nordosten Europas. Durch diese günstige Lage wurde Stettin nicht nur der nächstgelegene Ostseehafen für Berlin, sondern auch für den mitteldeutschen Raum und für die schlesischen Industriegebiete. Frühzeitig setzten Bemühungen um eine Bahnverbindung nach Berlin ein, und nach längeren Verhandlungen erlangte am 12. 10. 1840 die Berlin-Stettiner Eisenbahn-Gesellschaft die Konzessionierung. Am 1. 8. 1842 wurde die Strecke Berlin-Eberswalde eröffnet. Am 15. 11. 1842 folgte Eberswalde-Angermünde, und seit dem 15. 8. 1843 wurde der Betrieb auf der ganzen Strecke bis Stettin durchgeführt. Berlin hatte damit die erste Schienenverbindung zum Meer erhalten.

1846 hatte die Gesellschaft die Bahn bis Stargard i. Po. verlängert. Dies war ein wertvoller Wechsel auf die Zukunft, denn am 10. 8. 1848 wurde in Verbindung mit der Stargard-Posener Eisenbahn-Gesellschaft die Gesamtstrecke Stettin-Kreuz-Posen in Betrieb genommen. Als am 27. 7. 1851 die Ostbahn die Strecke Kreuz-Bromberg eröffnete, ging der gesamte Bahnverkehr von Berlin nach dem Osten über Stettin-Stargard-Kreuz, wo der Übergang auf die Ostbahn erfolgte. Dies blieb so bis 1857, denn in diesem Jahre wurde die durchlaufende Verbindung Berlin-Frankfurt/O.-Küstrin-Kreuz betriebsfertig.

Ein weiterer Zugang zur Ostsee wurde mit der Bahn Angermünde-Stralsund geschaffen. Am 16. 3. 1863 begann der Betrieb auf der Strecke Angermünde-Prenzlau-Anklam. Die Reststrecke bis Stralsund folgte am 1. 11. 1863. Diese Route Berlin-Stralsund wurde wichtig durch die Verlängerung nach Rügen (Bäderverkehr!) und später besonders durch die 1909 geschaffene Fährschiffverbindung Saßnitz-Trelleborg, womit sie zu einem bedeutenden Verbindungsglied in dem großen deutsch-nordischen Transitverkehr nach Schweden und Norwegen wurde.

Die Angermünde-Stralsunder Bahn wurde in Paserow von der Stettin-Hamburger Bahn gekreuzt. Die Strecke Stettin-Paserow wurde am 16. 3. 1863 eröffnet. Die Fortsetzung bis zur Landesgrenze bei Strasburg/Uckermark folgte am 1. 1. 1867, wo mit dem gleichen Zeitpunkt auf den mecklenburgischen Bahnen Anschluß bis Kleinen (mit der Abzweigung bis Schwerin) gegeben war, der 1870 bis Lübeck (Hamburg) ausgedehnt wurde.

Von der Stettiner Bahn abzweigend, wurde 1867 der Schienenweg von Eberswalde über Freienwalde nach Wriezen eröffnet. Zehn Jahre später wurde die Linie weiter nach Süden bis Frankfurt/O. vorgetrieben. Da gleichzeitig die Strecke Freienwalde-Angermünde in Betrieb genommen wurde, ergab sich unter Benützung der vorhandenen Linie Freienwalde-Wriezen eine durchlaufende Verbindung Frankfurt/O.-Angermünde. Die Berlin-Stettiner Eisenbahn-Gesellschaft wurde durch diesen Bahnbau in die Lage versetzt, ab Frankfurt die aus Schlesien ankommenden Güter über Angermünde nach dem Ostseehafen Stettin auf eigenen Gleisen zu befördern. Der Bau war so beschleunigt worden, daß ab 15. 5. 1877 wenigstens der Güterverkehr aufgenommen wurde. Damit trat man dem Wettbewerb der Breslau-Schweidnitz-Freiburger Eisenbahn entgegen, die am gleichen Tage auf ihrer Strecke Breslau-Reppen-Küstrin-Stettin den Betrieb eröffnete.

Die sehr rührige Berlin-Stettiner Eisenbahn-Gesellschaft baute ferner in Pommern ein bedeutendes Netz aus, wobei die Strecke Stargard-Köslin(1859)-Stolp-Danzig (1870) besondere Erwähnung verdient, denn damit wurde in Verbindung mit der Strecke Berlin-Stettin-Stargard eine zweite Verbindung mit Danzig hergestellt.

Durch Gesetz vom 20. 12. 1879 wurde das gesamte Netz der Berlin-Stettiner Eisenbahn-Gesellschaft vom preußischen Staat übernommen.

Literatur:

B. u. s. E. Bd. 1, S. 175 f. — Roloff, Aus der Geschichte der Berlin-Stettiner-Eisenbahngesellschaft (Archiv f. Eisenbahnwesen, 39. Jg., 1916, S. 862—891).

4. Die Berlin-Frankfurter Eisenbahn, die Niederschlesisch-Märkische Eisenbahn und die Märkisch-Posener Eisenbahn

Die ersten Vorschläge zum Bau einer Bahn nach Frankfurt/O. gehen bis zum Jahr 1836 zurück. Aber erst 1840 wurde die Berlin-Frankfurter Eisenbahn-Gesellschaft konzessioniert. Im gleichen Jahr begannen die Bauarbeiten. Am 23. 10. 1842 wurde auf der ganzen Strecke der Personenverkehr, am 31. 10. 1842 der Güterverkehr aufgenommen.

Bei der Konzessionierung war das preußische Staatsministerium davon ausgegangen, daß die Bahn für den Messehandel Frankfurts von großer Wichtigkeit sei, zumal Leipzig schon im Besitz einer Bahnverbindung war. Im übrigen war bedacht worden, daß die Frankfurter Bahn den Anfang einer Schienenverbindung mit Breslau und Oberschlesien darstellt. Die Verbindung mit diesem großen Industriegebiet war natürlich von besonderem Wert.

Seit 1838 bestanden Pläne hierfür, die aber erst mit der Gründung der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahngesellschaft feste Formen annahmen. Diese erlangte am 27. 11. 1843 die Konzession für die Route Frankfurt-Guben-Gassen-Sorau-Kohlfurt-Liegnitz-Breslau mit einer Abzweigung nach Görlitz bis zur sächsischen Landesgrenze. Der preußische Staat beteiligte sich am Anlagekapital. Am 19. 10. 1844 wurde die Strecke Breslau-Liegnitz eröffnet, am 1. 10. 1845 folgte Liegnitz-Bunzlau.

und am 1. 9. 1846 Bunzlau-Frankfurt/O. Nun konnte der Eisenbahnverkehr zwischen Berlin und Breslau auf der ganzen Linie aufgenommen werden. Zugleich war damit eine durchgehende Gleisverbindung von Berlin bis zur Südostgrenze Schlesiens (Ratibor und Mysłowitz) vollendet, und vom folgenden Jahr ab hatte Berlin Schienenverbindung mit Wien über Breslau und Oderberg.

Zur einheitlichen Betriebsführung der ganzen Linie Berlin-Breslau hatte die Niederschlesisch-Märkische Eisenbahngesellschaft 1845 durch Ankauf die Berlin-Frankfurter Eisenbahn-Gesellschaft übernommen. Trotz der damit verbundenen größeren Wirtschaftlichkeit waren die Betriebsergebnisse unzureichend. Daher übernahm 1852 der preußische Staat die Gesellschaft. Eine Steigerung des Verkehrs ergab sich seit 1857 durch die Mitbenutzung der Gleise durch die Züge der Ostbahn infolge Eröffnung der Ostbahnstrecke Kreuz-Küstrin-Frankfurt/O. Dies fiel jedoch seit 1867 mit Eröffnung der direkten Berlin-Küstriner Strecke fort.

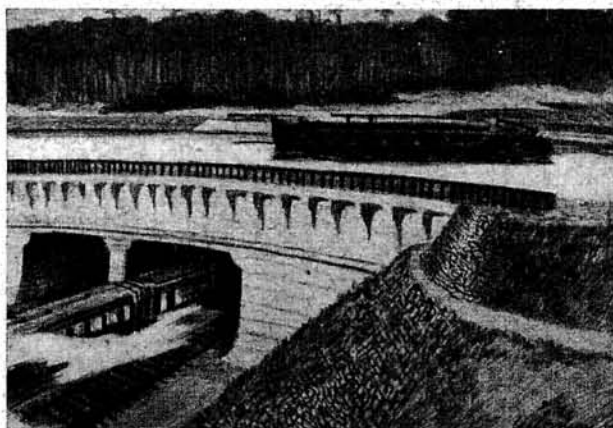
Ein Ausgleich hierfür bot sich aber, als 1870 durch die Märkisch-Posener Eisenbahngesellschaft die Bahn Frankfurt-Posen in Betrieb genommen wurde, denn damit ging der Verkehr von und nach Posen von der Ostbahn auf die Berlin-Frankfurter Strecke über. Die Gesellschaft hatte auch die Bahn Guben-Crossen-Züllichau-Bentschen (1870) gebaut, die von 1871/72 an den über Halle-Cottbus herankommenden Verkehr nach dem Osten weiterführte. — Durch Gesetz vom 28. 3. 1882 wurde die Gesellschaft verstaatlicht.

Literatur:

B. u. s. E. Bd. 1, S. 200 f. — Nordmann, S. 31—32.

5. Die Berlin-Hamburger Eisenbahn

Die Entstehung dieser Bahn ist mit dem Namen Friedrich List verbunden, der bereits 1835 einen Plan zur Verbindung Hamburgs mit Berlin (sowie mit Magdeburg und Leipzig) vorgelegt hatte. Dieser kam jedoch nicht zur Ausführung. In Fortsetzung der Bestrebungen wurde 1843 die Berlin-Hamburger Eisenbahn-Gesellschaft gegründet. Bei der Auswahl des Platzes für den in Berlin anzulegenden Bahnhof wirkten der Gartendirektor Lenné und der Major von Moltke (der spätere Generalfeldmarschall) mit.



Kreuzung des Großschiffahrtweges
und der Stettiner Bahn bei Eberswalde



Teilnehmerkarte

für die Eröffnungsfahrt Berlin - Eberswalde
der Stettiner Eisenbahn, 30. Juli 1842

Die Strecke führte von Berlin über Spandau-Nauen-Friesack-Neustadt/Dosse-Wittenberge-Hagenow-Büchen und fand in Bergedorf Anschluß an die seit 1842 im Betrieb befindliche Hamburg-Bergedorfer Eisenbahn. Am 15. 10. 1846 wurde die Strecke Berlin-Boizenburg eröffnet, ab 15. 12. 1846 wurde der Betrieb bis Hamburg durchgeführt. Von Hamburg bestand Bahnverbindung mit Glückstadt, Kiel und Rendsburg, während die wichtigsten mecklenburgischen Städte über Hagenow Anschluß bekamen, und zwar Schwerin 1847, Wismar 1848, Rostock 1850. Über Büchen wurde 1851 direkte Schienenverbindung mit Lübeck hergestellt.

Für Berlin war die Verbindung mit dem Nordseehafen Hamburg und dessen weitreichenden überseeischen Schiffs- und Handelsverbindungen von ganz besonderem Wert. Darüber hinaus verknüpfte die Berlin-Hamburger Bahn den Norden Europas durch die in Berlin gegebenen Anschlüsse mit Dresden, Prag, Breslau, Krakau, Wien und Triest.

Die Verstaatlichung der Berlin-Hamburger Bahn erfolgte gemäß Gesetz vom 17. 5. 1884. Auch die Hamburg-Bergedorfer Bahn wurde vom Staat übernommen.

Literatur:

B. u. s. E. Bd. 1, S. 210 f. — K. Dabelstein, Die Eisenbahnen Mecklenburgs (Mecklenburg, Ein deutsches Land im Wandel der Zeit, 1939, S. 267).

Mit der Hamburger Bahn waren in dem Zeitraum von 1838 bis 1846 fünf von Berlin ausgehende Bahnen — sämtlich von Privatgesellschaften — erbaut und in Betrieb genommen worden. Nun dauerte es rund zwanzig Jahre bis zur Eröffnung neuer Linien. In dieser zweiten Bauperiode tritt der Staatsbahngedanke in den Vordergrund.

6. Die Ostbahn

Ein Blick auf eine Karte mit den um 1850 vorhandenen Bahnen zeigt, daß östlich der 1848 eröffneten Strecke Stettin-Kreuz-Posen keinerlei Schienenwege bestanden. Politische und wirtschaftliche Gründe wiesen auf die Notwendigkeit hin, die jenseits der Weichsel liegenden preußischen Landesteile mit Berlin zu verbinden. Die Pläne hierfür waren seit 1842 Gegenstand ernster Fürsorge der Regierung. Der Versuch, hierfür wie bisher eine Privatgesellschaft zu gründen, schlug trotz vorgesehener Staatsbeihilfe fehl. Daher tauchte der Gedanke einer Staatsbahn auf. Die Auseinandersetzungen im

preussischen Landtag verzögerten jedoch jahrelang die Finanzierung. Am Rande bemerkt sei, daß in der Verhandlung am 8. 6. 1847 David Hansemann als erste Regel für eine ständische Versammlung betonte, es bei Geldsachen sehr genau zu nehmen. Er wurde hierbei zum Schöpfer des geflügelten — oft ungenau — zitierten Wortes „Bei Geldfragen hört die Gemütlichkeit auf.“

Erst am 7. 12. 1849 wurden die Mittel für den Bau der Ostbahn bewilligt, die damit die erste preussische Staatsbahn wurde. Am 27. 7. 1851 konnte die Strecke Kreuz-Schneidemühl-Bromberg eröffnet werden. Man fuhr damals von Berlin zunächst nach Stettin und benutzte von dort die Strecke über Stargard-Arnswalde bis Kreuz. Beide Strecken waren Privatbahnen. In Kreuz erfolgte dann der Übergang auf die staatliche Ostbahn. Im folgenden Jahr konnte dann der durchgehende Verkehr von Stettin über Kreuz-Schneidemühl-Bromberg-Dirschau-Danzig durchgeführt werden.

Immerhin wurde der Umweg über Stettin und die Benutzung zweier Privatbahnen als störend empfunden. Daher wurde die Strecke Kreuz-Küstrin-Frankfurt gebaut, die dort Anschluß an die bestehende Bahn nach Berlin fand. Dieses Teilstück Frankfurt-Küstrin-Kreuz wurde am 12. 10. 1857 dem Verkehr übergeben. Zugleich war der seit Jahren betriebene Bau der großen Brücken bei Dirschau und Marienburg so gefördert worden, daß sie ebenfalls zum vorgennannten Zeitpunkt in Benutzung genommen werden konnten. Mit ihnen wurde der Anschluß an die bereits vorhandenen ostpreussischen Strecken gewonnen und damit durchgehender Bahnverkehr von Berlin über Frankfurt-Küstrin-Kreuz-Bromberg-Dirschau bis Königsberg hergestellt. Drei Jahre später wurde das russische Bahnnetz bei Eydtkuhnen erreicht.

Der Umweg über Frankfurt fiel fort, als am 1. 10. 1867 die Strecke Berlin-Küstrin in Betrieb kam. Die Ostbahn diente neben dem örtlichen Verkehr auch zunehmend der Verbindung der großen preussischen Provinzen untereinander und wurde schließlich auch auf ihrer Strecke die Trägerin des Durchgangsverkehrs von Frankreich, Belgien, Holland, Nord- und Mitteldeutschland mit Rußland und Polen. Der weiteren Förderung aller dieser Verkehrsbeziehungen diente auch der Bau der letzten Abkürzungslinie Schneidemühl-Dirschau (1873).

Literatur:

B. u. s. E. Bd. 1, S. 223 f. — Nordmann, S. 13, 18, 27, 31. — Born, Die Entwicklung der königlichen Ostbahn (Archiv f. Eisenbahnwesen 34. Jg., 1911, S. 879 f., 1125 f., 1431 f.).

7. Die Berlin-Görlitzer Eisenbahn

Die Vorarbeiten für die Herstellung einer Bahnverbindung zwischen Berlin und den beiden Lausitzen gehen bis ins Jahr 1852 zurück. Nach fünf Jahren hatten sie soweit feste Formen angenommen, daß der Plan einer Linie Berlin-Lübben-Cottbus-Spremberg verfolgt werden konnte. Infolge politischer Schwierigkeiten konnten jedoch erst 1864 die Statuten der Berlin-Görlitzer Eisenbahngesellschaft, vorgelegt durch Dr. Strousberg, Berlin, und Bürgermeister Richtsteig, Görlitz, bestätigt werden.

Im Mai 1865 begann der Bau, der im Frühjahr 1866 im Hinblick auf die drohende Kriegsgefahr so gefördert wurde, daß die Strecke bis Cottbus bis zum 13. Juni notdürftig befahrbar fertiggestellt wurde. Mit dem 13. 9. 1866 begann der regelmäßige Betrieb mit Personenbeförderung Berlin-Cottbus, und am 31. 12. 1867 wurde der Betrieb auf der ganzen Strecke Berlin-Görlitz eröffnet.

Görlitz hatte zwar schon seit 1847 Verbindung mit Berlin über Kohlfurt-Guben-Frankfurt, aber die neue Linie über Cottbus hatte den Vorzug der verkürzten Strecke. Mit ihrer Zweigbahn Lübbenau-Kamenz stellte

sie neben den direkten Linien über Röderau und Elsterwerda eine dritte Bahnverbindung zwischen Berlin und Dresden her.

Das Netz der Berlin-Görlitzer Eisenbahngesellschaft verknüpfte sich bei Görlitz, Zittau und Kamenz mit den sächsischen Staatsbahnen. In den internationalen Verkehr zwischen den norddeutschen Seehäfen über Berlin mit Österreich wurde sie durch ihre Anschlußstrecken in Zittau und Seidenberg eingeschaltet, während sie an dem Verkehr von Berlin nach Schlesien und darüber hinaus mit der Strecke Berlin-Cottbus beteiligt war, die dort den Anschluß an die Linie Cottbus-Sorau-Breslau vermittelte.

Am 1. 5. 1882 wurde die Berlin-Görlitzer Eisenbahngesellschaft vom preussischen Staat übernommen.

Literatur:

B. u. s. E. Bd. 1, S. 257 f.

8. Die Eisenbahn von Berlin nach Lehrte

Den ersten Plan dieser Bahn legte 1863 der Bankier Adolf Hansemann vor. Schon bald traten die Konkurrenten in Erscheinung, die das Projekt heftig bekämpften. Es waren die Berlin-Potsdam-Magdeburger und die Magdeburg-Halberstädter Eisenbahn-Gesellschaft, die mit ihren Anträgen den Plan durchkreuzten. Zu ihnen kam noch die Berlin-Hamburger Eisenbahn-Gesellschaft, so daß schließlich vier Bewerber auftraten. Nach vielen Verhandlungen wurde 1867 der Magdeburg-Halberstädter Eisenbahngesellschaft für den Bau und Betrieb der Strecke Berlin-Rathenow-Stendal-Gardelegen-Lehrte mit der Abzweigung Stendal-Salzwedel-Ulzen die Konzession erteilt. Damit wurde für die Strecke Berlin-Minden-Köln eine Verkürzung um 60 km erzielt. Durch Fortfall der beiden damaligen Kopfstationen Magdeburg und Braunschweig ergab sich für die Schnellzüge eine Einsparung von zwei Stunden Fahrzeit. Die Vorarbeiten wurden sogleich eingeleitet, der große Brückenbau über die Elbe bei Hämerten im folgenden Jahre begonnen, und am 15. 3. 1870 wurde die Teilstrecke Stendal-Salzwedel dem Betrieb übergeben. Es folgten Spandau-Gardelegen am 1. 2. 1871, Berlin-Spandau am 15. 7. 1871, der Rest Gardelegen-Lehrte am 1. 11. 1871. Als am 15. 4. 1873 die Strecke Salzwedel-Ulzen-Langwedel eröffnet wurde, bekam Berlin damit eine verkürzte Bahn nach Bremen.

Mit der Verstaatlichung des ganzen Unternehmens der Magdeburg-Halberstädter Eisenbahngesellschaft im Jahre 1880 verlor auch die Lehrter Bahn ihre Selbständigkeit.

Literatur:

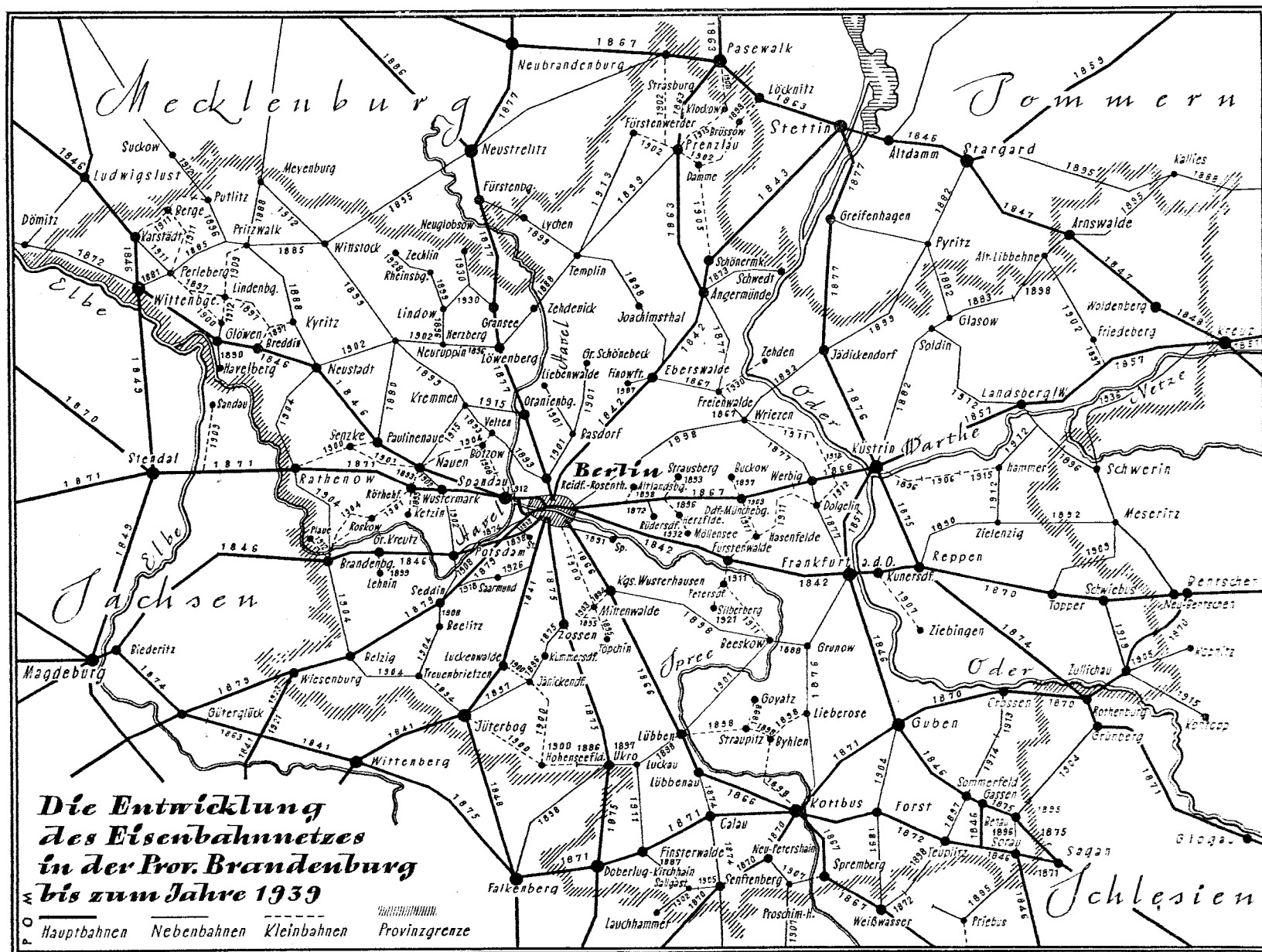
B. u. s. E. Bd. 1, S. 263 f.

9. Die Berlin-Dresdener Eisenbahn

Mit dem Jahr 1868 tauchten Pläne zur Herstellung einer verkürzten Bahn Berlin-Dresden auf. Aber erst 1872 wurde der Berlin-Dresdener Eisenbahngesellschaft die Konzession erteilt.

Die projektierte Strecke ermöglichte gegenüber der bisherigen Route eine um 14 km kürzere Verbindung und lief über Zossen-Dobrilugk/Kirchhain-Elsterwerda-Großenhain nach Dresden. Sie war nicht wie die bisherige Verbindung auf die Mitbenutzung der Gleise der Anhalter Bahn bis Jüterbog angewiesen und hatte vor allem den Vorzug der Betriebsführung durch eine einzige Verwaltung. Die ganze Strecke wurde am 17. 6. 1875 dem Verkehr übergeben.

Infolge der schon beim Bau entstandenen Finanzierungsschwierigkeiten übernahm der preussische Staat gegen Gewährung der Zinsbürgschaft für eine Anleihe im Jahre 1877 für Rechnung der Gesellschaft Betrieb und



Verwaltung der Bahn, die durch die Niederschlesisch-Märkische Eisenbahn ausgeübt wurden. 1887 wurde die Strecke Berlin-Elsterwerda verstaatlicht. Die anschließende Strecke bis Dresden ging ab 1. 4. 1888 an Sachsen über. Dies war der Schlußakt der großen Verstaatlichungsaktion.

In Berlin hatte die Gesellschaft ihren eigenen Bahnhof zwischen Potsdamer und Anhalter Bahnhof. Am 15. 10. 1882 wurde der Güterverkehr nach dem Anhalter Bahnhof verlegt; am 1. 2. 1883 folgte der Personenverkehr. Der Dresdener Bahnhof wurde aufgehoben.

Literatur:

B. u. s. E. Bd. 1, S. 269 f.

10. Die Berliner Nordbahn

Im Jahre 1844 bildete sich in Stralsund ein Verein mit dem Ziel, eine Bahnverbindung mit Berlin zu erreichen. Die Zeitumstände jedoch waren hierfür nicht günstig. Auch die in den nächsten Jahren von den verschiedensten Seiten her betriebenen Bemühungen, die auch zu wiederholten Konzessionierungen führten, standen unter einem ungünstigen Stern. Hinderlich war namentlich die 1861 konzessionierte Strecke Angermünde-Prenzlau-Stralsund, denn damit war die Notwendigkeit der angestrebten Strecke über Oranienburg-Neubrandenburg-Demmin stark in Frage gestellt, obwohl sie den Vorzug kürzester Verbindung zwischen Berlin und Stralsund bot.

Erst 1870 war es so weit, daß der Berliner Nordeisenbahngesellschaft die Konzession für die vorgenannte Linie erteilt werden konnte. Der Bau begann erst 1872, kam durch Geldschwierigkeiten ins Stocken, und schließlich drohte dem Unternehmen der Konkurs. Da ein Privatunternehmer zur Übernahme sich nicht fand, wurde die Bahn dem preußischen Staat angeboten. Gemäß dem Gesetz vom 9. 7. 1875 ging die Nordbahn in den Besitz des Staates über, der den Bau vollenden ließ.

So konnte endlich — 33 Jahre nach Beginn der ersten Bemühungen — die Teilstrecke Berlin-Neustrelitz-Neubrandenburg am 10. 7. 1877, der Anschluß bis Demmin am 1. 12. 1877 eröffnet werden, und am 1. 1. 1878 folgte die Schlußstrecke Demmin-Stralsund.

Als Güterbahnhof diente der südlich der Ringbahnstation Gesundbrunnen angelegte Nordbahnhof. Die Personenzüge fuhren zunächst vom Bahnhof Gesundbrunnen ab. Seit dem 1. 12. 1877 wurden die Personenzüge der Nordbahn vom Stettiner Bahnhof abgefertigt.

Die Nordbahn stieß in den großen Raum zwischen den Strecken Berlin-Angermünde-Stralsund und Berlin-Wittenberge-Hamburg vor und erschloß, direkt oder indirekt durch die gebotenen Anschlüsse, in Brandenburg, Mecklenburg und Pommern weite, vom Eisenbahnverkehr bisher gar nicht oder nur schlecht bediente Gebiete.

Infolge des Baues der Strecke Warnemünde-Rostock-Neustrelitz (1886) durch die Eisenbahn- und Dampfschiffs-Aktien-Gesellschaft Deutsch-Nordischer Lloyd, der gleichzeitig die Dampfschiffsverbindung Warnemünde-Gjedser gekauft hatte, bekam die Nordbahn eine zusätzliche Bedeutung, denn nunmehr lief die unmittelbare Verbindung zwischen Dänemark und Berlin auf ihrer letzten Teilstrecke Neustrelitz-Berlin über die Gleise der Nordbahn. Diese Bedeutung wurde noch gesteigert, als 1903 die Umwandlung des Dampfschiffsbetriebes in einen Dampffährenverkehr erfolgte. Dieser Trajektverkehr war das erste Unternehmen dieser Art in Deutschland, das größte damals in Europa. Nunmehr konnten durchlaufende Wagen Berlin-Kopenhagen in die D-Züge eingestellt werden, und im Güterverkehr wurden fortan Waggons ohne Umladung über die Ostsee befördert.

Literatur:

B. u. s. E. Bd. 1, S. 274 f. — M. Rehberg, Die Nordbahn, Brandenburg, 9. Jg., S. 250—251. — K. Dabelstein, Die Eisenbahnen Mecklenburgs in: Mecklenburg... (1939), S. 267. — J. H. Esselbrügge, Die Abhängigkeit des norddeutschen Eisenbahnnetzes von der Geländegestaltung. Archiv f. Eisenbahnwesen 1933, S. 1389/90.

11. Die Eisenbahn Berlin-Blankenheim (-Wetzlar)

Nach dem Krieg von 1870 ergab sich die Notwendigkeit, eine selbständige und unabhängige Verbindung zwischen den beiden großen staatlichen Eisenbahnnetzen im Osten und Westen zu schaffen. Die Bahn sollte von Berlin über Belzig-Güsten nach Blankenheim führen und hier Anschluß an die bestehende Strecke nach Kassel finden. Sie bildete damit ein wichtiges Glied einer von der russischen Grenze bei Eydtkuhnen bis zur französischen Grenze bei Metz durchgehenden, in den Händen des Staates befindlichen Bahn.

Die Mittel hierfür wurden 1873 bewilligt, mit dem Bau 1878 begonnen. Am 15. 4. 1879 wurde die Strecke Berlin-Blankenheim für den Güterverkehr, einen Monat später für den Personenverkehr in Betrieb genommen. Als städtischer Ortsgüterbahnhof in Berlin wurde der Güterbahnhof der Nordbahn an der Bernauer Straße mitbenutzt. Die Personenzüge wurden in Berlin zunächst auf dem Bahnhof der Dresdener Bahn an der Luckenwalder Straße abgefertigt, ab 1. 4. 1880 auf dem Potsdamer Bahnhof. Nach Eröffnung des Fernverkehrs auf der Stadtbahn wurden sie ab 15. 6. 1882 über diese nach Berlin eingeführt und endeten auf dem Schlesischen Bahnhof.

Literatur:

B. u. s. E. Bd. 1, S. 282 f.

B. Die Berlin nicht berührenden Fernbahnen

Wie vorstehend geschildert, liefen aus allen Richtungen, aus allen Teilen Deutschlands, aus allen europäischen Ländern in Berlin stark belegte Hauptbahnen zusammen und machten die Stadt zu einem Verkehrszentrum ersten Ranges. Berlins Schwerpunktlage brachte es mit sich, daß in der Provinz Brandenburg nur wenige Fernbahnen entstanden, die Berlin nicht berühren.

Durch den Osten, und zwar durch die Neumark, laufen zwei große Routen, die dem Verkehr zwischen Schlesien und dem Ostseehafen Stettin dienen. Es sind dies die Linien Stettin-Stargard-Kreuz-Posen-Breslau und Stettin-Küstrin-Reppen-Breslau (1856 bzw. 1877). Im Süden durchschneidet seit 1871/72 die Bahn Halle-Cottbus-Guben bzw. Sorau die Niederlausitz. Sie führt den Verkehr aus West- und Südwestdeutschland heran. Von Guben wird dieser über Züllichau-Bentschen (1870) nach dem Osten weitergeleitet. Im Norden hat die Uckermark Anteil an der seit 1870 auf ihrer ganzen Länge betriebenen Strecke Stettin-Hamburg, mit der das Mittelglied der Norddeutschland durchquerenden Ost-Westlinie geschaffen wurde. Den Nordwesten der Provinz erreicht die Strecke Magdeburg-Wittenberge (1849), welche den aus Sachsen über Leipzig kommenden Verkehr nach Norden leitet und in Wittenberge an die Berlin-Hamburger Bahn anschließt. Den südlichsten Ausläufer der Niederlausitz streift mit nur wenigen Kilometern die Oberlausitzer Eisenbahn Falkenberg-Kohlfurt (1874).

Auf alle diese Strecken wird weiter unten im Zusammenhang mit der Entwicklung des Netzes in den einzelnen Teilen der Provinz näher eingegangen werden.

C. Der Berliner Stadt-, Ring- und Vorortverkehr

1. Die alte Verbindungsbahn

Von den von Berlin ausgehenden Bahnen hatte jede ihren eigenen Bahnhof. Pläne zu deren Verbindung untereinander tauchten schon 1844 auf, kamen aber nicht zur

Ausführung. Vorübergehende militärische Erfordernisse brachten es dann mit sich, daß seit Herbst 1850 eine energische Förderung betrieben wurde und die Verbindungsbahn als eingleisige Ringbahn vom Staat erbaut werden konnte. Die Teilstrecke Stettiner Bahnhof-Anhalter Bahnhof wurde am 15. 9., der Rest am 15. 10. 1851 in Betrieb genommen. Sie lief in Straßenhöhe vom Stettiner Bahnhof über Brandenburger Tor, Königgrätzer und Skalitzer Straße zum Frankfurter (Schlesischen) Bahnhof. Damit war eine durchlaufende Verbindung vom Stettiner über Hamburger, Potsdamer und Anhalter zum Frankfurter Bahnhof gegeben. Anhalter und Potsdamer Bahnhof waren schon 1850 durch ein Gleis verbunden.

Nunmehr bestand unter allen in Berlin einmündenden Bahnen eine Schienenverbindung. Es konnte jetzt ein Austausch der Betriebsmittel erfolgen, Waggonladungen wurden von Bahnhof zu Bahnhof unter Fortfall des kostspieligen Umladens überführt. Auch Stückgut wurde befördert.

1866 wurde auch die damals eröffnete Görlitzer Bahn angeschlossen. In den Kriegsjahren 1864, 1866 und 1870 fuhrn Züge mit Truppen über die Verbindungsbahn. Die damals aufblühende Maschinenindustrie nahm die Gelegenheit zu Fabrikanschlüssen wahr, und die Lokomotivfabriken und Waggonbauanstalten benutzten die Bahn zur Überführung neuer Lokomotiven und Wagen.

Immerhin war die Verbindungsbahn ihrer ganzen Anlage nach ein Provisorium. Sie behinderte stark den Straßenverkehr, woran auch die 1864 erfolgte Verlegung des Betriebes in die Nachtstunden nichts änderte. Mit der Inbetriebnahme der neuen Ringbahn wurde die Beförderung durchgehender Züge auf der Verbindungsbahn eingestellt. Nur die Strecke vom Frankfurter Bahnhof bis zu den Gasanstalten an der Gitschiner Straße blieb als Kohlenbahn bestehen¹⁾.

2. Die Berliner Ringbahn

Da die in Anlage und Betrieb noch sehr dürtige Verbindungsbahn den Verkehrsansprüchen in keiner Weise gewachsen war, entstand 1865 der Plan einer die Stadt in weitem Kreise umschließenden leistungsfähigen Gürtelbahn, die auch die entfernt liegenden Orte Pankow, Weißensee, Lichtenberg, Rixdorf (Neukölln), Tempelhof, Schöneberg, Wilmersdorf, Schmargendorf und Charlottenburg in den Verkehr mit einbeziehen sollte, denn man wollte damit der Berliner Bevölkerung die Möglichkeit bieten, außerhalb des Stadtbezirkes billigere Wohnungen zu beziehen.

Die Mittel wurden 1867 bewilligt. Baugrundschwierigkeiten und der Krieg 1870/71 verzögerten jedoch die Ausführung. Erst am 17. 7. 1871 wurde die Strecke von



Nächtlicher Kohlentransport auf der alten Verbindungsbahn
Zeichnung von Hans Baluschek, 1896

Moabit über Stralau bis Schöneberg für den Güterverkehr in Betrieb genommen; am 1. 1. 1872 folgte der Personenverkehr. Nach fast weiteren sechs Jahren wurde die Schlußstrecke Schöneberg-Moabit am 15. 11. 1877 eröffnet. Damit war der Ring geschlossen.

Die Bahn verlief auf Dämmen oder in Einschnitten, also ohne den Fußgänger- und Wagenverkehr zu behindern. Die Strecke war doppelgleisig; von vornherein war Grund und Boden für den späteren viergleisigen Ausbau erworben. Die in Berlin einmündenden Bahnen hatten Verbindungsgleise zur Ringbahn erhalten. Außer den Stationen und Haltestellen für den Personenverkehr waren verschiedene Ringbahn-Güterbahnhöfe und Anschlußgleise für die Industrie angelegt worden.

Mit der Vollendung der Stadtbahn erfolgte eine vollständige Änderung des Personenzugverkehrs der Ringbahn, weil aus Ring- und Stadtbahn zwei Ringe, Nord- und Südring, gebildet wurden⁵⁾.

3. Die Berliner Stadtbahn

Der Baurat August Orth hatte 1871 den Plan zu einer quer durch die Stadt führenden Bahn entworfen. Über verschiedene Etappen kam es 1873 zur Bildung der Berliner Stadteisenbahngesellschaft. Finanzierungsschwierigkeiten führten zur Übernahme des Unternehmens durch den preußischen Staat, der seit 1878 den Bau auf eigene Kosten weiterführte.

Die Aufgabe der Bahn war klar erkannt: Verbindung der einzelnen Fernbahnhöfe untereinander, Verwendung als Verkehrsmittel zwischen den einzelnen Stadtteilen, enger, wechselseitiger Verkehr mit der Ringbahn und schließlich Verkehr mit den Vororten. Ausschließlich für den Personenverkehr bestimmt, diente das eine Gleispaar dem Stadt-, Ring- und Vorortverkehr, das andere dem Fernverkehr. Da vollständig schienerefreier Verkehr vorgesehen war, wurde sie als Viaduktbahn gebaut, die vom Frankfurter (Schles.) Bahnhof quer durch die Stadt nach Charlottenburg führen und dort die von Westen kommende Wetzlarer Bahn aufnehmen sollte. Da eine annähernd gradlinige Verbindung nahe den Hauptverkehrsstraßen wegen der dichten Bebauung nicht möglich war, wurde der alte Festungsgraben zugeschüttet. Auf ihm gelangte die Bahn fast bis zur Friedrichstraße. In einem nach Norden ausholenden Bogen wurde die Strecke am Schloß Bellevue vorbei zum Zoologischen Garten und weiter nach Charlottenburg geführt. Von hier wie auch bei Stralau liefen die Verbindungen zur Ringbahn.

An der Spitze der bauleitenden Behörde stand als Schöpfer des Werkes der Oberbaurat Dirksen. Der 1875 begonnene Bau hatte mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden. Erst am 7. 2. 1882 konnte der Betrieb auf den Stadtbahngleisen, am 15. 5. 1882 auf den Ferngleisen beginnen. Der Stadtverkehr wurde zunächst hauptsächlich zwischen dem Schlesischen Bahnhof und Bahnhof Zoologischer Garten gefahren; nur einzelne Züge wurden bis Charlottenburg und Westend durchgeführt.

Der über die Stadtbahn laufende Vorortverkehr endete in Müncheberg, später Strausberg, in Erkner, später Fürstenwalde, in Potsdam und in Spandau, später Nauen. 1885 wurden die Vorortzüge der Görlitzer Bahn über die Stadtgleise geleitet; sie endeten in Grünau und Königs Wusterhausen. Güterverkehr war nicht vorgesehen, aber nach Fertigstellung der Markthalle am Alexanderplatz wurden seit 1886 nachts Züge mit Lebensmitteln zum Gleisanschluß der Halle gefahren.

Die folgenden Jahrzehnte haben erwiesen, daß mit der Stadtbahn in Verbindung mit der Ringbahn weit vorausschauend ein Verkehrsunternehmen geschaffen wurde,

das den Anforderungen der werdenden Großstadt voll entsprach. Mögen auch manche Wünsche unvollständig erfüllt worden sein, so kann doch gesagt werden, daß einerseits die Bewältigung des innerstädtischen Massenverkehrs und des damit zusammenhängenden Vorortverkehrs erfolgte, während andererseits die Aneinanderreihung der Fernbahnhöfe in direkter Verbindung mit der Stadtbahn Fern- und Nahverkehr eng verband⁶⁾.

4. Die Wannseebahn

Zu derselben Zeit, als mit der ersten Teilstrecke der Ringbahn 1871 der Personenverkehr mit den Nachbarorten in bescheidenem Umfang aufgenommen wurde, realisierten sich auch die seit 1869 betriebenen, auch von Prinz Friedrich Karl geförderten Bestrebungen, die entstehenden Landhaussiedlungen Alsen und Düppel an eine Bahnverbindung anzuschließen, die in Zehlendorf von der Potsdamer Bahn abzweigen und in Kohlhasenbrück, dem späteren Neubabelsberg, wieder in die Stammbahn einmünden sollte. Nach der 1871 erfolgten Genehmigung begann die Potsdam-Magdeburger Eisenbahngesellschaft mit dem Bau der Strecke Zehlendorf-Kohlhasenbrück, die am 1. 6. 1874 als ältere Wannseebahn eröffnet wurde.

Der schon damals bestehende Plan, die Strecken Berlin-Zehlendorf und Neubabelsberg-Potsdam viergleisig auszubauen, stieß auf finanzielle Schwierigkeiten. Erst nach Verstaatlichung der Bahn und unter dem Druck des wachsenden Verkehrs konnte 1891 unter Mitbenutzung der älteren Wannseebahn die ganze Strecke Berlin-Zehlendorf-Wannsee-Neubabelsberg-Potsdam dem Verkehr übergeben werden. In Berlin war neben dem Potsdamer Bahnhof eine neue Kopfstation, der Wannseebahnhof, erbaut worden. Auch in Potsdam endete die neue Wannseebahn in einer Kopfstation des Empfangsgebäudes⁷⁾.

5. Der Ausbau des Stadt-, Ring- und Vorortbahnnetzes

Die Zunahme des Verkehrs hatte für den Potsdamer Bahnhof die Trennung von Fern-, Ring- und Vorortverkehr und damit die Anlage eines neuen Anschlusses bis zur Ringbahn notwendig gemacht. In diesem Zusammenhang entstand auch der 1891 eröffnete Potsdamer Ringbahnhof⁸⁾.

Mit der vollständigen Verlegung der Stettiner Bahn bis Pankow erfolgte auch die Umgestaltung des Stettiner Bahnhofs, mit der 1895 begonnen wurde. Für den Vorortverkehr wurde neben dem Fernbahnhof der Stettiner Vorortbahnhof errichtet⁹⁾.

Am 15. 11. 1891 wurde die Strecke Niederschöneweide/Johannisthal-Spindlersfeld für den Personenverkehr, am 1. 4. 1892 für den Güterverkehr in Betrieb genommen. Sie brachte dem südlichen Teil der Stadt Köpenick wesentliche Verkehrserleichterungen und vermittelte der anliegenden Industrie den Bahnanschluß¹⁰⁾.

In den Raum zwischen der Nordbahn und der Berlin-Hamburger Bahn stieß die von der Nordbahn abzweigende Nebenbahn Schönholz-Velten-Kremmen vor. Sie wurde am 1. 10. 1893 eröffnet, und auf ihr galt der Vortariff zunächst bis Tegel, seit 1908 bis Velten. Die Industrie, namentlich die Kachel- und Ofenfabrikation in Velten — daher im Volksmund die Bezeichnung „Töpferbahn“ — wurde ebenso gefördert wie die Bautätigkeit in dem für Siedlungszwecke geeigneten Gelände¹¹⁾.

Zur Entlastung des Görlitzer Bahnhofes wurde von dem Rangierbahnhof Niederschöneweide ein Verbindungsstrang zur Ringbahn gebaut, der bei Neukölln einmündete. Die Strecke, 1896 in Betrieb genommen, diente zunächst nur dem Güterverkehr. Der Vorortverkehr auf ihr wurde am 1. 7. 1910 eröffnet¹²⁾.

1901 wurde die Verbindungsbahn in Betrieb genommen, die zwischen dem Bahnhof (Kietz-) Rummelsburg und dem Rangierbahnhof Rummelsburg abzweigte und westlich Kaulsdorf in die Ostbahn einmündete. Über diese Strecke wurden nun die Vorort- und Fernzüge der Ostbahn geleitet.

Der Ortsverkehr mit Spandau war zunächst gering. Seit 1880 wurden täglich einige Omnibuszüge gefahren. Die Berlin-Hamburger Eisenbahn-Gesellschaft hatte 1882 eine bei Ruhleben abzweigende Anschlußstrecke nach Charlottenburg gebaut, über die eine Zeitlang die Fernzüge, später eine Anzahl Vorortzüge der Hamburger Bahn zur Stadtbahn gefahren wurden. Als um die Jahrhundertwende der Verkehr zwischen Spandau und Berlin stärkeren Umfang annahm, wurden besondere Vorortgleise gelegt, die von der vorerwähnten Strecke beim anzulegenden Bahnhof Heerstraße in westlicher Richtung abzweigten und über Bahnhof Pichelsberg nach Spandau führten. Damals entstanden die Rennbahn und das erste Stadion, auch die Villenkolonie an der Heerstraße, deren Verkehrsbedürfnisse ebenso zu erfüllen waren wie die des Ausflugsverkehrs in diesen Teil des Grunewaldes. Der Bahnhof Rennbahn (Reichssportfeld) wurde am 23. 5. 1909 für den beschränkten Verkehr eröffnet, die gesamte Strecke Heerstraße-Spandau am 5. 9. 1911¹⁰⁾.

Als der große Waldfriedhof in Stahnsdorf entstand, wurde die Strecke Wannsee-Stahnsdorf von der Berliner Stadtsynode gebaut und am 3. 6. 1913 in Betrieb genommen. Sie hat über den eigentlichen Zweck hinaus wesentlich zur Förderung des Siedlungsbaues im umliegenden Gebiet beigetragen, insbesondere die Entstehung der Kolonie Dreilinden begünstigt¹¹⁾.

Das immer stärkere Ansteigen des Berliner Verkehrs legte es nahe, vom Dampflokomotivbetrieb auf den elektrischen Antrieb überzugehen. Hierzu kam es aber erst nach dem ersten Weltkrieg. Seit dem 8. 8. 1924 wurde als erste die Strecke Berlin Stettiner Bahnhof-Bernau elektrisch betrieben. Es folgten die Strecken nach Oranienburg 1925 und nach Velten 1927. In den Jahren 1928/29 wurde das ganze Stadt- und Ringbahnnetz und ein großer Teil der Vorortstrecken auf den elektrischen Antrieb umgestellt; 1933 folgte die Wannseebahn. Der Antrieb durch Triebwagen hatte eine völlige Neugestaltung des



Berlin, Bhf. Friedrichstraße
Holzschnitt um 1885

Fahrzeugparkes zur Folge. Die Steigerung der Geschwindigkeit und Erhöhung der Zugfolge bewirkten eine wesentliche Verkehrszunahme¹²⁾.

1927 wurde mit dem Bau der Strecke Jungfernheide-Gartenfeld begonnen, da der Bahnhof Fürstenbrunn nicht mehr ausreichte. Mit den Bahnhöfen Wernerwerk und Siemensstadt dient sie sowohl dem Berufsverkehr der dortigen elektrischen Großindustrie als auch den Bewohnern der gleichnamigen Großsiedlung. Berufs- und Siedlungsverkehr gelten auch für den Endbahnhof Gartenfeld, der zugleich eine Eingangspforte in die Jungfernheide mit starkem Ausflüglerverkehr bildet. Die von Anfang an elektrisch betriebene Strecke führt über eine Dammschüttung und einen 800 Meter langen eisernen Viadukt und wurde am 18. 12. 1929 eröffnet¹³⁾.

Es wurde zunehmend als ein großer Mangel empfunden, daß es im Stadtbahnverkehr an einer durchgehenden Nordsüdlinie fehlte, die einen direkten Verkehr zwischen dem Stettiner und Potsdamer bzw. Anhalter Bahnhof herstellte. Mit dem Bau dieser schwierigen, unterirdisch geführten Strecke wurde 1933 begonnen. 1936 wurde der Betrieb auf der Strecke Stettiner Bahnhof-Unter den Linden aufgenommen. 1939 folgte die Reststrecke, zunächst bis Bahnhof Potsdamer Platz, sodann bis über den Anhalter Bahnhof hinaus. Die den Nordring beim Bahnhof Gesundbrunnen kreuzenden, von Norden kommenden Vorortzüge fahren kurz vor dem Stettiner Bahnhof in die Tunnelstrecke ein, die sie hinter



Letzter Dampfbzug
auf der Wannseebahn, 14. Mai 1933

dem Anhalter Bahnhof wieder verlassen in der Richtung auf die Bahnhöfe des Südringes Schöneberg und Papestraße, von denen sie ihren im Süden liegenden Endzielen zustreben. Fast alle großen Fernbahnhöfe hatten damit S-Bahn-Anschluß erlangt. Der Stettiner Vorortbahnhof, der Potsdamer Ringbahnhof und der Wannseebahnhof wurden nicht mehr benötigt; sie schlossen ihre Pforten¹⁴⁾.

Literatur:

¹⁾ B. u. s. E. Bd. 1, S. 236 f. — ²⁾ ebenda, S. 304f. — ³⁾ ebenda, S. 313 f. — ⁴⁾ ebenda, S. 158 f., 347 f. — ⁵⁾ ebenda, S. 333. — ⁶⁾ ebenda, S. 369. — ⁷⁾ ebenda, S. 356. — ⁸⁾ ebenda, S. 370. — Stat. Jbch. Bln., S. 100/101. — ⁹⁾ B. u. s. E. Bd. 1, S. 356. — Stat. Jbch. Bln., S. 101. — ¹⁰⁾ B. u. s. E. Bd. 1, S. 223. Paul Voigt, Grundrente und Wohnungsfrage in Berlin und seinen Vororten, Jena 1901 (Darin S. 159—183: Die Entwicklung der Verkehrsmittel, namentlich der Vorortbahnen). — A. Hengsbach, Zwischen Spandau und Berlin. Aus der Geschichte des Berliner Nahverkehrs (Der Bär von Berlin, 5. Folge, 1955, S. 109—119). — Giese, Der neue Bahnhof Rennbahn im Grunewald bei Berlin und die Herstellung besonderer Vorortgleise zwischen Bahnhof Heerstraße und Spandau (Zentralbl. d. Bauverw. 1910, S. 537 f., S. 557 f.). — ¹¹⁾ Roloff, Die Friedhofsbahn Wannsee—Stahnsdorf (ebenda 1914, S. 586 f., S. 590 f.). — ¹²⁾ Hundert Jahre deutsche Eisenbahnen, S. 245. — ¹³⁾ J. Kuhnke, Die Bewältigung des Verkehrs von Berlin nach Siemensstadt (Zentralbl. d. Bauverw. 1928, S. 569 f.). — J. Kuhnke, Inbetriebnahme der Berliner Vorortstrecke von Jungfernhöhe nach Gartenfeld (ebenda 1930, S. 84). — ¹⁴⁾ Grabski, Die Berliner Nordsüd-S-Bahn. Untergrundbahn Stettiner Bahnhof—Anhalter Bahnhof (ebenda 1937, S. 495—506, 1938, S. 503—528, 1939, S. 581—597).

D. Die Bedeutung des Berliner Vorortverkehrs

Die Ringbahn hatte, als sie 1872 auf der damals bestehenden Teilstrecke Moabit-Stralau-Schöneberg in sehr bescheidenem Umfang die Personenbeförderung aufnahm, die Nachbarorte in die erste nähere Verbindung zu Berlin gebracht und damit jene Bewegung eingeleitet, die zur Trennung von Arbeits- und Wohnplatz führte. Auf eine neue Grundlage wurde der Berliner Verkehr gestellt, als 1882 durch die Eröffnung der Stadtbahn in Verknüpfung mit der Ringbahn mit dem Anfang eines Schnellverkehrs begonnen wurde.

Entscheidend für den Vorortverkehr wurde jedoch das Jahr 1891 durch die Einführung des Vororttarifes. Die Bahnhöfe an den Strecken von Berlin nach Strausberg (Rüdersdorf), Fürstenwalde, Königs Wusterhausen, Zossen, Gr. Lichterfelde (Ost), Werder, Grunewald, Nauen, Oranienburg und Bernau wurden als Vorortstationen erklärt. Mit den Wochen- und Monatskarten wurde die Besserung der Wohnungsverhältnisse erreicht, denn stärker als bisher wurden Wohn- und Arbeitsplatz getrennt.

Der Vorortverkehr wurde weiter verlängert bis Spindlersfeld 1892, Tegel 1893, Velten 1908, Stahnsdorf 1913, Wünsdorf 1914, Beelitz Heilstätten und Wustermark 1921, Gartenfeld 1929, Werneuchen und Teltow 1938.

Entsprechend den ständig gesteigerten Anforderungen wurden die Strecken stärker ausgebaut, neue Stationen eingeschaltet, die Zugfolge und die Geschwindigkeit namentlich seit Einführung des elektrischen Antriebes wesentlich erhöht. Mit diesem gut durchgebildeten Verkehrswesen wurde der gewaltige Strom der Arbeitskräfte als sog. Pendelwanderung von und nach Berlin bewältigt, während die Hinausverlegung von Berliner Industriebetrieben einen schwächeren Gegenstrom der Pendelwanderer zur Folge hatte. Zu diesem Berufsverkehr kam der Ausflüglerverkehr mit starken Belastungsspitzen am Wochenende.

Dieser Vorortverkehr vor allem ist es, der die engen Beziehungen von und nach Berlin geknüpft hat. Er schuf die Grundlagen für den starken Einfluß, den die Hauptstadt auf die Außenzone ausübt. An den von Berlin ausstrahlenden Bahnlinien bauten sich immer neue Siedlungen als Wohngebiete auf und schlossen vielfach die Randstädte an das Baugebiet von Berlin an. So erwuchs ein weiter Lebensraum um den großstädtischen Mittelpunkt. Spandau und Köpenick, so sehr sie in manchen

Zügen ihr Eigengepräge bewahrten, wurden schließlich so mit Berlin verknüpft, daß sie 1920 in die damals geschaffene Gesamtgemeinde Berlin einbezogen wurden. Die alten Städte Strausberg, Bernau, Oranienburg, Nauen, Potsdam und Zossen kamen hinsichtlich Wirtschaft und Verkehr mehr oder weniger in ein Abhängigkeitsverhältnis zu Berlin. Dieser Vorortverkehr durchdrang selbst das siedlungsarme Waldgebiet östlich Erkner bis zu der am weitesten vorgeschobenen Station Fürstenwalde. Überall bis zu den Endpunkten verspürte man noch die von Berlin ausgehenden Impulse. Häufig schlossen sich an den Endstationen Kleinbahnen an oder Autobuslinien; bestes Beispiel für letztere ist Potsdam. So wurden diese Endstationen mehr oder minder wiederum Verkehrsanziehungspunkte für das umliegende Gebiet.

Gewisse Unzulänglichkeiten, namentlich die fehlenden Querverbindungen in dem ungleichmäßig geknüpften Netz, lassen erkennen, wie schwer es wurde, die immer größer werdenden Entfernungen zu beherrschen.

Die von Berlin ausgehenden Kleinbahnen, so wichtig sie namentlich in ihren Anfangsstrecken für den Siedlerverkehr sind, spielen im Vorortverkehr keine Rolle. Sowohl die Mittenwalder Bahn von Neukölln aus, die Niederbarnimer Bahn von Wilhelmsruh aus als auch die von Spandau ausgehende Osthavelländische Kreisbahn lassen die Züge nur in größeren Abständen verkehren; sie sind ihrem ganzen technischen Aufbau nach nicht für einen Schnellverkehr geeignet.

Das Gesetz vom 27. 4. 1920 schuf die Gesamtgemeinde Berlin, in der acht Städte, 59 Landgemeinden und 27 Gutsbezirke in 20 Verwaltungsbezirken vereinigt wurden. Weit über das damit zusammengefaßte Gebiet greift der Vorortverkehr hinaus. Die als S-Bahn vereinigten Stadt-, Ring- und Vorortbahnstrecken haben in dem hier geschilderten Umfang mit rund 200 S-Bahnhöfen eine Länge von etwa 500 Kilometern.

Literatur:

B. u. s. E. Bd. 2, S. 84 f. — F. Leyden, Groß-Berlin, Geographie der Weltstadt, 1933. — E. Wiebel, Die Städte am Rande Berlins. (Forsch. z. deutsch. Landeskunde, Bd. 65) 1954.

E. Die Güter-Umgehungsbahn um Berlin

Die Versorgung der Großstadt mit Waren des täglichen Bedarfs, insbesondere mit Lebensmitteln, sodann die Erfordernisse der Industrie, zwangen auch dem Güterverkehr außergewöhnliche Maße auf. Da Berlin sich zu Deutschlands zweitgrößtem Binnenhafen entwickelte, wurde durch Schienenanschlüsse zu den Wasserstraßen und Hafenanlagen für ausreichende Umschlagsmöglichkeiten gesorgt. Um die überfüllten Ortsbahnhöfe im Innern der Stadt zu entlasten, wurde ein Kranz von Vorbahnhöfen für den Güterverkehr im Umkreis von Berlin geschaffen. Schon um 1900 entstanden auf der außerordentlich beanspruchten Ringbahn und den mit ihr in Verbindung stehenden Verschiebebahnhöfen wiederum Schwierigkeiten, zumal außer dem gesteigerten Ortsgüterverkehr auch der Durchgangsgüterverkehr große Anforderungen stellte. Daher wurde zur Entlastung des Güterverkehrs der Ringbahn mit dem Bau einer Güter-Umgehungsbahn begonnen. Sie bewältigt, ihrem Zweck entsprechend, vor allem den durchlaufenden Güterverkehr, dient aber auch der wirtschaftlichen Förderung des von ihr durchzogenen Gebietes, wobei sich die Personenbeförderung, soweit betrieben, in den bescheidenen Verhältnissen des Ortsverkehrs bewegt. Zunächst wurde der westliche und anschließend der südliche Abschnitt in Angriff genommen.

Die Strecke Nauen-Wildpark wurde 1902 eröffnet; es folgten 1904 Treuenbrietzen-Beelitz Stadt, 1908 Beelitz Stadt-Wildpark. 1908 wurde auch der Verschiebebahnhof Wustermark fertig. Oranienburg-Nauen wurde 1915 dem Betrieb übergeben. In der Folge wurde aber die von

Wildpark kommende Strecke beim Verschiebebahnhof Seddin nach Kreuzung der Wetzlarer Bahn mit einer Kurve neben dieser bis Michendorf geführt. Damit fiel der Strecke bis Treuenbrietzen die Rolle einer Zubringerlinie zu.

Die Strecke Michendorf-Saarmund wurde 1918 eröffnet. Erst 1926 konnte die Fortsetzung bis Großbeeren an der Anhalter Bahn in Betrieb genommen werden. Der Bau der Reststrecke bis Grünau wurde weiter betrieben.

Literatur:

Die Güterumgehungsbahn von Berlin (Zentralbl. d. Bauverwaltg. 1916, S. 107/108).

F. Die Entwicklung des Eisenbahnnetzes in den einzelnen Teilen der Provinz

1. Der Nordwesten

Prignitz, Ruppín, Havelland

Die ersten Bahnen dieses Gebietes wurden 1846 in Betrieb genommen. Es waren die Berlin-Hamburger Bahn über Spandau-Nauen-Neustadt/Dosse-Wittenberge und die Berlin-Potsdam-Magdeburger Bahn, welche zwar über eine längere Strecke durch die Zauche führte, aber die zum Havelland gehörigen Städte Potsdam, Werder und Brandenburg an den Schienenstrang anschloß. Nach längerer Pause folgten die beiden weiteren Hauptbahnen, nämlich 1871 die Lehrter Bahn, die zwischen Spandau und Rathenow das Havelland durchzieht, und schließlich 1877 die Nordbahn, die für den Osten des Kreises Ruppín Bedeutung gewann.

Erst 1888 kam es zu einem die PRIGNITZ von Süden nach Norden durchziehenden Schienenstrang mit der Staatsbahn Neustadt/Dosse-Kyritz-Pritzwalk-Meyenburg. Sie fand mit der Grenzüberschreitung Anschluß an die Strecken Meyenburg-Plau (1886/87) und Plau-Güstrow (1882), die einen durchgehenden Verkehr bis in die Mitte Mecklenburgs gestatteten.

Eine Westost-Verbindung Wittenberge-Neustrelitz, bereits 1864 geplant, kam nur langsam und in Abschnitten in Betrieb, und zwar 1881 Wittenberge-Perleberg (Wittenberge-Perleberger Eisenbahn-Gesellschaft), 1885 Perleberg-Wittstock, 1895 Wittstock-Buschhof (beide: Prignitzer Eisenbahn-Gesellschaft). Damit war die Landesgrenze erreicht. Über diese hinaus wurde die Bahn durch die Mecklenburgische Friedrich-Wilhelm-Eisenbahn nach Strasburg/Uckermark fortgeführt. Durch Zusammenfassung der Strecken konnten schließlich durchlaufende Züge Wittenberge-Neustrelitz-Strasburg gefahren werden.

Die Hamburger Bahn, ursprünglich über Fehrbellin, Kyritz, Perleberg geplant, hat die Verkehrs- und Wirtschaftsverhältnisse stark beeinflußt. Die an ihr liegenden Stationen entwickelten einen regen Güterverkehr. Die Streckenführung, abweichend von der Route der Berlin-Hamburger Chaussee, ließ Perleberg, die alte Hauptstadt der Prignitz, abseits liegen und verhalf dem bis dahin unbedeutenden Wittenberge zu einem ungeahnten Aufschwung. Die hier gebotene glückliche Verbindung zwischen dem Schienenstrang und der Wasserstraße der Elbe führte zu einem erheblichen Güterumschlag, schuf die Voraussetzungen für die nun entstehende bedeutende Industrie und machte Wittenberge sowohl zu einem beachtlichen Eisenbahnknotenpunkt als auch zur größten und betriebsamsten Stadt der Prignitz. Schon 1849 wurde die über Stendal nach Magdeburg führende Strecke eröffnet. 1872 folgte Wittenberge-Lenzen-Lüneburg, 1881 begann der bereits erwähnte Bau der auf Neustrelitz zielenden Linie mit der Teilstrecke Wittenberge-Perleberg. Aber Perleberg konnte mit dieser von ihr selbst

erbauten Bahn den Rückgang ihres Wirtschaftslebens nicht mehr aufhalten. Auch Havelberg, einst der Zugang zur Prignitz von Westen her, war längst zu einer stillen Stadt geworden, und der erst 1890 hergestellte Anschluß an die Hamburger Bahn durch eine Stichbahn nach Glöwen konnte hieran nichts ändern. Die von Süden von Schönhausen (Lehrter Bahn) herankommende Kleinbahn endete südlich der Stadt in Sandau. Die damit entstehende Lücke von etwa fünf Kilometern wurde nicht geschlossen; Havelberg war hoffnungslos zwischen die Maschen des Eisenbahnnetzes geraten. Lenzen erging es wie Perleberg; es blieb durch die Führung der Hamburger Bahn abseits liegen und bekam nur durch die bereits genannte Nebenbahn Wittenberge-Lüneburg Anschluß an den Schienenweg.

Putlitz erhielt 1896 als letzte Stadt der Prignitz Bahnanschluß durch die von Pritzwalk herankommende Linie. 1912 wurde sie bis Suckow verlängert, wo ihr auf mecklenburgischer Seite die Bahn Parchim-Suckow entgegenkam.

Um den besonderen Bedürfnissen der Landwirtschaft zu entsprechen, begann die Prignitzbahn mit dem Bau und Betrieb von Kleinbahnen auf Rechnung der Kreise. Es wurden eröffnet als Schmalspurbahn die Strecken Perleberg-Viesecke-Lindenberg-Kyritz mit Abzweigung Rehfeld-Bredin (1897), Viesecke-Glöwen (1900), Pritzwalk-Lindenberg (1909) — die Teilstrecke Lindenberg-Kuhdorf bereits 1907 — und Lindenberg-Kreuzweg (1912).

Normalspurig gebaut wurde die Kleinbahn Perleberg-Karstädt-Berge-Perleberg (sog. Kreisringbahn) mit Abzweigung Berge-Putlitz (1911).

Durch dieses stark verästelte Kleinbahnnetz erhielten die ertragreichen Böden der Prignitz günstige Verbindungen und Anschlüsse zu den Hauptlinien).

Im benachbarten RUPPIN blieb die Entwicklung des Bahnverkehrs zunächst stark zurück, denn die beiden Hauptbahnen, die Hamburger (1846) und die Nordbahn (1877) streiften das Gebiet nur im Westen und im Osten. Privater Initiative war es vorbehalten, die Verbindungsfäden des weiteren Ausbaues zu spinnen. Erst 1880 gelang es, der Kreisstadt Neuruppin eine Verbindung mit Berlin durch die Paulinenaue-Neuruppiner Eisenbahn (im Volksmund als „Stille Pauline“ bezeichnet) zu schaffen. Nachdem 1893 die Staatsbahn Berlin-Kremmen eröffnet war, lag es nahe, hieran Anschluß zu suchen. Dies geschah durch die Kremmen-Neuruppin-Wittstocker Eisenbahn (1899), die damit in den Nordosten der Prignitz gelangte. Ihre Verlängerung fand sie 1912 durch die Strecke Wittstock-Freyenstein-Meyenburg. Die Kremmen-Wittstocker Eisenbahn, die das Land von Südosten nach Nordwesten als vollspurige Nebenbahn durchzieht, ist das Rückgrat des Ruppiner Bahnnetzes geworden.

Der Anschluß an die Nordbahn wurde 1896 durch die Strecke Löwenberg-Herzberg-Lindow hergestellt; die Verlängerung nach Rheinsberg folgte 1899. Um die fruchtbaren Gebiete im westlichen Ruppín anzuschließen, wurde die Strecke Neustadt/Dosse-Neuruppin-Herzberg erbaut (1902). Unter Benutzung der Strecke Herzberg-Löwenberg war damit die Verbindung zwischen Hamburger und Nordbahn hergestellt; von Löwenberg war anschließend über Templin-Prenzlau der Ostseehafen Stettin zu erreichen. Bei dem Städtchen Neustadt/Dosse an der Hamburger Bahn entstanden durch die dort beginnende Staatsbahn nach Meyenburg, die vorerwähnte Kleinbahn nach Neuruppin und die nach Süden führende Brandenburgische Städtebahn umfangreiche Gleisanlagen.

Bis zum Jahre 1923 waren alle Privatbahnen nach und nach in der Ruppiner Eisenbahn A.G. zusammengefaßt, die in dem zentral gelegenen Neuruppin ihren Sitz hatte. Von hier strahlten die Bahnen in fünf Richtungen aus.

Die letzten Erweiterungen des Netzes brachten die Fortsetzung der Strecke nach dem zur Prignitz gehörigen Zechlin; diese Strecke Rheinsberg-Zechlin wurde 1928 in Betrieb genommen. 1930 folgte die Eröffnung der Stechlinseebahn. Sie beginnt bei Gransee an der Nordbahn und führt über Schulzendorf nach Neuglobsow. Von Schulzendorf wurde eine Abzweigung nach Lindow hergestellt, die den Anschluß nach Rheinsberg und über Herzberg nach Neuruppin vermittelt.

Eine Fortsetzung der in Zechlin und Neuglobsow endenden Bahnen nach Norden zum Anschluß an die Strecke Wittenberge-Neustrelitz erfolgte nicht. Das dazwischen liegende Wald- und Seengebiet, schon immer siedlungsarm, das seit Jahrhunderten Mecklenburg und Ruppin trennt, erwies wiederum seinen Grenzcharakter²⁾.

Die Berlin-Potsdam-Magdeburger Bahn (1838 bzw. 1846) legt zwar innerhalb der Provinz Brandenburg die längste Strecke auf dem Boden der Zauche zurück, aber die von ihr berührten Städte Potsdam, Werder und Brandenburg liegen doch im HAVELLAND. Dagegen führt die Lehrter Bahn (1871) von Spandau bis Rathenow quer durch das Havelland, und auch die Hamburger Bahn durchzieht von Spandau bis über Friesack hinaus haveländischen Boden.

Während diese Fernstrecken hauptsächlich dem Verkehr zwischen Berlin und dem Westen und Nordwesten dienen, ist der Nordsüd-Verkehr anders geartet. Die Brandenburgische Städtebahn mit ihrer rund 125 km langen, fast einen Halbkreis schlagenden Strecke führt von Neustadt/Dosse über Rhinow-Rathenow-Pritzerbe-Brandenburg-Belzig nach Treuenbrietzen (1904), wo sie einen zweifachen Anschluß findet. Sie stellt also vom Land Ruppin über das Havelland Verbindung mit der Zauche her, verschafft einem großen, bisher abseits liegenden Gebiet Anschluß an den Schienenverkehr und eröffnet den Zugang zu den benachbarten großen ostwestlichen Bahnlinien. Eine weitere, kürzere Nordsüd-Linie ergibt sich durch den von Oranienburg über Kremmen-Nauen-Wildpark bis in die Zauche führenden Güter-Außenring.

Das vorstehend skizzierte Netz der Hauptlinien wird ergänzt durch mehrere Kleinbahnen. Die A. G. Osthaveländische Kreisbahnen eröffnete 1893 die Strecke Nauen-Röthehof-Ketzin Hafen. Es folgten 1904 Nauen-Bötzow-Velten, 1908/09 Bötzow-Spandau Johannesstift und 1912 die Reststrecke bis Spandau-West. Die Westhaveländischen Kreisbahnen eröffneten 1901 die Strecken Röthehof-Brandenburg Krakauer Tor und 1904 Roskow-Brandenburg Altstadt. Der Raum zwischen der Lehrter und Hamburger Bahn wurde durch die Linien Rathenow-Senzke-Paulinenaue und Senzke-Nauen (1900 und 1901) erschlossen.

Diese Kleinbahnen dienen dem örtlichen Verkehr, vorzugsweise der Landwirtschaft; sie sind aber auch für die anliegende Industrie zur Herstellung von Fabrikanschläusen, zum Beispiel in Spandau, von Bedeutung, ebenso in Ketzin für die Ziegeleien und für die Zuckerfabrik.

Im Havelland wechseln ausgedehnte Bruchflächen mit dazwischen liegenden Plateaus ab. Fast alle Städte sind Paßstädte; sie liegen am Rande von Plateaus oder von Niederungen umgeben. Diese alten Übergangsorte werden nun wieder von den Bahnen benutzt, und ihre ursprüngliche Funktion kommt damit erneut zur Geltung.

Für die Technik des Bahnbaus bedeutete die Überquerung der großen Bruchflächen kein Hindernis mehr. So kommt es, daß die großen Hauptlinien zwar in der Richtung, aber doch mehr oder weniger abseits der alten Fernhandelsstraßen verlaufen und damit wichtige Plätze ihre Verkehrsbedeutung verloren wie Fehrbellin, das seit alter Zeit ein wichtiger Zugang zum Havelland von Norden her war und an der Berlin-Hamburger Poststraße lag. Immerhin haben alle Städte Bahnanschluß bekommen. Nur Plaue, ein Eingangstor von Westen her zum Havelland, über das ein wichtiger Postkurs von Magdeburg nach Berlin lief, blieb ohne Bahnverbindung und mußte sich mit einer Straßenbahn nach Brandenburg begnügen.

Die alte Chur- und Hauptstadt Brandenburg, ursprünglich Übergang in vier an sich scharf gesonderte Bezirke, bekam schon früh (1846) durch die Berlin-Magdeburger Bahn Anschluß an das Schienennetz im Ostwest-Verkehr. Der Nordsüd-Verkehr freilich wurde noch lange vernachlässigt. Erst die Brandenburgische Städtebahn (1904) schuf hier Abhilfe. Kleinbahnen führten örtlichen Verkehr zu. Im Verein mit der aufblühenden Großindustrie entwickelte sich eine lebhaftere Wirtschaft. Die früher so wichtige von Magdeburg über Brandenburg quer durch das Havelland über Tremmen-Wustermark nach Spandau führende Straße ist freilich völlig eingegangen. Wie die Magdeburg-Berliner Chaussee wurde auch die Eisenbahn vom Havelland in die Zauche verlegt.

Die alte Bedeutung Rathenows als Havelübergang in Westost-Richtung ist geblieben, wie die Führung der Lehrter Bahn erweist³⁾.

Literatur:

¹⁾ B. u. s. E. Bd. 1, S. 144 f., 210 f., 263 f., 274 f. — Johannes Schultze, Die Prignitz 1956, S. 303—305. — G. Kohlmetz, Das Eisenbahnnetz der Prignitz und seine Entwicklung (Heimatkalender f. d. Prignitz 1927, S. 77—82). — K. Dabelstein, Die Eisenbahnen Mecklenburgs (Mecklenburg . . . , 1939, S. 267—270). — ²⁾ R. Heinrich, Die Entwicklung des Eisenbahnwesens im Kreise Ruppiner (Ruppiner Kreis-Kalender 1925, S. 88—103). — Hoffmann, Vom Bau der Eisenbahn Rheinsberg-Zechlin (ebenda 1930, S. 96—98). — ³⁾ 25 Jahre Brandenburgische Städtebahn (Heimatkalender f. d. Kreis Zauch-Belzig 1930, S. 51—61). — Burdard, Die Verkehrswege und ihre Entwicklung im Kreise Westhavelland (Kalender d. Kr. Westhavelland 1911, S. 59—64). — Himbeck, Die Kleinbahnen im Kreise Osthavelland (Kal. f. d. Kr. Osthavelland 1910, S. 82—87). — M. Rehberg, Der Schienenweg Oranienburg-Kremmen-Nauen (Kal. f. d. Kr. Niederbarnim 1917, S. 99—102).

2. Der Nordosten Barnim, Lebus, Uckermark

Dieses Gebiet durchziehen, strahlenförmig von Berlin ausgehend, vier große Fernbahnen. Als erste wurden 1842 die Stettiner Bahn über Bernau-Eberswalde-Angermünde und die Frankfurter Bahn über Fürstenwalde eröffnet. Von Frankfurt wurde 1857 über Lebus die Verbindung mit Küstrin zur Ostbahn hergestellt. 1863 wurde die von Angermünde abzweigende, durch den Norden der Uckermark über Greiffenberg und Prenzlau nach Stralsund führende Linie in Betrieb genommen. Als weitere Fernstrecke folgte das letzte Teilstück der Ostbahn Berlin-Küstrin (1866 Küstrin-Gusow, 1867 Berlin-Gusow) und schließlich erst 1877 die Nordbahn über Oranienburg¹⁾.

Die von der Stettiner Bahn abzweigende Linie Eberswalde-Freienwalde-Wriezen, 1867 eröffnet, wurde 1877 bis Frankfurt/O. verlängert. Da zu diesem Zeitpunkt auch Angermünde-Freienwalde in Betrieb genommen wurde, ergab sich eine durchlaufende Verbindung Angermünde-Frankfurt. Diese vom Süden der Uckermark durch den Osten des BARNIM bis in den Süden des Kreises LEBUS führende Linie vermittelte zahlreichen, bisher abseits liegenden Ortschaften den Bahnanschluß.

Ein neuer Zugang zur Neumark wurde 1892 mit der schnurgerade durch das Oderbruch laufenden Strecke Wriezen-Jäddickendorf geschaffen, die Anschluß an die Bahn Küstrin-Stettin fand. Es folgte 1898 die Strecke Berlin-Werneuchen-Wriezen, die ein bisher vom Bahnverkehr noch nicht berührtes Gebiet erschloß. Wriezens zentrale Bedeutung für das Oderbruch wurde schließlich durch den 1911/12 erfolgten Anschluß an die Oderbruchbahn unterstrichen.

Die Kleinbahn Eberswalde-Schöpfung (Finowfurth) mit Abzweigung nach Messingwerk wurde wichtig für die am Finowkanal entstandene Industrie (1907).

Nur von örtlicher Bedeutung ist die erst 1930 eröffnete Strecke Freienwalde-Zehden, die unter Benutzung einer Brücke bei Hohen Wutzen in die Neumark hinüberführt. Den gleichen Oderübergang nahm 1815 der große Postkurs Berlin-Königsberg i. Pr. wahr, der von Berlin über Werneuchen, Freienwalde, Zehden, Königsberg/Neumark weiter durch Pommern nach Ostpreußen gelangte. Dieser wichtige Straßenzug kam im Zeitalter der Eisenbahnen völlig zum Erliegen.

Das Gebiet zwischen der Nordbahn und der Stettiner Bahn wurde durch die Reinickendorf-Liebenwalde-Groß-Schönebecker Eisenbahn (Niederbarnimer Eisenbahn) erschlossen (1901). Sie bewältigt den Güterverkehr der anliegenden Industrie, ermöglicht die Holzabfuhr aus den großen Wäldern und führt zahlreiche Ausflügler durch landschaftlich schöne Gebiete (Heidekrautbahn!). Die Besiedlung an den Strecken ist durch sie stark gefördert worden. Ihr ist auch die ausschließlich dem Güterverkehr dienende Industriebahn Tegel-Friedrichsfelde angegliedert (Friedrichsfelde-Blankenburg 1907, Rest bis Tegel 1908).

Es hat lange gedauert, bis der große Raum zwischen den beiden gleichzeitig (1842) eröffneten Bahnen Berlin-Eberswalde und Berlin-Frankfurt durch eine weitere Linie dem Bahnverkehr geöffnet wurde. Dies geschah 1866/67 durch die schon erwähnte letzte Teilstrecke der Ostbahn Berlin-Küstrin. Da sie manche alte Plätze abseits liegen ließ, wurden diese durch Zweigbahnen verbunden. So entstanden 1893 Strausberg Ostbhf.-Strausberg Stadt und 1898 Hoppegarten-Alt Landsberg. Die so wichtigen Kalksteinbrüche von Rüdersdorf wurden schon 1872 durch eine Bahn nach Fredersdorf angeschlossen. Die 1896 eröffnete Kleinbahn Strausberg-Herzfelde dient dem Transport der Frachtgüter der Ziegeleien von Herzfelde und Hennickendorf; sie wurde 1932 bis Möllensee verlängert.

Weite landwirtschaftlich wichtige Gebiete erhielten Schienenanschluß durch die in großen Windungen vom Barnim in den Kreis Lebus führende Oderbruchbahn Wriezen-Golzow-Dolgelin-Seelow-Hasenfelde-Fürstenwalde mit den Abzweigungen Friedrichsaue-Genschmar und Hasenfelde-Müncheberg-Stadt (1911, letzte Teilstrecke Sachsendorf-Dolgelin 1912).

Müncheberg Stadt wurde mit Dahmsdorf-Müncheberg 1909 verbunden. Die Bahn von Buckow nach Dahmsdorf-Müncheberg wurde schon 1897 gebaut. Bei der bereits eingeleiteten Durchführung des Berliner Vorortverkehrs bis Dahmsdorf-Müncheberg verweigerten die Gemeinden Buckow und Müncheberg den vom Staat geforderten Zuschuß, so daß der Vorortverkehr bis Strausberg zurückverlegt werden mußte. Die Ablehnung ist auf die Geschäftsleute beider Ortschaften zurückzuführen, die befürchteten, daß der billige Vorortverkehr die Einwohner veranlassen könnte, ihre Einkäufe in Berlin vorzunehmen.



Bahnhof Zehden/Oder
während des Hochwassers März 1940

Auch Alt-Landsberg und Strausberg waren durch die Führung der Ostbahn in eine Verkehrsisolierung geraten. Beide Städte waren im Mittelalter unter ganz anderen Voraussetzungen gegründet. Alt-Landsberg hatte nun trotz der Nähe der Großstadt über die schlechtesten Verkehrsmöglichkeiten zu Berlin zu klagen. Die Kleinbahn nach Hoppegarten bot nur in großen Abständen eine Verbindung. Zwar entstand in der Richtung auf die Ostbahn die große Streusiedlung Alt-Landsberg-Süd. Aber unberührt hiervon bewahrte sich die alte Stadt mit ihrer Ringmauer den Charakter eines kleinen Landstädtchens.

Auch Strausbergs abseitige Lage wurde durch die Kleinbahn zur Ostbahn nur wenig gemildert. Zwar ist es im Gegensatz zu Alt-Landsberg nicht ohne Industrie, hat durch seine landschaftlich schöne Lage Anteil am Ausflugsverkehr und bildet den wirtschaftlichen Mittelpunkt seiner Umgebung. Aber zu einer nennenswerten Weiterbildung ist es nicht gekommen.

Der Süden des Gebietes hatte schon frühzeitig (1842) mit der Frankfurter Bahn Schienenanschluß bekommen. Angesichts der etwas abseitigen Lage Fürstenwaldes im Netz der Überlandstraßen war dies für die Stadt von großen wirtschaftlichen Folgen, denn damit wurde die Förderung der Industrie geboten. Dazu gesellten sich die schon erwähnten, nach Norden führenden Kleinbahnen, die in ihren Endpunkten bis Dahmsdorf-Müncheberg und Wriezen reichten. Die alte Funktion Fürstenwaldes als Spree-Übergang kam durch die nach Beeskow führende Kleinbahn erneut zur Geltung.

Bei Frankfurt nähern sich Lebus und Sternberger Höhenland bis auf zwei Kilometer Entfernung. Die Stadt war schon im Mittelalter ein Knotenpunkt im Straßennetz und für den Handel von größter Bedeutung; später brachten die Messen ein lebhaftes Geschäft. Dieser Oderengpaß zog nun durch seine günstigen geographischen Voraussetzungen die Schienenwege an und machte Frankfurt zu einem Verkehrssammler ersten Ranges. Freilich mußte die Stadt einen Betrag von 50 000 Talern aufwenden, um zu erreichen, daß der Anschluß der Breslauer Strecke nicht, wie anfangs geplant, westlich Frankfurt bei Briesen, sondern bei Frankfurt selbst erfolgte (1846)²⁾.

Als in den Jahren 1842/43 die Strecke Berlin-Angermünde-Stettin eröffnet wurde, bekam der südöstliche Teil der UCKERMARK seinen ersten Schienenstrang und damit Verbindung mit der Hauptstadt Berlin und dem Ostseehafen Stettin. Rund zwanzig Jahre später (1863) kam die Strecke Angermünde-Prenzlau-Stralsund in Betrieb. Damit erhielt Prenzlau, die Hauptsadt der Uckermark, den Anschluß an eine durchlaufende Fernstrecke.

Zu diesen beiden großen Nordsüd-Strecken gesellte sich nun die dem Ostwest-Verkehr dienende Linie Stettin-Lübeck-Hamburg. Sie wurde in Teilstrecken in Betrieb gesetzt, und zwar 1863 Stettin-Pasewalk, 1867 Pasewalk bis zur mecklenburgischen Landesgrenze bei Strasburg, wo sich gleichzeitig Fortsetzung bis Kleinen (Schwerin) und seit 1870 bis Hamburg bot. Zwar streift diese Linie nur die nördlichen Ausläufer der Uckermark. Aber das nur wenig nördlich von Prenzlau liegende pommersche Pasewalk mit der Kreuzung der Strecken Berlin-Stralsund und Stettin-Hamburg bot gute Anschlüsse.

Nach Fertigstellung dieser drei großen Fernlinien begann der Ausbau des uckermärkischen Schienennetzes. 1873 erhielt Schwedt mit Angermünde Verbindung durch eine Stichbahn. 1877 wurde die Bahn Angermünde-Oderberg-Freienwalde eröffnet und über die südlich anschließende Strecke eine Verbindung bis Frankfurt/O. hergestellt.

Nur zögernd und in zeitlichem Abstand folgte der Südwesten und Westen. Hierfür wurde die außerhalb der Uckermark verlaufende Nordbahn wichtig, als 1888 die Strecken Löwenberg-Templin, 1899 bis Prenzlau verlängert, und 1898 Britz-Templin, 1899 bis Fürstenberg/Mecklbg. fortgesetzt, in Betrieb genommen wurde. 1913 folgte Templin-Fürstenwerder.

In der nördlichen Uckermark, die mit ihren landwirtschaftlichen Großbetrieben als Kornkammer der Mark einen Ruf hatte, begann um die Jahrhundertwende die Anlage eines Kleinbahnnetzes mit Prenzlau als Mittelpunkt. 1898 bereits war Brüssow durch die Kleinbahn nach Löcknitz an die Stettin-Hamburger Strecke angeschlossen worden. 1902 wurden die Strecken Prenzlau-Damme-Brüssow, Prenzlau-Strasburg und Prenzlau-Fürstenwerder dem Verkehr übergeben. 1905 folgte die Abzweigung Damme-Schönermark und schließlich Prenzlau-Klockow mit Güterverkehr ab 1915, mit Personenverkehr ab 1916. Nur für den Güterverkehr wurde bereits 1908 die Kleinbahn Klockow-Pasewalk in Betrieb genommen.

Durch das Bahnnetz wurden Prenzlau und Angermünde zu wichtigen Knotenpunkten der Schienenwege; sie verknüpften den Durchgangs- mit dem Lokalverkehr. Templin wurde Schnittpunkt der Strecken Löwenberg-Prenzlau und Eberswalde-Fürstenberg/Mecklbg. Den Anschluß an eine große durchgehende Linie hat die Stadt freilich nicht erreicht. Das Städtchen Strasburg, seit alters das Eingangstor vom Nordwesten zur Uckermark, wurde Station an der Fernlinie Hamburg-Stettin. Hier endete auch die von Wittenberge über Neustrelitz herankommende Strecke, und schließlich erhielt der Ort noch Kleinbahnverbindung mit Prenzlau.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts konnte man auf zwei Postkursen von Berlin nach Stettin fahren. Der erste führte über Eberswalde-Angermünde-Schwedt-Vierraden. Durch den Bau der Stettiner Bahn blieben die beiden letztgenannten Städte abseits liegen. Schwedt mußte sich mit einer Stichbahn nach Angermünde begnügen, und Vierraden blieb ohne Anschluß an den Schienenweg.

Der andere Postkurs berührte Oranienburg, Zehdenick, Templin, Prenzlau, Brüssow und führte über den alten Paß von Löcknitz nach Stettin. Die von Löwenberg ausgehende Bahn folgt ab Zehdenick dieser seit dem späten Mittelalter vielbenutzten Straße bis Prenzlau. Bis hier ist also der alte Verkehrszug, wenn auch in vermindertem Umfang, noch wirksam. Von Prenzlau aber besteht nur auf Umwegen Kleinbahnverbindung über Brüssow nach Löcknitz an der Hamburg-Stettiner Bahn. Erst von Brüssow ab läuft der Schienenweg annähernd in Richtung der alten Straße³⁾.

Literatur:

¹⁾ B. u. s. E. Bd. 1, S. 175f., 182 f., 223 f., 274 f. — ²⁾ R. Schmidt, 100 Jahre Eisenbahn Berlin—Eberswalde—Angermünde—Stettin (Oberbarnimer Kreis-Kal. 1942, S. 18—20). — G. Mirow, Eine Fahrt auf der Oderbruchbahn (Kal. d. Kr. Lebus 1914, S. 71—80). — M. Krügel, Buckow im Lande Lebus 1957, S. 64. — A. Giertz, Bausteine zu einer Geschichte des Barnim . . . 1901—1905, I, S. 739, 817/818. — K. H. Wels, Zur Geschichte des Strausberger Verkehrswesens (Mitt. d. Ver. f. Heimatkunde Strausbergs Nr. 5, 1922, S. 10—11). — Kleinbahn Freienwalde—Zehden (Oder). Festschrift anl. d. Betriebseröffnung 1930. — Ein Vierteljahrhundert Reinickendorf—Liebenwalde—Groß Schönebecker Eisenbahn (Kal. f. d. Kr. Niederbarnim 1927, S. 28—32). — Die Industriebahn Tegel—Friedrichsfelde und Hafen Tegel (ebenda 1914, S. 40—45). — M. Rehberg, Zur älteren Geschichte der Haupteisenbahnlinien unseres Kreises (ebenda 1925, S. 40 f.). — ³⁾ E. Fürstenau, Die Prenzlauer Kleinbahnen (Heimatkal. f. d. Kr. Prenzlau 1929, S. 194 f.).

3. Der Süden

Zauche, Jüterbog-Luckenwalde, Teltow, Beeskow-Storkow und Niederlausitz

Die erste Bahn Preußens führte von Berlin über den Teltow nach Potsdam (1838). Sie diente dem Verkehr zwischen beiden Städten und kam für den Fernverkehr erst in Betracht, als sie 1846 durch die Zauche bis Magdeburg geführt wurde. Als erste Fernbahn Preußens gilt vielmehr die Anhalter Bahn (1841), die von Berlin über Trebbin-Luckenwalde-Jüterbog unser Gebiet durchzog. Die Berlin-Breslauer Bahn (1846) tritt kurz hinter Frankfurt in den östlichen Teil der Niederlausitz ein und durchfährt diesen in südlicher Richtung bis über Sorau hinaus. Es dauerte nun zwanzig Jahre, bis eine neue Bauperiode mit der Görlitzer Bahn (1866/67) eingeleitet wurde. Ihr folgten 1875 die Dresdener Bahn über Dobrilugk/Kirchhain und 1879 die Wetzlarer Bahn über Belzig. Alle diese Strecken sind auf Berlin orientiert. Abweichend hiervon übernimmt den Westost-Verkehr die den Süden des Gebietes durchquerende Bahn Halle (Leipzig)-Falkenberg-Cottbus-Guben bzw. Sorau (1871/72). Zwischen diesen Hauptbahnen wurde ein ausgedehntes Netz von Neben- und Kleinbahnen geknüpft¹⁾.

Die Berlin-Magdeburger Bahn (1846) berührt zwar den Nordrand der ZAUCHE, aber von Bedeutung für diese ist nur die Station Groß-Kreutz wegen der hier abzweigenden Kleinbahn nach Lehnin (1899). Dagegen durchzieht die Wetzlarer Bahn (1879) das riesige Waldgebiet der Zauche in seiner ganzen Länge und erreicht über Belzig und Wiesenburg die Provinzgrenze. Kurz hinter Wiesenburg zweigt sich das erst 1923 vollendete Verbindungsglied nach Roßlau-Dessau ab (Roßlau-Meinsdorf-Jeber Bergfrieden 1921, Rest bis Wiesenburg 1923). Hiermit wurde der bis dahin fehlende Anschluß an die wichtige Strecke Magdeburg-Dessau-Leipzig erreicht.

Die von Norden kommende Brandenburgische Städtebahn (1904) gelangt über Belzig nach Treuenbrietzen. Ebenfalls aus nördlicher Richtung gelangt die Güterumgehungsbahn bei Caputh in die Zauche. Sie biegt beim Verschiebehof Seddin um und führt über Michendorf quer durch den Teltow über Großbeeren nach Grünau. Der südliche Ausläufer dieser Umgehungsbahn reicht über Beelitz Stadt bis Treuenbrietzen. Jüterbog-Treuenbrietzen wurde 1894 in Betrieb genommen.

So wurde Treuenbrietzen zum Knotenpunkt dreier Linien, aber es liegt an keiner Fernstrecke. Vorher führte der wichtige Postkurs von Halle und Leipzig nach Berlin über Treuenbrietzen und Beelitz. Beide Städte verloren ihre durch die Jahrhunderte behauptete Verkehrsbedeutung durch die östlich vorbeiführende Anhalter Bahn. Wandel der Zeiten!)

Der benachbarte Kreis JÜTERBOG-LUCKENWALDE war schon seit 1841 durch die Anhalter Bahn an den Schienenweg angeschlossen worden, und seit 1848 zweigte sich von ihr bei Jüterbog die Strecke nach Dresden ab. Jüterbog bekam noch eine zusätzliche Verbindung mit Berlin durch die über den Teltow herankommende Militärbahn, deren Betrieb vollständig durch die Eisenbahntrope erfolgte. Diese Bahn begann mit eigenem Bahnhof in Schöneberg, lief neben den Gleisen der Dresdener Bahn bis Zossen und schwenkte dort zum Bahnhof Schießplatz Kummersdorf ab (1875). Sie wurde fortgesetzt bis Jänickendorf 1896, bis Jüterbog 1897. Nach dem ersten Weltkrieg wurde die Strecke bis Zossen aufgegeben und der von hier nach Jüterbog führende Teil von der Reichsbahn übernommen.

Das östlich Jüterbog liegende Gebiet wurde durch die Jüterbog-Luckenwalder Kreisbahn erschlossen (1900) mit den Strecken Jüterbog-Hohen Seefeld-Dahme und Luckenwalde-Hohen Seefeld, ferner Dahme-Görsdorf. Von Dahme aus stellte die Dahme-Ukroer Eisenbahn schon seit 1886 die Verbindung zur Berlin-Dresdener Bahn her.

In dem durch Fernbahnen gut bedienten Kreis TELTOW wurde der Raum zwischen der Dresdener und Görlitzer Bahn durch Kleinbahnen weiter zugänglich gemacht. Es wurden eröffnet 1894 Königs Wusterhausen-Mittenwalde; Mittenwalde-Töpchin mit Abzweigung Gallun-Schöneicher Plan (1895). Es folgten 1900 Neukölln-Mittenwalde, 1903 Weiterführung nach Schöneicher Plan. Diese Kleinbahnen wurden wichtig für die Berliner Industrie am Teltowkanal (zahlreiche Fabrikanschlüsse), ferner für die Landwirtschaft des Kreises, weiter für die Ziegeleien bei Töpchin und Schöneicher Plan und schließlich für den Ausflüglerverkehr.

Mittenwalde galt im Mittelalter als Zugang vom Teltow zur Lausitz. Aber mit dem Bau der abseits verlaufenden Chausseen verlor es seine alte Verkehrsbedeutung, und es hat den Anschluß an die großen Fernbahnen nicht mehr erreicht. Nur die Kleinbahn ist die letzte Erinnerung an alte Verkehrsgewohnheiten. Die Dresdener Bahn nimmt erst von Baruth ab, aber nur streckenweise und auch mit Abweichungen, die Richtung der alten Dresdener Poststraße auf.

Das alte Städtchen Teltow, gleichen Namens wie das Land, litt schon lange unter den veränderten Verkehrsverhältnissen. Als die Anhalter Bahn 1841 eröffnet wurde, führte sie an Teltow in einiger Entfernung vorbei. Eine Haltestelle, nur für den Fernverkehr, wurde erst 1901 eingerichtet. Der Teltowkanal brachte einige Industrie, für deren Güterverkehr als Anschluß zur Anhalter Bahn die Industriebahn Teltow 1909 in Betrieb genommen wurde. Als Siedlungsgebiet der Berliner Bevölkerung wurde die Stadt in überwiegendem Maße Wohnort und mußte sich wegen der fehlenden Bahnverbindung Nahverkehr mit Berlin durch Straßenbahn und Autobus verschaffen, was mit der zunächst gebauten Dampfstraßenbahn nur schlecht gelang, wie die vom Volkswitz geprägte Bezeichnung „Lahme Ente“ erweist. Erst 1938 wurde der Vorortverkehr bis Teltow ausgedehnt²⁾.

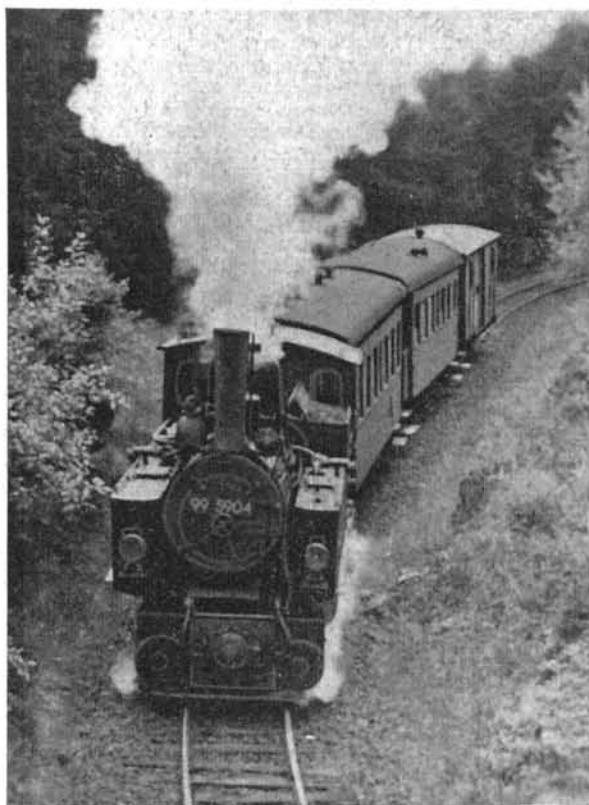
Das schon immer verkehrsschwache Gebiet von BEESKOW-STORKOW weist als längste Bahnlinie die Strecke Königs Wusterhausen-Storkow-Beeskow (1898) auf; die

östliche Fortsetzung nach Gannow an der Bahn Cottbus-Frankfurt bestand schon seit 1888. 1901 wurde die Strecke Lübben-Beeskow eröffnet. Dazu trat 1911 die Kleinbahn Fürstenwalde-Petersdorf-Beeskow mit der Abzweigung Petersdorf-Saarow, 1921 verlängert bis Silberberg-Stüd. Große durchlaufende Fernstrecken berühren das Gebiet nicht. Beeskow war Verkehrsknotenpunkt im Kreuz der großen Landstraßen gewesen, und etwas hiervon ist der Stadt in bescheidenem Maße durch die Verknüpfung von Neben- und Kleinbahnen geblieben.

Die erste Bahn der NIEDERLAUSITZ war die Fortsetzung der Berlin-Frankfurter Bahn über Guben-Sommerfeld-Gassen-Sorau nach Breslau (1846). Sie verband in der Niederlausitz dieselben Städte wie schon 1815 der Berlin-Hirschberger Postkurs. Freilich lag dieser Schienenweg im Osten des Landes und konnte daher nur in beschränktem Sinn als eine Bahn gelten, die die Niederlausitz an das neue Fernverkehrsnetz anschloß.

Unter den weiteren Projekten lag an erster Stelle der Plan, die Strecke Frankfurt-Breslau mit der Leipzig-Dresdener Bahn durch eine quer durch die Niederlausitz führende Strecke zu verbinden, und zwar ausgehend von Guben über Cottbus, Calau, Finsterwalde, Kirchhain, Liebenwerda nach Röderau. Der preußische Staat verlangte jedoch, daß der Anschluß nicht an die sächsische Bahn bei Riesa, sondern an die Jüterbog-Riesauer Strecke bei Burxdorf (nördlich Röderau) erfolgen solle, damit die Linie ganz auf preußischem Gebiet liefe.

In den fünfziger Jahren waren Bestrebungen im Gange, eine von der Berlin-Frankfurter Strecke abzweigende Bahn von Fürstenwalde über Cottbus, Spremberg, Bautzen nach Löbau zu führen. Die Strecke Cottbus-Löbau-Zittau sollte Teilstück der kürzesten Bahnverbindung



Kleinbahn in der Mark

zwischen Hamburg-Berlin und Wien-Triest werden und fand das Interesse sowohl des Prinzen Johann von Sachsen als auch des Königs Friedrich Wilhelm IV., wie aus dem 1854 zwischen beiden geführten Schriftwechsel hervorgeht. Strategische Erwägungen verhinderten die Ausführung dieses Planes.

Da die Verhandlungen auch über andere Projekte erfolglos blieben, richtete die Landesdeputation 1858 ein Immediatgesuch an den König, in dem sie darauf hinwies, daß die Niederlausitz isoliert von der Hauptstadt und den übrigen Provinzen des Staates geblieben sei. Alle für die Niederlausitz in Betracht kommenden Bahnen seien mit einer kleinen Ausnahme um diese herumgeführt worden; sie wäre abgeschnitten und auf sich beschränkt. Die Niederlausitz würde sich in einer weniger ungünstigen Lage befinden, wenn auch in den angrenzenden Provinzen noch ein ähnlicher Zustand bestände und es dort ebenfalls an genügenden Bahnverbindungen fehle.

Alle diese Bemühungen waren vergeblich. Wirtschaftliche Erwägungen hatten keine Geltung. Es war der politische Gegensatz zwischen Preußen und Sachsen, der sich bis in die sechziger Jahre den Eisenbahnplänen hindernd in den Weg stellte.

So kam es, daß erst 1866/67 die nächste Bahnstrecke eröffnet wurde. Es war die Linie Berlin-Lübben-Cottbus-Spremberg-Görlitz, die die Niederlausitz von Nordwesten nach Südosten durchfuhr. 1870 folgte die Strecke Cottbus-Großenhain. Diese zeitgemäße Umwandlung des alten Handelsweges nach Sachsen vermittelte die Verbindung mit dem Senftenberger Braunkohlenggebiet und stellte auch die Beziehungen zu Dresden wieder her. Die Jahre 1871/72 brachten endlich die bisher vergeblich angestrebte Verbindung mit dem Westen und Osten durch die Eröffnung der Strecken Halle-Cottbus-Sorau und Cottbus-Guben.

Zur Abkürzung des Umweges der Frankfurt-Breslauer Bahn über Gassen-Sorau-Kohlfurt wurde 1875 die direkte Strecke Gassen-Benau-Sagan-Arnsdorf bei Liegnitz in Betrieb genommen. Im gleichen Jahr wurde auch die Linie Berlin-Dobrilugk/Kirchhain-Dresden eröffnet, die den Westen der Niederlausitz in Nordsüd-Richtung durchfuhr, und zwar annähernd so wie der Postkurs von 1815. Luckau blieb hierbei freilich abseits, während Sonnenwalde wenigstens eine Haltestelle bekam, allerdings in Entfernung von vier Kilometern. Die große durchlaufende Strecke Falkenberg-Kohlfurt (1874) streifte den südlichsten Ausläufer der Niederlausitz mit nur wenigen Kilometern bei Lauta.

Damit waren die großen Fernverbindungen abgeschlossen. Nun galt es, das Bahnnetz der Niederlausitz auszubauen. Schon 1874 war die von Lübbenau über Calau, Senftenberg nach Kamenz führende Strecke eröffnet. Es folgte 1876 Cottbus-Peitz-Lieberose-Frankfurt/O. Hierbei blieb Lieberose sechs Kilometer abseits und bekam erst später Anschluß durch eine Kleinbahn. Das einst im Schnittpunkt der Postkurse Berlin-Cottbus und Frankfurt-Cottbus liegende Städtchen Friedland blieb völlig ohne Bahnanschluß; der nächste Bahnhof Weichensdorf liegt in einer Entfernung von sieben Kilometern.

Im Südosten der Niederlausitz erhielt Forst Verbindung zur Görlitzer Bahn durch die Strecke Forst-Weißwasser (1891), zur Frankfurt-Breslauer Bahn durch die Strecke Forst-Guben (1904). Teuplitz-Sommerfeld wurde 1897, Teuplitz-Muskau 1898 eröffnet. Muskau hatte schon seit 1872 Verbindung mit Weißwasser an der Görlitzer Bahn. Das Städtchen Christianstadt am Bober wurde 1895 mit Benau verbunden, 1896 folgte die Fortsetzung nach Sorau. An der Strecke Hansdorf-Priebus (1895) hat die Niederlausitz südlich Sorau nahe der schlesischen Grenze nur mit wenigen Kilometern Anteil.

Um 1870 entstanden bei Senftenberg die ersten großen Braunkohlenwerke, und die Stadt wurde zum Mittelpunkt des größten ostelbischen Braunkohlenggebietes. Zur Verbindung mit den Gruben wurden die Strecken Zschipkau-Sallgast-Finsterwalde (1887) und Zschipkau-Senftenberg (1905) gebaut. 1902 wurde die Strecke von Sallgast nach dem schon außerhalb der Niederlausitz liegenden Lauchhammer mit seinem großen Eisenwerk eröffnet, von dem seit 1875 bereits Bahnverbindung mit Ruhland bestand.

Das Braunkohlenggebiet um Welzow erhielt 1907 Bahnanschluß durch die Strecke Neu Petershain-Proschin-Haidemühl-Hoyerswerda. Eine weitere Verbindung wurde gleichzeitig mit der Bahn Proschin-Haidemühl-Spremberg West geschaffen. Von dem auf dem rechten Ufer der Spree liegenden Bahnhof Spremberg Ost der Görlitzer Bahn war 1897 zur Verbindung mit der Stadt eine Kleinbahn gebaut worden, deren Gleise sich in den Straßen zu den Fabrikanschlüssen der Textilindustrie verzweigten.

Der zwischen Lübben und Cottbus liegende Oberspreewald mit seinem Gewirr unzähliger Flußläufe wird im Südwesten von der Görlitzer Bahn, im Nordosten von der 1898 eröffneten Spreewaldbahn umzogen. Letztere führt auf der Strecke Lübben-Straupitz-Cottbus zwischen den Haltestellen Byhleguhre und Werben durch die Wiesen und über zahlreiche Arme der Spree auch an Burg, dem Hauptort des Spreewaldes, vorbei. Von Straupitz aus erreicht eine Zweiglinie Goyatz am Schwioldchsee. Eine weitere Seitenlinie führt von Byhlen nach Lieberose Stadt und darüber hinaus zur Station Lieberose an der Cottbus-Frankfurter Bahn.

Lübben ist der einzige Übergang zwischen den Sümpfen des Ober- und Unterspreewaldes. Diesen Paß benutzte die alte Handelsstraße von Leipzig nach Frankfurt. So wird es verständlich, daß von hier die 1901 eröffnete Strecke Lübben-Beeskow den Ausgang nahm.

Luckau, die alte Hauptstadt der Niederlausitz und Knotenpunkt der Straßen im Ostwest- und Nordsüdverkehr, hatte schon seit dem Dreißigjährigen Krieg verloren und büßte im Eisenbahnzeitalter völlig seine Verkehrsbedeutung ein, denn die Fernstrecke Berlin-Zossen-Uckro-Dresden zog in Entfernung von acht Kilometern vorbei. Wohl wurde 1897 die Strecke Luckau-Uckro eröffnet, die im folgenden Jahr bis zum Eisenbahnknotenpunkt Falkenberg verlängert wurde. Es folgten 1898 Luckau-Lübben und 1911 Luckau-Finsterwalde. Aber es waren Nebenbahnen. So ist die alte Straße zwischen den Messeplätzen Leipzig und Frankfurt über Luckau, Lübben, Beeskow nicht in einer großen durchlaufenden Bahnstrecke wiedererstanden, sondern nur abschnittsweise in Form von Nebenstrecken.

Überschaut man die so zustande gekommenen Verbindungen, so zeigt sich, daß die in den ersten Jahrzehnten begangenen Versäumnisse aufgeholt wurden und die Niederlausitz zu einem leistungsfähigen Eisenbahnnetz gekommen ist. Ein Blick auf die Landkarte läßt erkennen, daß Cottbus sich zum Mittelpunkt des Bahnverkehrs entwickelte, nachdem es lange an dem Mangel des Schienenanschlusses gelitten hatte. Als sich die Eisenbahnbaupläne immer wieder zerschlugen, wurde 1844 bis 1846 eine Pferde-Eisenbahn für Güterverkehr von Cottbus nach Goyatz am Schwioldchsee erbaut; Goyatz wurde Hafen- und Umschlagsplatz für die aus Frankfurt, Berlin und Stettin auf dem Wasserweg ankommenden Güter. Diese Verbindung mit ihrem nicht unbedeutenden Warentransport hat bis 1879 bestanden. Um Cottbus in eine bessere Verbindung mit der Berlin-Breslauer Bahn zu bringen, wurde 1853 die Chaussee nach Guben, der nächsten Bahnstation, gebaut. Aber dies alles war nur ein Notbehelf. Planwagen und Postkutsche beherrschten weiter die Landstraße. Der Aufschwung von Cottbus setzte



Burger Kirchgangszug der Spreewaldbahn

Aufnahme um 1925

erst mit der Görlitzer Bahn (1866/67) ein. Mit dem Bau weiterer Strecken wurde die Stadt zum Mittelpunkt des Bahnverkehrs. Als Schnittpunkt wichtiger Fernbahnen verfügt es über Bahnlinien nach allen Richtungen. Örtlicher und Fernverkehr werden hier wie an keiner anderen Stelle der Niederlausitz verknüpft.

Auch die wirtschaftlich wichtigen Plätze Guben, Forst und Sorau kamen zu guten Bahnverbindungen. Sie konnten ihre alte Verkehrsbedeutung behaupten und sich zu Bahnknotenpunkten entwickeln.

Eisenbahn und Braunkohlenindustrie haben wesentlich zum Aufstieg des Wirtschaftslebens in der Niederlausitz beigetragen¹⁾.

Literatur:

¹⁾ B. u. s. E. Bd. 1, S. 132 f., 144 f., 160 f., 190 f., 257 f., 269 f., 282 f. — ²⁾ 25 Jahre Brandenburgische Städtebahn (Heimatk. f. d. Kreis Zauch-Belzig 1930, S. 51–61). — Zum 25jährigen Bestehen der Lehniner Kleinbahn... am 18. 10. 1924 (Festschrift). — ³⁾ B. u. s. E. Bd. 1, S. 288 f. — Hille, Geschichte der preußischen Eisenbahntypen 1913, Bd. 2, S. 25, 137, 142/143. — Hille, Die Königlich Preussische Militär-Eisenbahn 1875 bis 1900 (Festschrift). — A. Hannemann, Der Kreis Teltow... 1931, S. 357 f. — R. Kieser, Zur Entwicklung der Anhalter Bahn mit besonderer Berücksichtigung des Kreisgebietes (Teltower Kreiskalender 1934, S. 39–47). — ⁴⁾ R. Lehmann, Aus der Frühzeit der Eisenbahnen in der Niederlausitz. (In: Aus der Vergangenheit der Niederlausitz 1925, S. 163–181). — O. E. Schmidt, Kursächsische Streifzüge, 3. Aufl. 1926, 2. Bd., S. 302/303. — R. Lehmann, Die Verkehrsverhältnisse in der Niederlausitz in der Zeit von 1815 bis 1870 (Kreiskalender Cottbus, Calau, Spremberg 1931, S. 33–37). — F. Specht, Als die Zeit der Postkutsche zu Ende ging (Heimatk. f. d. Niederlausitz 1941, S. 43–48).

4. Der Osten

Neumark, Sternberg, Crossen und Züllichau-Schwiebus

Der östlich der Oder liegende Teil der Provinz Brandenburg umfaßt die Neumark im engeren Sinne, das südlich der untersten Warthe sich anschließende Land Sternberg und die benachbarten Gebiete Züllichau-Schwiebus und Crossen. Letzteres reicht mit seinem südlichen Teil über das linke Oderufer hinaus bis an die Niederlausitz. Seiner Lage gemäß war das ganze Gebiet seit Jahrhunderten das Durchgangsland zwischen der Mittelmark und Ostpreußen und Polen, zwischen Pommern und Sachsen und Schlesien. Diesen Verkehrsverhältnissen entsprechend kam es zu folgenden Eisenbahnen: 1848 Stettin-Arnsvalde-Kreuz (-Posen), 1857 Küstrin-Kreuz (-Bromberg), 1870 Frankfurt-Schwiebus (-Posen) und Guben-Crossen-Züllichau (-Posen) sowie 1874–77 (Breslau-) Reppen-Küstrin-Stettin.

In der NEUMARK hatte bei den alten Land- und Poststraßen die westöstliche Richtung den Vorrang, und so wird man in gleicher Richtung die ersten Fernstrecken der Eisenbahn suchen. Aber der erste Schienenweg in

die Neumark kam von Norden, von Stettin her! Anschließend an die Linie Stettin-Stargard (1846) wurde die vielfach einem alten Straßenzug folgende Strecke über Arnsvalde 1847 bis Woldenberg fortgesetzt und 1848 über Kreuz bis Posen verlängert. Zu einer Westost-Linie kam es erst 1857 mit der Teilstrecke der Ostbahn Küstrin-Kreuz. Sie folgt in ihrem westlichen Teil zwar dem alten, auch von der Post und später von der Chaussee benutzten Straßenzug, schlägt aber in ihrem weiteren Lauf eine südlichere Route ein, wodurch Friedeberg und Woldenberg abseits liegen blieben wie auch der seit alters benutzte Paß von Hochzeit an der Drage. Dagegen gewannen die Städte Küstrin, Landsberg und Driesen im Verkehr von Westen wie von Osten, ebenso die Dörfer auf den fruchtbaren Böden in den Niederungen von Warthe und Netze.

Die Breslau-Stettiner Bahn hatte 1876/77 dem Westen der Neumark und damit auch den Städten Küstrin, Bärwalde und Königsberg den Anschluß gebracht. Das Innere des Landes blieb zunächst noch unberührt von dem neuen Verkehrsmittel. Erst 1882 wurde die von Süden nach Norden ziehende Strecke Küstrin-Neudamm-Soldin-Glasow-Lippelne-Pyritz (-Stargard-Stettin) eröffnet. Sie wurde besonders für Neudamm wichtig, da sie der dortigen Hut- und Tuchindustrie endlich günstige Verkehrsverbindungen brachte. Von Glasow zweigte sich die Strecke nach Berlinchen (1883) ab, deren Fortsetzung über Bernstein-Arnsvalde 1898 in Betrieb genommen wurde. Mit der Strecke Arnsvalde-Kallies hatte seit 1895 Neuwedel Bahnanschluß. Die nördlichste Stadt der Neumark, das kleine Reetz, wurde 1895 durch die Strecke Stargard-Kallies mit dem Schienennetz verbunden. Die anschließende Strecke nach Deutsch Krone (1888) durchfuhr auf einer Länge von nur wenigen Kilometern den nordöstlichen Ausläufer der Neumark.

Friedeberg hatte den Mangel der Lage abseits der in sieben Kilometer Entfernung vorbeiführenden Ostbahn durch den Bau einer Nebenbahn dorthin abzuschwächen versucht (1897). Das Hinterland erschloß erst die 1902 in Betrieb genommene Strecke Friedeberg Stadt-Alt Libbehne. Soldin bekam eine zweite Verbindung mit der Ostbahn durch die 1912 eröffnete Strecke nach Landsberg. Im gleichen Jahr wurde auch die nach Süden führende Strecke Landsberg-Königswalde-Zielenzig eröffnet und damit Verbindung zum Land Sternberg hergestellt. Bereits vorher war die Bahn nach Schwerin/Warthe in Betrieb genommen und zwar 1896 Schwerin-Landsberg Brückenvorstadt, 1899 nach Vollendung der Warthebrücke der Anschluß zur Ostbahn.

Durch die seit 1919 veränderte Grenze wurde der Bau einer neuen Bahn nötig, die von Schwerin ausgehend den Südrand des Netzebruches berührte und bei Alt Beelitz östlich Driesen Anschluß an die Ostbahn fand (1936).

1892 wurde die Strecke von Wriezen nach Jädickendorf an der Küstrin-Stettiner Bahn eröffnet. Damit bekam der Westen der Neumark eine verkürzte Verbindung mit Berlin. Die Verlängerung Jädickendorf-Schönfließ-Pyritz folgte erst 1899.

Von allen Städten der Neumark hat Küstrin die meisten Bahnen an sich gezogen. Der an Oder und Warthe günstig gelegene Platz war seit Jahrhunderten für die von Westen kommenden Reisenden die Eingangspforte zur Neumark. Seit alters Kreuzungspunkt im Nordsüd- und Ostwestverkehr verknüpft die Stadt Haupt- und Nebenbahnen. Über den engen Raum der Altstadt hinausgreifend, kam es nun in der Neustadt zu industriellen Unternehmungen verschiedenster Art.

In das südlich der Warthe liegende Land STERNBERG kam die Bahn erst spät, nämlich 1870, mit der Fernstrecke Frankfurt-Reppen-Schwiebus-Posen. Von Reppen, dem Kreuzungspunkt mit der Breslau-Stettiner Bahn ausgehend, wurde eine Nebenbahn über Drossen nach Zielenzig geführt (1890), die 1892 über die Provinzgrenze hinaus bis Meseritz verlängert wurde und Drossen und Zielenzig aus ihrer isolierten Lage befreite. Damit wurde die Route der alten Haupthandels- und Poststraße nach Posen wieder aufgenommen. 1909 folgte die von Topper abzweigende Strecke über Lagow-Liebenau nach Meseritz.

Das wie ein Vorposten weit in die Wartheniederung vorgeschobene Städtchen Sonnenburg hatte durch Jahrhunderte direkte Verbindung mit Küstrin nur auf dem Wasserweg. Zu einem direkten Landweg kam es erst 1830 durch den Dammbau zwischen Tschernow und Küstrin. Diesen noch oft vom Hochwasser bedrohten Damm benutzte auch die von Küstrin auslaufende Kleinbahn, die seit 1896 bis Sonnenburg, seit 1906 bis Kriescht und seit 1915 bis Hammer an der Strecke Landsberg-Zielenzig durchgeführt

wurde. Diese auch Warthebruchbahn genannte Strecke wurde für die bis dahin abseits liegenden Ortschaften südlich des Flusses von großer Bedeutung.

Im Land CROSSEN war die Stadt Crossen der wichtigste Platz. Seit Jahrhunderten war sie das Eingangstor nach Schlesien für die von Brandenburg kommenden Reisenden. Auch die Chaussee Frankfurt-Crossen respektierte noch den alten Oderübergang. Dann aber veränderte das Zeitalter der Eisenbahn die Verkehrssituation. Die Fernbahn Guben-Crossen-Züllichau-Bentschen-Posen (1870) belebte zwar in Verbindung mit der Halle-Cottbus-Gubener Bahn den alten Straßenzug von Mitteldeutschland nach Polen von neuem. Aber der Rückgang Crossens war nicht mehr aufzuhalten, als die wenige Jahre später erbaute Bahn Breslau-Stettin mit der Route über Rothenburg-Reppen eine von der alten Durchgangsstraße wesentlich abweichende Richtung einschlug und Crossen umging. Auch die Bahn Crossen-Bobersberg-Sommerfeld (Crossen-Seedorf 1913, Seedorf-Sommerfeld 1914) hat hieran nichts geändert. Die bei Kunersdorf von der Frankfurt-Posener Bahn abzweigende Strecke nach Ziebingen (1907), die in der Verlängerung hätte nach Crossen führen können, blieb eine Sackbahn.

In der Südoststrecke mit den Hauptplätzen ZÜLLICHAU und SCHWIEBUS, beide an durchlaufenden Schienenwegen gelegen, kam es erst nach 1900 zum Ausbau des Netzes. Züllichau erhielt 1905 Verbindung mit Unruhstadt (-Wollstein), 1915 mit Tschicherzig-Trebschen-Kontopp und 1919 mit Schwiebus.

Literatur:

B. u. s. E. Bd. 1, S. 200 f., 223 f. — W. Hoppe, Die Neumark. Ein Stück ostdeutscher Geschichte, 1956. — W. Schwartz, Grundlagen und Möglichkeiten Küstrins als Verkehrs- und Industriestadt im deutschen Osten, 1939. — Ba., Aus der Geschichte der Kleinbahn Küstrin-Hammer (Ost-Sternberger Heimatkalender 1936, S. 68—71). — F. Rutschke, Berlin-Frankfurt/O.-Insterburg-Wirballen (Heimatkalender des Kreises Züllichau-Schwiebus 1933, S. 79—80).

Der Pritstavel und die Städtenamen Pritzwalk und Pasewalk

Vielen Freunden der märkischen Heimat und ihrer Geschichte ist der sogenannte Pritztabel bekannt. Dies war in der Vergangenheit die Dienstbezeichnung für Personen, welchen die Fischereiaufsicht von der Verwaltung der Kurfürsten von Brandenburg auf den märkischen Hauptgewässern, der Havel und auf der Spree, aufgetragen war. Die Bezeichnung erscheint — in diesem Sinne — zuerst im Patent für die „Pritztabel“ im Jahre 1649 (Geh. Staatsarchiv, Prov. Brandenburg Rep. 7, Domänenamt Lehnin, F 10 Nr. 1) und verschwindet offiziell erst im Jahre 1907, wo sie durch die Bezeichnung „Königlicher Fischmeister“ ersetzt wird (Bestehorn S. 170). Vorher hieß „Fischmeister“ der dem Pr. übergeordnete kurfürstliche Beamte, der seinerseits erstmals im Jahre 1615 so genannt wurde (s. Bestehorn 171 Anm. 1. Ferner Brandenburgia, 17., 1908/09, S. 259f.).

Alles Wissenswerte über den „Pritztabel“ findet man übersichtlich entwickelt in dem Aufsatz von Dr. Friedrich Bestehorn¹⁾. Eine wichtige Ergänzung dazu ist ein früherer Aufsatz von Dr. Anton Hegert über „Märkische Fischerei-Urkunden“²⁾. Der Heimatfreund sei auf diese Quelle besonders hingewiesen, weil dort 24 Urkunden veröffentlicht sind, von denen die meisten vordem ungedruckt und unbekannt waren. Sie geben einen guten Einblick in die Verhältnisse der märkischen Fischer für den Zeitraum von 1371—1792. Auch Hegert gedenkt des „Pritztabel“ (S. 72—79). Eine seiner Urkunden, die Nr. 17 (vom 20. Juli 1683), erwähnt im Original mehrfach den „Pritstabel“. Die betreffenden Punkte sind:

5) Die Pfale mit Plötzreusen, so die Kietzer zu Spandow geleget, sollen von dem Pritstabel daselbst aufgehoben und gänzlich abgestellt werden (Hegert S. 109).

20) Weiln auch befunden, daß die Geltowsche, Caputsche, Sacrowsche und andere mit ihren Zuhren zu hoch mitten in den Seen und auf den Harden einsetzen, ist dem Pritstabel anbefohlen, darauf Acht zu haben und bey Verlust der Zuhre solches zu verbiethen usw. (Hegert S. 111).

24) Dieweiln auch die Fischer in gemein sich der Menge von Quästen gebrauchen, wodurch dem Garn großer Abbruch und Schade geschiehet, alß sollen sie hinführo sich deßen gänzlich enthalten und dem Pritstabel anbefohlen seyn, dahin zu sehen, daß solche verbotene Arth zu fischen gänzlich abgeschaffet werde (Hegert S. 111f.).

Der „Pritstabel“ war wirtschaftlich sehr schlecht gestellt und daher immer auf Nebenerwerb angewiesen. Dieser Umstand hat verhindert, daß er seine Aufgabe recht durchführen konnte. Am besten waren noch die beiden ständigen Pr. zu Spandau und zu Köpenick gestellt; ersterer erhielt jährlich (!) im 18. Jahrhundert nur 12 Taler 12 Groschen, letzterer gar nur 7 Taler für die Fischereiaufsicht (Bestehorn 161; Hegert 73). Der Herkunft nach waren die Pr. öfter ausgesiente Soldaten oder Handwerker, aber auch selbst Fischer. So ist z. B. im Jahre 1755 ein Pr. für die Unterhavel (zwischen Rathenow-Havelberg) der Invaliden-Musketier Friedrich Eckhardt nebenbei Küster zu Jederitz (Bestehorn 165). In Köpenick finden wir 1647 zwei Pr. namens Michel Cöpernick und Andreas Ebel. Sie waren 1650 sogar unbesoldet (Bestehorn 159).

Es ist klar, daß unter solchen Verhältnissen das Amt des Pr. nicht sehr angesehen und seine Durchführung vielfach schwierig, ja manchmal unmöglich war. Die Folge war eine Zunahme der Raubfischerei und ein Rückgang der Fischereierträge. Man sparte am falschen Ende, und der Fiskus hatte mit der häufigen Ablehnung von Anträgen der Pr. auf wirtschaftliche Besserstellung und wirksamen Schutz gegen Gewalttaten der Fischer oder der adligen Herren an Spree und Havel letzten Endes nur seine eigenen Einkünfte herabgemindert.

Bezeichnend für sein geringes Ansehen ist auch die aus Spandau überlieferte kindersprachliche Form „Spritzteubel“ (Mitt. d. V. f. d. Gesch. Potsdams, 3., 1867, S. 249).

Über die beim Fischfang üblichen Geräte in älterer Zeit berichtet ein Aufsatz von Wilibald von Schulenburg „Märkische Fischerei“³⁾. Die Kleinfischer an der Dahme (Wendische Spree) benutzten nach ihm 14 Fanggeräte, Raubfischer weitere 2. Sch. nennt ferner 2 andere verbotene und 4 zu seiner Zeit nicht mehr gebräuchliche. Er beschreibt auch die oben urkundlich erwähnte „Zuhre“ (als Nr. 19), die eigentlich zur Großfischerei gehört und wegen ihres Schadens für die Fischzucht längst verboten, zu seiner Zeit auch endlich „im Aussterben“ war. Aus jüngster Zeit bezeugt Reinhard Peesch⁴⁾ für den Fischerkietz von Berlin-Köpenick: „Die Zure ist ein Zugnetz, das aus einem großen Fangsack besteht. Statt der Flügel hat es an jeder Seite lange Leinen mit Strohwischen, um die Fische in den Sack zu scheuchen. Das Gerät ist den Fischern nur aus Erzählungen der Eltern und Großeltern bekannt“ (Peesch S. 49 f. mit Anm.). Eine Abbildung dieser der Raubfischerei dienenden „Zuhre“ findet man bei Walter, Die Fischerei als Nebenbetrieb des Landwirtes und Forstmannes (Abb. 215), Neudamm 1903.

Diese Hinweise erhellen zur Genüge die Sphäre, in der der kurfürstliche, später königliche „Pritztabel“ vom späten Mittelalter bis in die Neuzeit hinein lebte und wirkte. Seine Rolle als Aufseher schildert v. Schulenburg (S. 42)⁵⁾ wie folgt: „Der Fischereiaufseher für die ganzen königlichen Köpener Wasser, in Köpenick, heißt seit alters Prizstabel. Er trägt ein Schild an der Brust und eine Dienstmütze, und hat Raubfischer und unerlaubtes Fischen der Berufsfischer zur Anzeige zu bringen“ (sic).

Das Geschilderte zeigt, daß es sich beim Pr. dieser Art gänzlich um einen deutschen Unterbeamten handelt, der nicht das Geringste mehr mit slavischen Einrichtungen zu tun hat. Auch die Namen der historisch überlieferten Pr. zeigen kein Überwiegen slavischer Herkunft, auch bei den ältesten Belegen nicht: In Spandau ist erstmals als Pr. genannt 1639 ein Petze Dines, vorher 1407 ist nur des Amtes ohne Namensnennung gedacht. Es folgt 1653 der viel genannte Hans Mahnkopf (auch 1659, 1660), dann seit 1664 Jürgen Lehmann. Eine Durchsicht der von Bestehorn (passim) erwähnten Namen ergibt also in sprachlicher Hinsicht keine Hinweise auf slavische Abkunft der als „Pritztabel“ tätigen Personen.

Wir werden aber unten sehen, daß die ursprünglich slavische Dienstbezeichnung in früher westslavischer Vorzeit weiter verbreitet gewesen ist, allerdings

entstammen diese Zeugnisse aus slavischer Zeit nicht der Mark Brandenburg selbst. Dafür gibt uns die Mark, soweit bisher bekannt, den einzigen Beleg für den „Pristavel“ als Standesbezeichnung in dieser unverfälscht und unverändert slavischen Form, und zwar aus einer Übergangszeit, in der die slavische Sprache wohl gerade im Aussterben begriffen war:

Das „Landbuch der Mark Brandenburg von 1375“⁶⁾ enthält auf Seite 216 folgenden Passus: „Damelang magna sunt 20 mansi, solvit quilibet 2 1/3 solidos et 2 pullos et 15 ova et 1 solidum pristavel“ (unter der Rubrik „Monachorum in Lenyn“, also der „Untertanen des Klosters Lehnin“). Wir wissen nicht, welche Befugnisse dieser „Pristavel“ 1375 gehabt hat. Ein „Fischmeister“ wird er dort wohl nicht gewesen sein, denn der heutige Ort Damelang (über Belzig) nordwestlich von Brück liegt am Ostrande einer ausgedehnten Sumpfniederung, welche durch die Pläne gebildet wird (sie mündet unterhalb von Brandenburg in die Havel). Es ist möglich, aber heute nicht nachweisbar, daß der „Pristavel“ eine Art Dorfschulze im slavischen Dorfe *Dab'ilag m., das ist „Eichen-Sumpf“, gewesen ist (diese Auffassung vertritt Bestehorn S. 155 nach Guttman, ebenso nach ihm Georg Klünder⁷⁾). Wahrscheinlicher ist jedoch, daß es sich, ähnlich wie später, und wie der Name selbst sagt, um einen „Aufseher“ in einem uns unbekannten Dienst des Klosters Lehnin handelt.

Die Bezeichnung slav. *Pristavel m. entspricht haargenau dem altgriechischen „epistátēs“, wie er z. B. belegt ist beim „Fischzug des Petrus“ (Neues Testament, Lukas 5, 5). Hier spricht der Fischer Simon (Petrus) seinen Meister Jesus in der ihm gewohnten Fische Sprache unmittelbar an als „Epistáta!“, das ist in dieser Umgebung gleich „Fischmeister“ am See Genezareth. Die Grundbedeutung des slavischen wie des griechischen Wortes ist jedoch allgemeiner, nämlich „der Herantretende“, dann „der Vorstand, Aufseher“ usw. (s. Benseiler, Griech.-dt. Wörterbuch, 12. Aufl. 1904, S. 322). Die Bedeutung des Wortes im besonderen ist dann natürlich je nach den Umständen verschieden, wie die nun folgenden Belege anderwärts deutlich zeigen werden.

Diese Belege betreffen slavische Siedlungsnamen, deren Wortkern der „Pristavel“ ist, wozu Ableitungssilben (Suffixe) treten, die die betreffende Örtlichkeit als solche kennzeichnen.

Der nördlichste Beleg findet sich auf der Insel Rügen: 1314 Pristavalc (PU 5,193 Or, auch EO 2,116) und 1318 Priszewolk (PU 5,414) betreffen den heute in Zicker, Kr. Putbus, auf der Insel Rügen eingemeindeten Ort „Pritzwald“. Ein zweiter Ort, heute „Pritzwald“, 9 km NW Wolgast hat folgenden Beleg: 1271 villa Priszwalck (PU 2, 255 = Transsumpt von 1298).

Letztere Form stimmt auffallend überein mit den meisten Belegen für die Stadt Pritzwalk, an der Dömnitz in der Prignitz gelegen. Sie wird zuerst erwähnt am 23. 7. 1256 anlässlich der Übertragung von Stadtrechten aus Seehausen in der Altmark (vgl. Riedel CBR A 2 S. 1; 10f.). Diese Tatsache zeugt für eine Herkunft maßgebender deutscher Neusiedler aus der Altmark, doch ist der Ort selbst sicher älter. Die Namensform bleibt in der Frühzeit sehr konstant, so daß hier eine Auswahl der frühen Belege durchaus genügt: 1300 prizcewalc (CBR A 2,24 Or, 2x); 1312 prizswalc, prizwalck, prizwalk (ib. Or); 1325 Prizwalk (ib. 2,25 Or); 1350 pryzwalk (ib. 2,27 Or); 1361 Priswalg (ib. 2,29 Or); 1373 civitas Priswalk (Landbuch S. 4); 1375 Priswalg, Priswalk (ib. 21; 33, 56, 59, 65). Auch als Personennamen (PN) ist Pr. im Landbuch belegt; 1375 domino Hinrico Priswalk (ib. 376) in Schinne, Kr. Stendal. Auch hier ist also die Beziehung zur Altmark deutlich. Da die früheste Erwähnung der Stadt Pr. mehr als ein Jahrhundert früher liegt, wird der PN wohl der Name eines

Rückwanderers in die ältere Heimat der deutschen Neusiedler sein. Eine Ortschaft gleichen Namens in der Altmark gibt es nicht.

Hält man die Belege für die 3 Orte „Pritzwald“ bzw. „Pritzwalk“ nebeneinander, so ist unbedingt der Beleg aus 1314 „Pristavalc“ der urtümlichste. Er allein ermöglicht uns eine slavische Urform, etwa *Pristav'el'k m. (mit Doppel-Suffix -el- plus -ьkъ) anzusetzen. Wahrscheinlich hat sich das -e- in der Lautgruppe -v'el- zwischen weichen (palatalen) Konsonanten noch in slavischer Zeit (mundartlich) hier in -a- gewandelt, doch kann auch deutschem Einfluß diese Vokalveränderung zu danken sein. Letzterer dürfte indes eher das -o- in dem Beleg 1318 Priszewolk (s. o.) für den Ort auf Rügen bewirkt haben, der sonst fast mit dem Beleg aus 1300 prizcewalc (s. o.) für die Stadt „Pritzwalk“ identisch ist. Erst eine Bearbeitung der deutschen Mundarten auf Rügen und in der Prignitz könnte hier weiterhelfen.

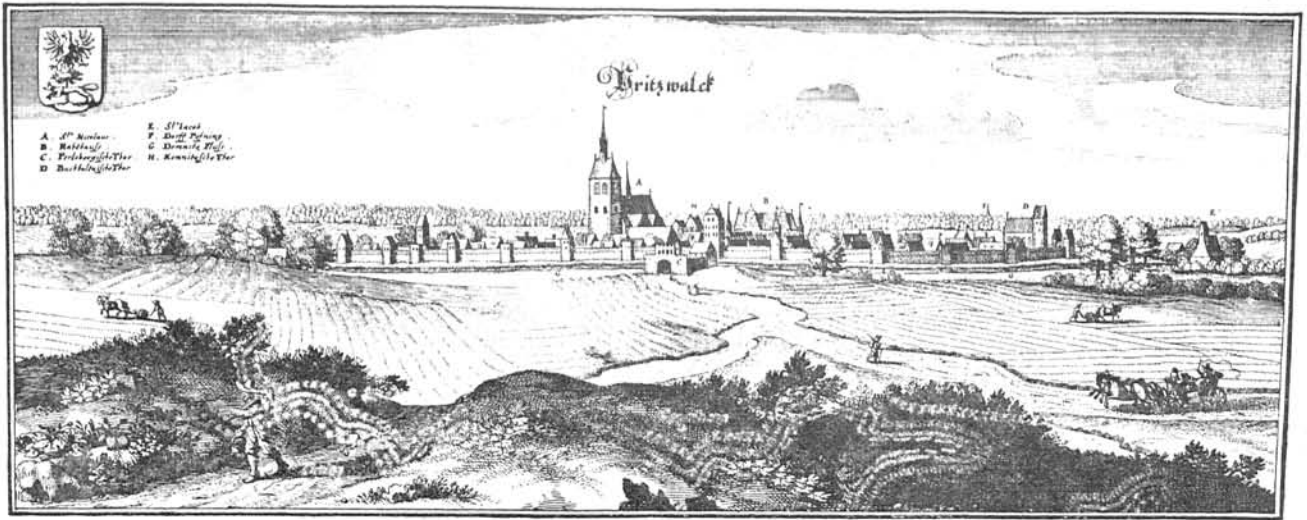
Für den Stadtnamen „Pritzwalk“ gibt es sonst noch eine Unzahl, meist dilettantischer, Erklärungen. Trotz aller Bemühungen wird man aber gerade beim Stadtnamen so lange keine wahrscheinlichere Erklärung finden, als keine noch früheren Belege aufgefunden werden. Adolf Graf⁸⁾ hat das Verdienst, die früheren Deutungen im Zusammenhang dargestellt zu haben. Abschließend sei hier nur noch darauf hingewiesen, daß alle Belege für die drei Orte unbestreitbar die Präposition slav. *pri, „bei, an“ enthalten. Über deren Vertauschung an derwärts mit der lautlich nahestehenden Präposition slav. *pré- (urslav. *per-) siehe unten.

Ganz anders ist der Name der geographisch naheliegenden Stadt „Pasewalk“ zu beurteilen. Man darf sich bei der Namendeutung niemals auf die heutige Lautgestalt verlassen, schon gar nicht bei Namen, die aus einer fremden, unverständenen Sprache ins Deutsche als eine Art „Lehnwörter“ übernommen sind. Wiederum sollen daher zunächst die historischen Belege sprechen:

Der älteste, zum Jahre ca. 1157, entstammt einer landfremden Quelle, den „Annales Pegavienses“⁹⁾ und lautet „Posduwlc“ (Brüske 208). Einheimisch sind: 1178 castrum Pozdewol (PU 1,48 Or); 1179 Postdeuolc (PU 1,51); 1195 ecclesia in Posduwolk (PU 1,97 Or); 1216 Pozdeuolc (PU 1,129 Or); 1319 Posewalc (MU 4130); 1322 Poswalc (MU 4400 Or); 1323 Pozewalc (MU 4468 Kop); 1343 Pozwolk (MU 6340 Or). — Das „Landbuch 1375“ (s. o.) enthält folgende Belege, sämtlich aus 1375: Posewalg (S. 21), Poswalk (65), Posewalk (227; 3x), Poswalk (228), Posewalk (234), Pasewalk (243), Posewalk (244; 5x), Posewolk, -walk (268).

Die fremde erste Form mit -wlc kann entstellt oder von einem vom Tschechischen her beeinflussten Schreiber geformt sein. Seit 1319 setzen sich Formen mit „unechtem“ -walk durch. Die frühen, einheimischen Belege aus Pommern-Mecklenburg (1178—1216) zeigen unverfälschtes pomoranisches -wolk im Zweitglied. Daß es sich um einen alten „Vollnamen“ (Kompositum aus zwei Gliedern) handelt, beweist der Personennamen von der Insel Rügen: 1316 Thesdarc Puzdevolk (PU 5,247 Or). Seine Urform war *Těš(i)darg Pózdevolk.

Dieser sauber erhaltene Vollname ist die Schlüssel-form für die Erklärung des Kompositums. Er ist zunächst bemerkenswert als früher Beleg für das Aufkommen von Vor- plus Zunamen auf der Insel Rügen. Der als „Vorname“ gebrauchte erste Vollname enthält die Glieder a) *Těši- vom vb. *těšiti „stillen, besänftigen, trösten“ (Miklosich 356; Machek 528 sub tichý „still“) und b) pom. *darg m. „der Freund“, der in Namen reich belegt ist (siehe EO III 180 f.).



Pritzwalk um 1650

Radierung aus der Zeiller-Merianschen „Topographia electoratus Brandenburgici“

Der uns hier mehr interessierende, als Zuname gebrauchte PN *Pozde-volk m. setzt sich zusammen aus der als Adverb oder als Präposition gebrauchten Orts- bzw. Zeitbestimmung slav. *pozde, später z. B. tschech. pozdě, obersorb. pozdze, niedersorb. pozdze „spät“ (Machek 388). Das mit dem Adverb ahd. späto letztlich urverwandte Wort (s. Kluge-Mitzka 721) wurde früher nicht nur in zeitlichem, sondern auch in örtlichem Sinne gebraucht, also etwa wie „nachher, hinterher“. Aus dem Pomoranischen ist uns noch ein weiterer verwandter PN überliefert: 1539 Posnyk (Sturm 39), auf der Insel Usedom, das ist pom. *Poz(d)nik m. „der Spätling“. Viele verwandte Wörter des Russischen findet man im Wörterbuch von Dal' (3,230 f.), so etwa die Verben pozdat', opázdyvat' und zapázdyvat' „(sich) verspäten“. An Substantiven findet man dort u. a. pozdn'ák, pozd'ák, pozdýs(ka), pozdnúška m. = „wer später als andere geboren wird oder heranreift“ (später als gewöhnlich). Der russische pózdnik m. (ib.) ist freilich kein Mensch wie der pomoranische (s. o.), sondern eine „späte, zweite Mahlzeit“ (zur Stunde des britischen five o'clock tea).

Das Gegenstück zum pom. *Pozdnik m. ist der hier gleichfalls belegte *Předak m. (oder: *Před'ak wie der russ. Pozd'ák, s. oben!) urkundlich erwähnt in Gramzow, Kr. Prenzlau als 1592 Jacob Pridac (CBR A 13,516 Or) von der Orts- und Zeitbestimmung pom. *Před (slav. *perd-,) „vor“ (siehe Machek 399) Pom. *Před- ist reich belegt in Personennamen, wie z. B. KN *Předun m. in Boizenburg: 1538 Peter Pretun (Felten 50) mit dem magnativen Suffix -un m. Auch als Erstglied in Vollnamen ist *Před- hier oft belegt. Dabei ist bemerkenswert die Wiedergabe des Vokals *-e- als -i-; man hat also ein sehr enges, dem -i- zumindest sehr nahestehendes *-e- gehört, so daß pom. mundartlich mit der Aussprache *Prid- gerechnet werden darf. Erwähnt seien hier nur VN *Před-barn m. = 1430 Pridbern, in Stralsund (Kausche 205), ferner vielfach VN *Předbor m. als 1316 Prydbor van der Lancken, auf Rügen (PU 5,246 Or) oder 1321 Pridbor van der Vilmenitz, auf Rügen (PU 6,71 Or) sowie VN *Předrok m. = 1564 Predrok, auf Usedom (Sturm 40).

Von besonderem Interesse ist der ungefähr unserem „Herzog“ entsprechende (ahd. herizoho, got. Ansatz *harja-tuga, Lehnübersetzung eines spät-griechischen

strat-ēlātēs m. zu „Heer“ plus „ziehen“, s. Kluge-Mitzka 305), bei Riedel belegte westslav. *Před-polk m. = 1259 Pretpolcus palatinus (CBR A 19,5 Or) und — mit anderem Vokal (polnisch) — 1256 comes Pretpelk palatinus noster (ib. 19,125 Or). Das Zweitglied ist hierin po(m). *polk m. „Heer“ (urspr. „Heer-Volk“, Menge, Schar, s. Mikl. 236).

Während also der pom. *Před-polk m. „vor dem (Heer-)Volk“ in die Schlacht zog, hielt sich sein Gegenstück, der pom. *Pozdevolk m. mehr im hinteren Treffen auf, er zog hinter dem möglicherweise „verlorenen Haufen“ vorsichtig hinterher. Denn dies bedeutet unser Name *Pozde-volk. Das Zweitglied -volk ist die normale -o-Stufe der idg. Wurzel *velk-, vgl. vb. litauisch velkù, Infinitiv vilkti „ziehen“ (z. B. laivą acc. sg. = ein Schiff), entsprechend slav. *velko-, vьkti (Weiteres s. Machek 570 unter čech. vb. vléci). Die nominale o-Stufe slav. *volk-, m. lebt fort in čech. vlak m. „der Zug“ (Eisenbahn) oder in poln. włok m. „der Fischzug“ und südslav. vlak m. (s. Machek 569). Im Tschechischen gehören hierzu viele Substantiva, die mit Präpositionen verbunden vorkommen, wie po-vlak(a) m. (f.), ná-vlaky pl., ob-(v)lak m. oder prů-vlaka f. u. a. m. (s. Machek 570).

Diesen noch lebenden Wörtern gesellt sich nun aus den Belegen hinzu unser pomoranischer (nwslav.) *Pozde-volk m. mit der Grundbedeutung „Nachzug, -zügler“. Dies muß nicht unbedingt ein Nachzügler im Troß einer Heerschar sein. Es kann evtl. auch ein „Nachkömmling“, ein spätes Kind einer Familie sein oder ein „Trödler“ (der bei einer Tätigkeit bummelt, träge ist). In diesem Sinne kann auch unser zweiter Fund, der pom. *Pozdnik m. gebraucht worden sein, den man sich — entsprechend wie im Russischen — auch als Appellativum *pozdnik m. „Spätling“ (als Tier oder Pflanze) denken kann.

Der Stadtname heute „P a s e w a l k“ ist demnach einfach ein Personennamen eines Pomoranen, vermutlich des Begründers der Siedlung. Hierin ist -walk, wie eben nachgewiesen, aus pom. -volk als Zweitglied eines Kompositums hervorgegangen, mit deutschem -a- für nwslav. -o-. Es besteht also keinerlei innere oder formale Verbindung mit dem Stadtnamen heute „Pritzwalk“, sondern ein zufälliger Gleichklang nach willkürlicher Lautveränderung in deutschem Munde aus

pom. *Pri-stav'-alk m. Wort und Begriff „pristav m.“ (ohne Suffix -el-) ist im Nordwestslavischen nachgewiesen durch Jan Janów (in „Slavia occidentalis“, Bd. 6, S. 287 ff.). Als Tätigkeitsbezeichnung findet er sich z. B. in 2 rügischen Urkunden (1306; 1307). Dort heißt er „nuntius, qui pristav dicitur“. Latinisiert erscheint dieser Hofbeamte als „pristallus“ und „praestavus“. Die starken Bindungen Rügens seit der Dänenherrschaft an den Norden führen auch zum Lehnwort „pristaff“ im Schwedischen.

Vom Hofamt abgeleitet findet sich in Mecklenburg der Zuname Pristav, z. B. im Beleg „Mane, Zulin, Pristav“ (MUB 301 Or) sowie bei dem bekannten meckl. Landesgeschichtler Witte in der Bedeutung „Meier, Sachwalt, Beistand“ (frdl. Mitteilung Julius Bilek in Neustrelitz).

Wir wenden uns nunmehr wieder der Standesbezeichnung slav. *Pristav'e'l m. zu. Sie begegnet uns nämlich noch mehrfach in Siedlungsnamen weiter südlich wohnender Slavenstämme. Im altsorbischen Sprachgebiet, das sich einstmals ungefähr zwischen Fläming und Erzgebirge/Vogtland/Oberpfalz ausbreitete, finden wir:

1. den ON „Priestäblich“ N Eilenburg, urkundlich 1285 Pristewelc; ca. 1330 Pristewlik (UBMerseburg 480); sodann 1371 Prestewelik (UB Halle III 1 S. 337); 1495 Prestevelig (DE S. 93, wo noch spätere). Bei diesem Namen ist bereits 1285 -a- > -ä- (e) „umgelautet“, möglicherweise noch in sorbischer Zeit (sonst: dt. i-Umlaut).

2. ON heute „Prisselberg“, Kr. Altenburg/Thüringen: ca. 1200 (?) Priztelwic (AU 69a S. 57 Or) XII (scobrones); sodann ?1300 Pristaulitz (Schön I 113); ?1303 Pristaulitz (MO 2,268; 5,360); 1336 Pristaulik — Pristaulic (RM 410,20; 403,22) mit der Bemerkung: „2 (talenta) desolata“ (s. u.); 1385 Pristelwicz (MO 6,372; 9,245); später verändert: 1445 Pristilwicz VII H(uften) (Erbar); 1528 Prisselberg (2x), Brysselberg (MO 460/70; 472 Or); 1609 Pristelberg (ÄK).

3. Unmittelbar neben dem noch heute bestehenden Dörfe „Prisselberg“ (Nr. 2) nennt — als einzige Quelle — das leider undatierte „Bosauer Zehntverzeichnis“ (= AU 69a S. 57) noch ein zweites genau gleichlautendes: ca. 1200 in secundo Priztelwic VIII (scobrones). Vergleicht man damit die Bemerkung zu Nr. 2 im Beleg 1336 „2 (talenta) desolata“ (RM 403 Nr. 22), so darf man in dem „desolata“ wohl eine letzte Reminiszenz an diese zweite kurzlebige Siedlung (Wüstung) dicht neben dem Orte „Prisselberg“ erblicken.

4. Wenig südlich der sächsischen Stadt Groitzsch, wo noch heute der alte Burgwall „Wiprechtsburg“ an den frühen Kolonisor Wiprecht von Groitzsch († 1124) erinnert, liegt heute zwischen Elster und Schnauder erhöht das Dorf „Priesligk“ (Groß-, Klein-). Das „Lehnbuch“ Friedrichs des „Strengen“ von 1349/50 berichtet darüber: „Item Heidenricus de Hogenist (= h. Hagenest, Kr. Borna) habet in Pristaulig 1 mansum.“ (Lb S. 88).

Diese vier altsorbischen Dörfer hießen *Pristawlik m. (gesprochen „Pristaulik“, genau wie im Beleg 1336 für Nr. 2, s. o.). Die Umstellung des -l- (BZ: Priztelwic) und die spätere Angleichung an viele dortige

ON auf -witz, schließlich in -berg (wohl wegen Zugehörigkeit zum nahen Schlosse „Ehrenberg“) zeigt, wie der sorbische Name deutschen Zungen zu schaffen machte.

Wir gehen nun weiter nach Südosten, nach Böhmen. Hier verzeichnet A. Profous¹⁰⁾ (III 469 f.) insgesamt dreizehn (!) Siedlungen des Namens čech. Přestaviky pl. (Genitiv: do Přestavik! Lokativ: v Přestavikách). Seine phantastische Erklärung des unverständlichen Namens hat er — leider — von längst veralteten früheren Autoren übernommen. Wer darüber mehr wissen möchte, findet einen Überblick bei A. Graf (S. 21 f.), doch sei ausdrücklich vor einem Fürwahrhalten der dort zitierten „Theorien“ gewarnt.

In Wirklichkeit gehören die dreizehn gleichlautenden Siedlungsnamen in Böhmen sämtlich ebenso zum „Pristavel“ wie die oben untersuchten Namen aus dem sorbischen oder elb- und ostseeslavischen alten Sprachgebiet. Schon die große Anzahl spricht für einen einstmals über ganz Böhmen verbreiteten und allgemein üblichen und verstandenen Begriff als Bedeutungsgrundlage. Er muß aber früh außer Gebrauch gekommen sein und war evtl. eine nur kurzlebige „Mode“, die bald in Vergessenheit geriet. Nur so ist erklärlich, daß sich die Präposition slav. *Pri- in Böhmen bei diesem Namen in Prě-, später Pre- verwandeln konnte. Daß die Entwicklung wirklich so verlaufen ist, beweisen mehrere alte Belege dieser Namen, z. B. 1352—99 Prziestawlk, 1425 in Prziestawlk (bei Nr. 2, S. 470); 1292 Pristawlicz (Nr. 3, vgl. den Altenburger ON!); ca. 1400 villa Przyestawlky (Nr. 4); 1356 de Przystawil (! Nr. 5) usw.

Die Vertauschung der Präpositionen ist in Böhmen auch in umgekehrter Richtung erfolgt, z. B. im ON heute „Přivlaka f. Hier ist urslav. *per- „durch“ verwandelt in čslk. *prě-, dann *přě-, *prie- und schließlich při- (s. Profous 3,485 ff., wo weitere Beispiele).

Alle bisher untersuchten Siedlungsnamen *Pristavlik m. bzw. als Einwohnernamen *Pristavlici pl. sind heute „tote“, d. h. unverstandene, ererbte Namen und Begriffe, die „unproduktiv“ geworden sind. Wir müssen abschließend noch eines Gebiets Erwähnung tun, in dem die zugehörige Wortsippe noch ganz in lebendigem, produktiven Gebrauch ist. Dies ist Slovenien, nahe dem blauen Südmeer, der Adria. Hier, in südslavischen Bereichen, ist sloven. pristávník m. „der Meier“ und pristáva f. „die Meierin“, welche auch pristávlja f. heißt. Grundlage ist pristáva f., der „Meierhof“, das „Landgut“. Zu vergleichen ist ferner sloven. pristavba f. der „Zubau“, alles vom Verbum perfektivum pristávati „hinzubauen, -stellen“ in spezialisierter Bedeutung (s. Pleteršnik II 333/4). Ein Siedlungsname in Krain „Pristavljiva“ (Mikl. ONA 222) fügt sich trefflich in diese Reihe.

Neben dem polnischen przystaw m. „Aufseher“ (Mikl. 319) ragt unser brandenburgischer „Pristavel“ von 1375 (Landbuch) als letztes „Leitfossil“ einer ausgestorbenen westslavischen Abart (mit -l-Formans) dieser Wortsippe in die Gegenwart hinein. Selbst in Böhmen nicht mehr verstanden, zeugen alte Siedlungsnamen von der Ostsee bis zur Adria von einer nur hier noch fortlebenden Amtsbezeichnung, deren einstige spezielle Bedeutung und vielleicht weitere Verbreitung im einzelnen noch erforscht werden sollte.

Anmerkungen:

¹⁾ Dr. F. Bestehorn: Die geschichtliche Entwicklung des märkischen Fischereiwesens. (Archiv für Fischereigeschichte, Heft 1, Berlin 1913, S. 1—199.) — ²⁾ Dr. A. Hegert: Märkische Fischerei-Urkunden. (Märkische Forschungen, XVII., Berlin 1882, S. 72—138). — ³⁾ W. v. Schulenburg: Märkische Fischerei. (Fischerei-Verein f. d. Provinz Brandenburg, Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens, Berlin 1903). — ⁴⁾ Dr. R. Peesch: Der Wortschatz der Fischer im Kietz von Berlin-Köpenick, Berlin 1955. — ⁵⁾ siehe Anm. 3. — ⁶⁾ Dr. J. Schultze: Das Landbuch der Mark Brandenburg von 1375, Berlin 1940. — ⁷⁾ Dr. G. Klünder: Die Zauche und ihre Pfarreien bis 1600. (Jahrbuch f. brandenbg. Landesgeschichte, 2, 1951, Seite 53 [insgesamt: S. 47—68 passim]). — ⁸⁾ Dr. A. Graf: Die Ortsnamen des Kreises Pritzwalk, Pritzwalk 1957. (Besprechung von Dr. Ernst Eichler in: „Onomastica“, Rocznik IV. Wrocław-Kraków 1958, Seite 425—427). — ⁹⁾ Annales Pegavienses = G. H. Pertz (Herausgeber) in: MG SS XVI, Seite 234—67, Hannover 1859 (Neudruck: Leipzig 1925). Vgl. bei Brüske (Exkurs 2) Seite 227—229 (zu „Pasewalk“). — ¹⁰⁾ Dr. Antonín Profous: Místní jména v Čechách (Die Ortsnamen in Böhmen), Praha 1949—1957, 4 Bde.

Abkürzungen:

AK	Älteste Karte: Gründlicher Abriß der Ämpter Altenburg und Ronneburg etc. — durch Paulum L ö b e r. Altenburg 1673
AU	Dr. Hans Patze, Altenburger Urkundenbuch (976—1350), Jena 1955
Bestehorn	Anm. 1
Brüske	Br ü s k e, Wolfgang: Untersuchungen zur Geschichte des Lutizenbundes. Deutsch-wendische Beziehungen des 10.—12. Jahrhunderts. = Mitteldeutsche Forschungen Bd. 3. — Münster/Köln 1955
BZ	„Bosauer Zehntverzeichnis“: Hans Patze, Zur Geschichte des Pleißengaus im 12. Jh. auf Grund eines Zehntverzeichnisses des Klosters Bosau (bei Zeitz) von 1181/1214, in: „Blätter für dt. Landesgeschichte“ 90 (1953), Koblenz, S. 78 bis 108
CBr	A. R i e d e l: Codex diplomaticus Brandenburgensis, Berlin 1838 ff.
Dal'	Vladimir Dal', Tolkovyj slovar živogo velikorusskago jazyka, Band I—IV, Moskva 1863—66
DE	Dr. E. Eichler: Die Orts- und Flußnamen der Kreise Delitzsch- und Eilenburg, Halle 1958
EO III	R. Trautmann, Die Elb- und Ostseeslav. Ortsnamen, Teil III, Register (bearb. von Hermann Schall), Berlin 1956

Felten	W. Felten: Die Personennamen der Stadt Boizenburg vom 13. bis 17. Jh. — In: Meckl. Jahrbücher 100 (1936) S. 1 ff.
Farbar	Verzeichnis der „erbaren manschaft“ in den Pflögen Altenburg und Ronneburg. — In MO/4 S. 35 f.
Graf, A.	s. Anm. 8
Hegert	s. Anm. 2
Kausche	D. K a u s c h e: Putbusser Regesten, Stettin 1940
Kluge-Mitzka	F. Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 17. Auflage, bearb. von Walther Mitzka, Berlin 1957
Landbuch	s. Anm. 6
Lb	W. Lippert und H. Beschorner: Das Lehnbuch Friedrichs des Strengen, Leipzig 1903
Machek	Václav Machek, Etymologický Slovník jazyka českého a slovenského (Etymolog. Wörterbuch der tschechischen und der slowakischen Sprache), Prag 1957
Miklosich	F. Miklosich: Etymologisches Wörterbuch der slavischen Sprachen, Wien 1886
— ONA	derselbe: Die slav. Ortsnamen aus Appellativen, Wien 1872/4
MU	Mecklenburgisches Urkundenbuch, Schwerin 1863 bis 1936
MO	Mitteilungen der Geschichts- und Altertumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg, 15 Bände. Altenburg/Thüringen, 1841—1935.
Pletersnik II	Wolf, Anton Alojzij — Pletersnik, M.: Slovensko-Němski Slovar (Slovenisch-Deutsches Wörterbuch). V Ljubljani (Laibach) 1894/5
Profous	s. Anm. 10
RM	H. Beschorner: Registrum Dominorum Marchionum Missnensium (1378), Leipzig/Berlin 1933
PU	Fommersches Urkundenbuch, Stettin 1868—1936
Schön I	T. Schön: Geschichte des Fürstl. und Gräfl. Gesamtthauses Schönburg = UB der Herren von Schönburg Bd. I (1182—1419), Waldenburg/Sa. 1901
Sturm	K. Sturm: Die Familiennamen und die Bevölkerung der Insel Usedom bis 1700, Diss. Greifswald 1920
UB Halle	Dr. A. Bierbach, Urkundenbuch der Stadt Halle, ihrer Stifter und Klöster, Band 2 = Teil III 1 (1351—1380) = Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und des Landes Anhalt, Neue Reihe, Band 2. Halle 1964
UB Merseburg	P. Kehr: Urkundenbuch des Hochstifts Merseburg. Teil I (962—1357), Halle 1899

Dr. Eberhard Faden zum 70. Geburtstag am 1. September 1959

Es war wenige Jahre vor dem ersten Weltkrieg, da trat eines Tages vor den Schreiber dieser Zeilen, den damaligen Bibliothekar des „Historischen Seminars der Kgl. Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin“, in frischer Jugendkraft ein schmucker Einjährig-Freiwilliger in der Uniform des 4. Garde-Regiments: der stud. phil. Eberhard Faden aus Moabit, wo jener Truppenteil in Garnison lag. Das ist bald ein halbes Jahrhundert her, und nun ist die Zeit da, daß wir den ehemaligen Jünger des Mars und der Minerva als Siebzigjährigen begrüßen.

Die Schule seines Heimatbezirks, das Luisen-Gymnasium, hatte ihm das Rüstzeug mitgegeben, das ihm dazu diente, das Studium der Geschichte mit dem der Geographie zu verbinden. Von beiden Gebieten her war denn auch die erste 1918 gedruckte Veröffentlichung bestimmt: „Zur strategischen Lage Berlins im Wandel der Geschichte.“ Ein für Fadens innere Entwicklung entscheidendes Erlebnis lag damals bereits hinter ihm. Mit den grauen Heerscharen war er gen Frankreich marschiert und hatte als Leutnant dem Vaterlande vor Verdun schweren Blutzoll gezahlt. Für seine bürgerliche Existenz war der Grundstein gelegt durch die Staatsprüfung für das höhere Lehramt und die Anfänge einer sich mehr und mehr ausweitenden wissenschaftlichen Arbeit, einer Geschichte Berlins im Dreißigjährigen Kriege. Sie brachte ihm die Berliner Doktorwürde. Erst 1927 ist dieses gründliche, voll ausgereifte und vorzüglich geschriebene Werk, ein stattlicher Band von über 300 Seiten, erschienen, als erster Band der vom Archiv der Stadt Berlin herausgegebenen „Berlinischen Bücher“.

Mit dem Schicksal Berlins ist das Leben Fadens eng verknüpft geblieben. Als Studienrat am Lichtenfelder Schiller-Gymnasium hat er seit 1919 in langer Tätigkeit den guten Ruf dieser höheren Schule vermehren helfen. Er war der Berufenste, ihr zu ihrem fünfzigjährigen Bestehen im Jahre 1935 ein würdiges, eindrucksvolles Denkmal mit einer Darstellung ihrer geschichtlichen Entwicklung zu setzen.

Dem tüchtigen Kenner berlinischer Vergangenheit wurde zwei Jahre später die ehrenvolle Aufgabe gestellt, an der Festschrift zur 700-Jahrfeier der Reichshauptstadt

mitzuarbeiten. Es sollte keine akademische, nur für fachwissenschaftliche Kreise geschriebene Geschichte Berlins werden. Man suchte des kenntnisreichen Forschers gewandte Feder. In der Tat kommt denn auch sein Beitrag, der von der Gründung der Stadt bis zum Ende der friderizianischen Epoche reicht und damit den größten Teil des Werkes ausmacht, in seiner Lebendigkeit jenem Ziele nahe, mag die Forschung auch seitdem manche neuen Wege gegangen sein.

Diese Leistung ist es gewesen, die Faden 1939 auf den Posten des Direktors des Stadtarchivs führte, den er bis 1945 bekleidete. Auch das mehrere Jahre innegehabte Amt des 2. Vorsitzenden des Vereins für die Geschichte Berlins ließ ihn zusehends in dem Berliner Geschichtsboden wurzeln. Beigetragen hat dazu auch, daß der inzwischen als Studienrat am Askanischen Gymnasium zur Schule Zurückgekehrte in der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg heimisch wurde. Auch hier wurde er bald zum 2. Vorsitzenden berufen. Mancherlei kleinere Arbeiten, zum Teil nach seiner Pensionierung erschienen, legen Zeugnis davon ab, wie gründlich sich dieser Urberliner in einzelne geschichtliche Probleme seiner Vaterstadt zu vertiefen wußte, z. B. in das Hauptstadtproblem oder in ein aus Karten und Plänen zu gewinnendes Geschichtsbild der Stadt. Kaum ein anderer hätte wohl auch zu dem neuesten Baedeker von Berlin (1954) die bei aller Knappheit lesbaren und aufschlußreichen Abschnitte über Berlins politische und Wirtschaftsgeschichte, seine Kultur- und Geistesgeschichte, beisteuern können.

Wer selbst Berliner Geschichte erforscht oder wer an solcher Forschung Anteil nimmt, wird immer wieder auf den Namen Faden stoßen. Er wird sich seiner, der nunmehr an der Schwelle eines neuen Lebensjahrzehnts angekommen ist, dankbar erinnern. Insonderheit hat ihm die Landesgeschichtliche Vereinigung zu danken. Wie oft haben sein Rat und sein Können hier Früchte getragen! Wie häufig hat er in Vorträgen andern von seinem Wissen gespendet, z. B. als er in das topographische Dunkel des alten Giesensdorf hineinleuchtete! Danken möchte dem „jüngeren Gelehrten“ auch der einstige Seminarbibliothekar für manche wissenschaftliche Bereicherung und menschliches Verständnis in guten und bösen Tagen.

W. Hp.



Unser Martin Henning

(Zweiter von links in der ersten Reihe) im Kreise seiner Wanderkameraden, Doberlug, Ostern 1939

Bücherschau

Heinrich Grimm: Die Holzschnittillustration in den Drucken aus der Universitätsstadt Frankfurt an der Oder bis zum Jahre 1528. Vom Marienpsalterium aus Kloster Zinna bis zu Georg Lemberger. Verlag der Gutenberg-Gesellschaft, Mainz 1958.

Einen Beitrag zur Kultur- und Kunstgeschichte des deutschen Ostens nennt Dr. Grimm die Studie, die einen 30jährigen Zeitraum umfaßt, da er den in Kloster Zinna gedruckten Marienpsalter (vgl. Monatsbl. Touristenklub f. d. Mk. Brdbg. 1905 S. 53—55) hinzunimmt. Aus Frankfurt sind von 1502—28 115 Drucke nachweisbar, die etwa zu einem Viertel mit Holzschnitten illustriert sind, doch wird die Zahl der dort gedruckten Bücher, die nicht auf uns überkommen sind, bedeutend größer sein. Die Signete als Druckerzeichen in Holzschnitt werden von den Frankfurter Druckern Conrad Baumgarten (1505—9) und den gemeinsam arbeitenden Nicolaus Lamparter und Balthasar Murrer (1506—8) behandelt, von denen die letzteren durch Holzschnitte und typographischen Schmuck deutungsreicher Initialen ihren Drucken besonderen Charakter verliehen haben. Aus Basel, Straßburg, Leipzig und aus anderen Städten kamen diese Drucker, — durch die junge Universität angezogen —, ohne daß der Druck an der Oder die Höhe des südwestdeutschen zunächst erreichte. Ihre Verbindungen mit den Gelehrten und auch mit dem „Buchführer“ Peter Wernitz, genannt „Schwob“, der 1507/8 Bürgermeister in Frankfurt war, beleuchten von einer neuen Seite das Leben in der jungen Universitätsstadt. Baumgarten ging nach Leipzig, sein Nachfolger Johannes Hanau, der drei Jahrzehnte der einzige öffentliche Drucker in der Mark war, übernahm sein Werkstattmaterial einschließlich der Bildstöcke, der gotischen und der aufkommenden Antiquatypen. Von ihm wurde 1512 die von Vigilantius in Latein übertragene Schilderung des Neuruppiner Fürstenturniers (Bellica Progymnasmata) z. T. mit Stöcken aus Baumgartens Werkstatt gedruckt, von der Joh. Schultze 1937 zum 100jährigen Bestehen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg den uns bekannten Faksimiledruck herausgab. Hanau druckte mehrere Schriften über die Judenverfolgung von 1510, unter denen die 24 Holzschnitte des „Sumarius“ (1511) mehr kulturhistorischen als künstlerischen Wert haben. Bedeutender waren die von Georg Lemberger aus Leipzig zu Wimpinas Hauptwerk Anacephalaeoseos beige gesteuerten Holzschnitte, so daß durch sie und die Druckeranordnung dieses Foliowerk von 800 S. zu einer beachtlichen Leistung wurde (1528). Nach einer stillen Zeit setzten mit der Universitätsreform Johann Eichorn (1549—81) und Frantz Friderich, über den an Hand weiterer Arbeiten Grimms besonders berichtet wird, das Bemühen fort, denen Johann Hartmann folgte. Über ihn und seinen für die Landesgeschichte wesentlichen Druck von 1598, die „Annales Marchia Brandenburgicae“ des Andreas Angelus und die Art ihrer Illustration verweisen wir auf unsere Monatsbl. 1938, Nr. 7/8 (F. Henning, Der märkische Chronist Andreas Angelus). Die Grimmsche Arbeit (21 Abb.) bietet den Freunden des Holzschnitts und der Geschichte der Viadrina eine Fülle von Anregungen. M. Henning †

Heinrich Grimm, Der Medailleur, Holzschneider und Kupferstecher Frantz Friderich. Ein Buchgraphiker des 16. Jahrhunderts (Gutenberg-Jahrbuch 1956, S. 205—215) — Ders., Zum Werk des ostdeutschen Buchgraphikers Frantz Friderich (Gutenberg-Jahrbuch 1959, S. 177—183).

Diese Darstellungen sind Frantz Friderich gewidmet, der von etwa 1548 bis 1585 in Frankfurt/Oder lebte. Den „Medailleur“ hatte O. Gessner bereits 1928 als den Schöpfer einer Reihe künstlerisch hochwertiger Schaumünzen festgestellt, während H. Grimm ihn nun in seiner erstaunlichen Vielseitigkeit zu beleuchten und dem in der Kunstgeschichte dank seines klaren Signums längst bekannten Namen Gestalt und Inhalt zu geben

vermag. Es ist vor allem der Porträtist Friderich, der den Verfasser veranlaßt, ihn in die Cranachschule einzureihen, zumal er für die Oderstadt Frankfurt die Tätigkeit mehrerer namhafter Cranachschüler nachweisen konnte. Seine Bildnisse erscheinen zumeist als die nach dem Geschmack der Zeit beliebten Porträtmedaillons, die er, von bedeutenden Zeitgenossen schuf und die gleichzeitig die „Verzahnung“ mit der Medaille erkennen lassen. In mehreren Fällen sind sowohl Medaille wie Medailionholzschnitt überliefert. Unter den Porträtierten seien nur die universell gebildeten Frankfurter Universitätsprofessoren Jodocus Willich und Ludolph Schrader genannt. Des letzteren und Distelmeiers Porträt finden sich auch in Martin Friedrich Seidels „Icones“ als signierte Nachdrucke; sie gehören zweifellos zu den besten dieser Bildersammlung überhaupt. Darüber hinaus schuf der Bildillustrator eine ganze Zahl dekorativer Holzschnitte und Kupferstiche, Wappen, Bilddarstellungen, Schmuckleisten und Vignetten, dazu die oft erwähnten „redenden“ Druckersignete Eichorns. Seine Titelseiten, vor allem die Musiktitel, sind von wohlausgewogener und teilweise sehr reizvoller Komposition. Sein Werk ist mit der seit 1549 in Frankfurt arbeitenden Offizin des Johann Eichorn aufs engste verbunden. Wie Hanau durch das Zusammenwirken mit dem Holzschneider Georg Lemberger seine Bucherzeugnisse auf eine beachtliche Höhe brachte, ist Friderich der künstlerische Förderer des Eichornschen Verlagswerkes. Trotzdem ist sein Schaffen nicht örtlich gebunden, sondern nach Grimm im ganzen Kulturgebiet nördlich des Mains nachweisbar. In den von Eichorn für Polen hergestellten Drucken konnten zwei mit dem charakteristischen FF signierten Bildnisse festgestellt werden. Und mit den weit verbreiteten Eichorn drucken, insbesondere den Lautentabulaturen, wurde auch Friderichs Werk nahezu in ganz Europa bekannt.

Über die äußeren Lebensverhältnisse Friderichs, der der Frankfurter Goldschmiedezunft angehörte, wissen die Frankfurter Ratsprotokolle einiges auszusagen. Es wäre zu wünschen, daß es dem Verfasser vergönnt sein möge, das beabsichtigte Verzeichnis des Gesamtwerkes noch abzuschließen und bekannt zu geben. E. Schirmacher

Kleine Beiträge aus der bibliothekarischen Arbeit. Wilhelm Schuster zum 70. Geburtstag am 10. Juni 1958 gewidmet. Herausgegeben von Jürgen Busch und Werner Jahrmann, Berlin 1959. — Bezug durch die Berliner Zentralbibliothek, Am Blücherplatz.

Am 10. Juni 1958 beging Dr. phil. Wilhelm Schuster, der frühere Direktor der Berliner Stadtbibliothek, seinen 70. Geburtstag. Aus diesem Anlaß widmeten ihm Freunde, Mitarbeiter und Schüler einen inhaltreichen Band, in dem sie viele Fragen und Probleme aus dem umfangreichen Arbeitsgebiet des Jubilars behandeln. Mit Ausnahme der Betrachtung von Werner Schuder über das Verhältnis zwischen bibliothekarischer Arbeit und der Universitas litterarum und Werner Jahrmanns „Gedanken zur Jugendbüchereiarbeit“ ist der Themenkreis der Beiträge auf Berlin beschränkt, der Stadt, der Arbeit und Liebe Wilhelm Schusters bis in die Gegenwart vor allem gelten.

Wieland Schmidt berichtet von verschiedenen Mitgliedern der Familie Rose, aus der uns besonders der Apotheker Wilhelm Rose aus Fontanes Erinnerungen vertraut ist. In Ausschnitten aus der Geschichte der gelehrten Gesellschaften und ihrer Bibliotheken in Berlin zeigt Eberhard Faden, wie vielgestaltig sich in unserer Hauptstadt die wissenschaftlichen Vereinigungen im 19. Jahrhundert entwickelt haben, ja daß bereits im preußischen Berlin deutsche Verbände entstanden. Der Berliner Jugend und frühen Manneszeit des bedeutenden Deutschamerikaners Franz Lieber, den große und berechtigte Bitterkeit gegen den preußischen Staat aus seiner Heimat vertrieb, gilt ein Beitrag Konrad Kettigs. In die

Zeit nach dem ersten Weltkrieg führen die Erinnerungen von Therese Krimmer an ihr „Schattentheater“ in einer Kinderlesehalle und von Carl Löffler, der es ausgezeichnet versteht, das „Fluidum des bibliothekarischen Lebens mit seinen Leistungen und seinem Versagen“ darzustellen.

Weitere Beiträge behandeln die Musikbibliotheken (H. Schermall), das Volksbüchereiwesen (R. Maurenbrecher), den für unsere Arbeit so wichtigen Gesamtkatalog (H. Lullies) sowie die Wissenschaftliche Zentralbibliothek (G. Krohn) u. a. Besonders wertvoll ist auch der Bericht von B. Sauer über die Kleist- und Alexissammlung und das Arno-Holz-Archiv, die in der Berliner Zentralbibliothek (Gedenkbibliothek) Aufnahme gefunden haben. H. Gebhardt

Christian Gotthold Schwela †, Die Flurnamen des Kreises Cottbus. Veröffentlichungen des Instituts für Slawistik (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin), hrsgb. von H. H. Bielefeldt, Nr. 17, Berlin, Akademie-Verlag 1958, XXII u. 571 SS. m. Ortskarte, brosch. 88 DM.

Der aus Schorbus, Kr. Cottbus, stammende, als wendischer Sprachforscher bekannte und für sein Volkstum eifrig wirkende Pfarrer Schwela in Dissen, Kr. Cottbus (früher in Nochten O./L.), kündigte schon geraume Zeit vor seinem Tode († 1948) die Herausgabe der Flurnamen des Kreises Cottbus, die er in langjähriger Arbeit gesammelt hatte, in einem Probedruck an. Eine Drucklegung war aber in der Hitlerzeit aus politischen wie finanziellen Gründen unmöglich. So konnte das Manuskript, das die Erben 1952 der Akademie überlassen hatten, erst jetzt, nachdem es vom Institutsmitarbeiter Dr. Schall druckfertig gemacht worden war, zur Veröffentlichung gelangen.

Bei dieser Veröffentlichung hat man, wie im Vorwort ausdrücklich unterstrichen wird, „nicht nur das Material, sondern auch Schwelas Darstellung dieses Materials, den ganzen Wortlaut der Arbeit, als sorbisches Sprachdenkmal respektiert“. Das Buch bringt einleitend zweisprachig auch ein Vorwort Schwelas, in dem er sich über Ziel und Methode äußert, ein Verzeichnis der Abkürzungen, Angaben über die Aussprache der vom Deutschen abweichenden Lautzeichen sowie ein Verzeichnis der Gemeinden in der Reihenfolge der Behandlung. Der I., umfangreichste Hauptteil (S. 3—403) bietet dann die gemeindefür die geordneten Flurnamen. Im II. oder Register-Teil stammt nur das deutsch-niedersorbische Flurnamenregister (S. 407—473) vom Verfasser; das niedersorbisch-deutsche (S. 474—557) sowie die beiden Ortsverzeichnisse: deutsch-niedersorbisch und niedersorbisch-deutsch (S. 558—566) und ein Anhang: Zur Wortbildung der niedersorbischen Flurnamen (S. 567—571) wurden vom Bearbeiter hinzugefügt.

Schwela verfährt bei der Reihenfolge der Ortschaften nicht alphabetisch, sondern geographisch; er beginnt mit Burg im Nordwesten, wendet sich von dort dem nördlichen, dann dem südlichen Kreise zu und schließt mit Cottbus, indem er neben die amtliche Schreibweise der Orte (1931) die im Ort übliche sorbische Bezeichnung setzt. Hieran schließen sich abweichende deutsche und sorbische Bezeichnungen, urkundliche Erwähnungen des Ortes, Namenerklärungen, verwandte Ortsnamen aus anderen Gegenden, volkstümliche Erklärungen, an den Ort sich knüpfende Sagen oder Überlieferungen, dann, als bei weitem umfangreichste Abschnitte, die Flurnamen selbst, aufgeteilt in die Gruppen: I. Teile des Dorfes, II. Wege, III. Gewässer, IV. eigentliche Flurbezeichnungen. Der Verfasser bietet also sehr viel mehr als die Flurnamen, doch fragt es sich, ob er nicht mit der Einbeziehung der volkstümlichen Überlieferungen und Angaben, die noch dazu z. T. wenig reichhaltig sind, zu weit ging. Das gleiche gilt für die Wegebezeichnungen, wenn bei jedem Ort die nach den jeweiligen Nachbardörfern führenden und so benannten Wege in sorbischer Sprache aufgeführt werden (z. B. bei Briesen: Golbinska

droga, Gulbener Weg), denn da handelt es sich doch offenbar um keine eigentlichen Flurnamen. Auf Einzelheiten einzugehen oder Berichtigungen anzumerken, ist aber in einer kurzen Besprechung nicht möglich. Insgesamt kann man nur sagen, daß Schwelas Arbeit eine überaus fleißige und verdienstvolle Flurnamensammlung darstellt, die für die spezielle wie auch für die allgemeine Volkstums- und Siedlungsgeschichte bei sorgfältiger, kritischer Benutzung großen Wert besitzt.

Nicht unbedingt zustimmen kann man der Art der Herausgabe des Schwelaschen Manuskriptes. Hier ist die Bearbeitung in der Respektierung des Autors zu weit gegangen. Dies hat gewisse Mängel zur Folge, die in einem Hand- und Nachschlagewerk, wie es doch eine Flurnamensammlung in erster Linie sein soll, störend und beeinträchtigend wirken. Es wäre zweckmäßig gewesen, die Ortschaften alphabetisch aufeinander folgen zu lassen; das Suchen in den Ortsverzeichnissen hätte sich dann erübrigt. Die nicht alphabetische Anordnung der Flurbezeichnungen unter den einzelnen Orten kann man vielleicht hinnehmen im Hinblick auf die Flurnamenregister, aber dann hätten dort neben den Namen die Seitenzahlen angegeben werden müssen und nicht nur die Dörferabkürzungen, die man erst nachschlagen muß, um dann weiter in den Ortsverzeichnissen die Seiten zu finden und nun erst unter dem betreffenden Ort die Flurbezeichnung aufzuspüren. Bedauerlich ist es auch, daß die historischen Fakten und Zahlen nicht nachgeprüft, berichtigt und ergänzt worden sind. Für das Vorkommen der Orte hatte schon Schw. nicht oder nicht hinreichend alle zu seinen Lebzeiten vorliegenden gedruckten Quellen benutzt, so z. B. nicht den Urkundenanhang in W. Lippert, Wettiner und Wittelsbacher sowie die Niederlausitz im 14. Jahrhundert (1894), v. Mansberg, Erbarmenschaft Wettinischer Lande 4. Bd. (1908), Fr. Schmidt, Die Urkunden des Cottbuser Stadtarchivs in Regesten: Niederlaus. Mitt. 10 (1909). Inzwischen ist weitere Literatur erschienen, die mit Nutzen hätte herangezogen werden können — ich nenne nur den 1938 erschienenen Kunstdenkmälerband des Stadt- und Landkreises Cottbus und G. Krüger, Die Rittergüter in der Herrschaft Cottbus und ihre Besitzer 1939. Ergiebig wäre auch das von Lippert, Krüger und mir schon benutzte Lehnkopiar Rep. 78a/8 aus der Mitte des 15. Jahrhunderts (sog. Lausitzkopiar) im früheren Geh. Staatsarchiv gewesen. Jedenfalls lassen sich die meisten Orte mit entsprechender urkundlicher Schreibung schon um ein bis zwei Jahrhunderte früher nachweisen als nun im Flurnamenbuch, und solche ältesten Schreibweisen können ja auch für die Namendeutung und Siedlungsbeurteilung von Wichtigkeit sein.

Durch eine gestraffte Redigierung, die das Verdienst des Autors keineswegs geschmälert hätte, wäre es vielleicht auch möglich gewesen, den Umfang des Bandes bedeutend zu verkürzen und dadurch den sehr hohen Preis auf eine auch für den Privatmann erträgliche Summe herabzusetzen. Mußten diese Ausstellungen gemacht werden, so darf doch die Besprechung nicht schließen, ohne dem kenntnisreichen Herausgeber Dr. Schall für die entsagungsvolle Tätigkeit, die im einzelnen nur der Sprachforscher von Fach zu beurteilen in der Lage ist, für die Selbstlosigkeit, mit der der Bearbeiter dem wertvollen Werk des Verewigten zum Erscheinen verhalf, gebührend und ehrend zu danken. Rudolf Lehmann

Erna Taege-Röhnisch, Wind över de Heid, Schwerin 1955, Petermänken-Verlag

Dieses Bändchen von Erna Taege-Röhnisch aus Tempin enthält Gedichte, Erzählungen und Lieder mit Melodien von Fritz Röhnisch, dem Gatten der Dichterin. Bereits eines der ersten Gedichte „Van'n Lannen“ zeigt uns die Liebe und enge Verbundenheit zu ihrer niederdeutschen Heimat, die das ganze Werk durchzieht. Als Kind eines Waldarbeiters kennt Erna Taege-Röhnisch aus eigenem Erleben Sorgen und Nöte, Freud und Leid der uckermärkischen Dorfbewohner. So wechselseitig, wie

„de Wind över de Heid“ wehen kann, so vielseitig weiß sie ihre Themen aus dem dörflichen Leben und Treiben ihrer uckermärkischen Heimat zu gestalten.

Jahreszeitengedichte (Nosommertied) wechseln mit Liebesgedichten (Netteln, Olle Geschicht), auch Schlaf- und Tanzlieder gehören in diesen bunten Reigen. All das tritt in schlichten und innigen Versen vor uns hin. Daneben aber stehen auch Gedichte wie „De olle Knecht“, in dem das Leben und die Empfindungen des Menschen auf dem Dorfe geschildert werden, der nicht Haus und Hof sein eigen nennen kann. Ähnliche Stoffe wie die Gedichte und Lieder behandeln auch die in dem Sammelband enthaltenen Erzählungen. Von einem ausgeprägten künstlerischen Formwillen und Können der Dichterin zeugen besonders die Erzählungen „Rosen un Habutten“ und „De Handorgel“. In der ersten zeigt sie die Liebe und das Zueinanderfinden zweier junger Menschen, wobei der wilde Rosenstrauch seine Rosen als Geschenk und seine Hagebutten für den Hochzeitswein hergeben muß. In der zweiten Erzählung ist es die Handorgel, die ein Bauernhepaar durch ein langes Leben begleitet, die in freudigen Zeiten spielt, in schweren aber verstaubt auf dem Schrank liegt. Für alle Erzählungen gilt, daß in ihnen der Alltag, das Leben auf dem Dorf und die Dorfbewohner treffend und wirklichkeitsnah dargestellt werden. Mit wieviel Liebe und warmer Innigkeit die einzelnen Personen, Bilder und Szenen auch gezeichnet sein mögen, niemals wirkt eine Darstellung sentimental; dafür sorgt stets der Humor, den die Dichterin besitzt und der manches weichlich Schwermütige ausgleicht (De Hochzietsbrood).

Erna Taege gehört zu unsern wirklichen Heimatdichtern, die noch in der Mundart leben und denken; sie beherrscht alle Feinheiten der heimischen Sprache. Die ganze gegenständliche Ausdrucksweise der Mundart flutet uns entgegen, wenn wir erfahren, daß der kleine Willi schläft: „dät een Oog dät änner nich süüt“, und daß der Feuerschein des Ofenloches über die Dielen läuft: „as wenn de Katt de Muus griipt“ (Wind üm't Huus). „Wind över de Heid“ bringt uns also nicht nur die Uckermark als Landschaft, die Menschen und ihr Leben nahe, sondern zeigt als Mundartdichtung, welche sprachlich poetische Kraft in unserer märkischen Mundart steckt.

A. Wiese

Hans-Ulrich Engel, Schlösser und Herrensitze in Brandenburg und Berlin. Nach alten Stichen. Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt am Main 1959. 132 Seiten, 96 Tafeln, 1 Karte. DM 16,80.

Ein Buch, das durch sein Äußeres sehr besticht: wirkungsvoller Schutzumschlag, vornehmer Ganzleinenband in Schwarz mit Goldaufdruck in wohlabgewogenen Versalien, der Satz auf blütenweißem Papier in muster-gültiger Typographie und die Tafeln absolut tonwert-richtig auf Kunstdruckpapier. Der Text aber enttäuscht in vielem und beweist leider nur zu oft, daß der Verfasser in der brandenburgisch-preußischen Geschichte nicht sehr bewandert ist. Die seit über 30 Jahren abgetanen „Fischer-dörfer“ Berlin und Cölln feiern fröhliche Urständ, und für

die alte Havelfeste Brandenburg kennt Engel als ursprüngliche Bezeichnung nicht das allein richtige Brenna- oder Brendanburg, sondern nennt den Namen einer Fahrrad-marke. Was soll man dazu sagen, wenn von Neubabels-berg, dem Lieblingsaufenthalt Wilhelms I., das dieser über 50 Jahre lang (1835—1888) fast ständig von Frühlingsan-fang bis in den Spätherbst hinein bewohnte, behauptet wird, der Kaiser fühlte sich hier nicht wohl und floh (!) in sein Palais in Berlin. Ähnliches wird von Friedrich Wil-helm IV. im Zusammenhang mit Schloß Sanssouci erzählt. Der historische Handlungsablauf ist — sprachlich nicht sehr schön — im Präsenstext dargestellt und endet mit der Feststellung des heutigen Befundes. Die Bilanz ist erschütternd; denn von den 96 beschriebenen Bauten sind nur vier intakt über Krieg und Plünderung gekommen.

Die Bilder — nicht nach „Stichen“, sondern bis auf we-nige Blätter aus dem „Spiker“ nach Lithographien ent-standen — sind in sehr willkürlicher Auswahl, die natür-lich auch den Text bestimmt, dem 1864/65 erschienenen Band VII, Provinz Brandenburg, des von Alexander Dunk-er verlegten Sammelwerkes „Die ländlichen Wohnsitze, Schlösser und Residenzen des ritterschaftlichen Grund-besitzes in der Preußischen Monarchie“ entnommen, was Engel bedauerlicherweise verschweigt.

Die verlegerische Leistung verdient höchstes Lob, die des Autors ist sehr verbesserungsfähig. Pomplun

Walter Stengel, Alte Wohnkultur in Berlin und in der Mark im Spiegel der Quellen des 16.—19. Jahrhunderts. Verlag Bruno Hessling, Berlin 1958. 256 Seiten, 21 Textabbildun-gen, 53 Tafeln. DM 22,00.

Als Dr. Fricke im Jahrbuch für 1950 die ersten neun Hefte der Stengelschen „Quellenstudien zur Berliner Kul-turgeschichte“ angezeigt hatte, setzte ein wahrer „run“ auf das Märkische Museum ein, weil jeder die lebendig ge-schriebenen Arbeiten besitzen wollte. Damals konnte so manchem Wunsch nicht entsprochen werden; die Hefte waren nur in kleiner Auflage für den freilich schon in alle Winde verwehten Kreis der Freunde des Museums ge-druckt. Alle, die seinerzeit enttäuscht wurden, können nun zu diesem Buche greifen, in dem Walter Stengel seine Quellenstudien über Ofen, Möbel, Tapeten sowie Körper-pflege und Kleidung, revidiert, erweitert und bebildert, darbietet. Das Ganze ein buntes Mosaik zeitgenössischer Belege wie Handwerkerrechnungen, Verkaufs- und Dieb-stahlsanzeigen in den Intelligenzblättern, Haushalts- und Nachlaßinventare, von denen Krieg und Nachkrieg in den Archiven nicht viel übriggelassen haben. Die benutzte und genau nachgewiesene Literatur umfaßt 319 Nummern. Alles ist durch ausführliche Register erschlossen.

Dieses Werk eines Mannes, der über ein Vierteljahrhun-dert lang dem Märkischen Museum vorstand und der als einer der besten Kenner des deutschen Kunstgewerbes gilt, gibt uns ein anschauliches Bild von den Außerlichkeiten des Lebens unserer Vorväter. Bei aller Sachlichkeit in der Darstellung bewahrt es seinen Spannungsreiz von der ersten bis zur letzten Zeile, fürwahr das beste Geschenk, das Walter Stengel sich und uns zu seinem 75. Geburts-tag beschern konnte.

Pomplun

Aus dem Leben der Vereinigung

Am 27. Mai 1959 waren 75 Jahre seit der Gründung unserer Vereinigung vergangen. In Erwartung und Vor-bereitung dieses festlichen Termins verlief das Vereins-geschehen innerhalb der Berichtsperiode dieses Jahr-buchs — 1. Jan. 1958 bis 31. Mai 1959 — besonders rege.

Die für unsere Westberliner Mitglieder seit 1952 be-stehende räumliche Beschränkung auf Groß-Berlin legte das Schwergewicht unserer Veranstaltungen weiterhin auf Vortragsabende und Besichtigungen.

Sie fanden lebhaften Widerhall in Mitglieder- und Fach-kreisen, in Öffentlichkeit und Presse. Wiederholt konnte das Auditorium der Amerika-Gedenkbibliothek die Zahl der Besucher unserer Vorträge kaum fassen. 1958 fanden 14 Vorträge statt; Januar/Mai 1959 neun einschließlich des Festvortrages zu unserer 75-Jahr-Feier. Die Vorträge in der Gedenkbibliothek wurden im Vorraum durch Aus-lage von Büchern, Bildern und ähnlichen Belegen ange-kündigt, von Fräulein A. Meinecke verständnisvoll grup-piert.

Vortragsfolge:

- 1958
17. 1.: Prof. Dr. Paul Ortwin Rave / Dr. Irmgard Wirth / Dr. Hans-Herbert Möller: **Die Bauwerke und Kunstdenkmäler von Berlin**. Über die Aufgaben der Berliner Inventarisierung.
 31. 1.: Gerhard Halle: **Otto Lilienthal**. Berliner Flugpionier, Ingenieur und Menschenfreund (1848 bis 1896).
 14. 2.: Dr. Hans E. Pappenheim: **Die letzten Berliner Tage des Dr. de La Mettrie** († 1751) — **Wo ruht Rivarol?** († 1801). Zwei Ermittlungen aus jüngerer Zeit.
 28. 2.: Prof. Dr. Dr. Bruno Harms: **Der alte Heim**.
 14. 3.: Hans Zopf: **Karl Theophilus Guichard**, genannt Quintus Icilius, Seigneur de Wassersuppe.
 28. 3.: Dr. Berthold Schulze: **Geist von Beeren**. Wunschbild und Geschichte.
 11. 4.: Dr. Irmgard Wirth: **Berliner Maler sehen Berlin**.
 25. 4.: Dr. Eberhard Faden: **Aus der Geschichte des Berliner Ausstellungswesens**.
 9. 5.: Dr. Hans Saring: **Schopenhauer in Berlin**.
 30. 5.: Herbert Reichwald (gelesen von Gerhard Küchler): **Die nördliche Mark in Farblichtbildern**.
 31. 10.: Dr. Walter Heynen: **Restaurierungsversuch des Fontanischen Kuglerbildes**.
 14. 11.: Dr. Berthold Schulze: **Die Einführung der Städteordnung in Berlin und der Mark**.
 28. 11.: Dr. Rudolf Lehmann: **Brandenburg-Preußen und die Niederlausitz**.
 12. 12.: Dr. Konrad Kettig: **Aus der Berliner Jugend des Deutsch-Amerikaners Franz Lieber** (1798 bis 1872).
- 1959
23. 1.: Prof. Dr. Willy Kurth: **Sanssouci**.
 6. 2.: Herbert Adam: **700 Jahre Landesgeschichte in Dokumenten und Briefen**.
 20. 2.: Dr. Friedrich Mielke: **Rheinsberg**.
 6. 3.: Univ.-Prof. Dr. Johannes Schultze: **Die Entstehung der Mark Brandenburg**.
 20. 3.: Gerhard Küchler: **Max von Forckenbeck** (1821—92). Oberbürgermeister und Reichstagspräsident. Ein Beitrag aus Familienakten.
 10. 4.: Wilhelm Sasse: **Die ältesten Garten- und Parkanlagen Berlins**.
 24. 4.: Martin Henning: **Dr. Carl Pistor**. Geheimer Postrat, Meister der Mechanik und Optik.
 8. 5.: Dr. Reinhard Bickerich: **Alexander von Humboldt**. Der Begründer der naturkundlichen Bildung.
 30. 5.: Festsitzung aus Anlaß des 75jährigen Bestehens der Vereinigung — Festvortrag: Dr. Hermann Fricke: **Wanderer zur Weisheit und Freiheit — Theodor Fontane und Jacob Burckhardt**.

Vor den Vorträgen und an 29 weiteren Nachmittagen 1958 sowie an 11 Nachmittagen Januar/Mai 1959 fanden Bibliotheksstunden statt, an denen ein Bücher-austausch möglich war.

Vier Besichtigungen rundeten 1958 das Vortragsprogramm ab:

Haus des Bausenators (Vortrag Hermann Wegener)
Nationalgalerie (Vortrag Werner Schmidt)
Gärtnerei Hermann Rothe (Vortrag Gerhard Küchler)
Museum für deutsche Geschichte.

Unabhängig von den Vorträgen führten wir 1958 zwanzig Wanderungen durch einschließlich einer Nachtwanderung, davon zwei in den Innenbezirken von Berlin — im Frühjahr 1959 zwölf Wanderungen, davon drei im engeren Stadtbezirk. Es überrascht, wie heimatkundliche Forschung und ernsthaftes Studium der geschichtlichen Unterlagen auch im begrenzten Raum von Berlin unseren Mitgliedern neue Erkenntnisse und Feststellungen vermitteln. Hierdurch lassen sich die Wanderungen besonders interessant gestalten. Siehe z.B. die Berichte in unseren Mitteilungsblättern 1958 „Park und Schlösser von

Gliencke“ von Kurt Pomplun oder „Osterwanderung über den Stolper Werder“ von Gerhard Küchler.

Erfreulicherweise konnten zu Pfingsten 1959 auf Einladung der Bezirkskommission der Natur- und Heimatfreunde Potsdam 18 Teilnehmer die Parkfestspiele, Schlösser und Gärten von Potsdam-Sanssouci besuchen.

Ein sonntäglicher Motorschiffs-Ausflug am 17.8.58 gab 80 Mitgliedern Gelegenheit, von Bord aus Schifffahrt, Industrie und Landschaft an Havel und Spree in Westberlin zu betrachten. (Siehe Mitteilungsblatt 29.)

Neun Spaziergänge an Sonnabendnachmittagen, davon einer im April 1959, waren mit Führungen zu geschichtlich und landeskundlich interessanten Stätten Berlins ausgefüllt.

Den Ausbau unserer Bibliothek und des Archivs haben wir mit Einsatz größerer Mittel erfolgreich vorangetrieben. Beide erfreuen sich steigender Benutzung nicht nur durch Mitglieder, sondern auch durch die Allgemeinheit, infolge der Überlassung zu öffentlicher Benutzung in den Räumen der Gedenkbibliothek am Blücherplatz.

Wie jedes Jahr ließen wir unseren Mitgliedern zugehen: die Mitteilungsblätter 26, 27, 28 für 1958, 29, 30, 31 für 1959. Ferner erhielten sie Band 9 unseres Jahrbuchs für brandenburgische Landesgeschichte 1958.

Die beiden Brandenburgischen Kommerse VIII und IX vereinten die Herren Mitglieder im Februar 1958 und 1959 zu froher Runde.

In der Ordentlichen Hauptversammlung von 10.1.1958 erfolgte die Wiederwahl des Vorstandes. Die Mitgliederversammlung vom 16.1.1959 diente u.a. der Aussprache über die Vorbereitung der 75-Jahr-Feier. Martin Henning veröffentlichte im Mitteilungsblatt 30 eine Kleine Zeittafel zur Geschichte unserer Vereinigung.

Am 10. Mai 1959 entriß der Tod jäh unseren 1. Vorsitzenden Martin Henning, der die Vereinigung so erfolgreich nahezu ein Vierteljahrhundert geleitet hatte.

Außer seinem Ableben haben wir den Tod nachstehender Mitglieder zu beklagen, denen wir zum Teil in jahrzehntelanger Gemeinschaft verbunden waren:

1958 die Herren Emil Jaenicke, Leo Otto Gruenberg, Otto Fontane, Kurt Fliege, Oskar Laudon, Johannes Bauer, Paul Rehfeld, Karl Otto.

1959 die Herren August Popiersch, August Butzke, Karl Dannemann.

Am 30. Mai 1959 fand die Festsitzung unseres 75jährigen Bestehens im Saal des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller statt, deren Höhepunkt der Festvortrag von Dr. Hermann Fricke war.

In den Jahrzehnten ihres Bestehens erfüllte unsere Vereinigung trotz mancher Rückschläge ihre vor 75 Jahren gestellte Aufgabe, im Wandern und Erforschen der Förderung brandenburgischer Geschichte und Heimatkunde zu dienen. Die erreichten Erfolge, der Widerhall aus den Reihen unserer Mitglieder und die Anerkennung in der Öffentlichkeit geben uns Zustimmung und freudige Entschlossenheit zugleich, die bisherigen Ziele weiter zu erstreben.

Für die Erfolge — gerade in der Berichtsperiode dieses Jahrbuchs — gilt unser herzlichster Dank den Mitarbeitern an Jahrbuch und Mitteilungsblättern, den Vortragenden, den Angehörigen der Führerschaft und der Ausschüsse, den vielen Mitgliedern, die sich selbstlos, bereitwillig und unermüdet für die Lösung der Aufgaben unserer Vereinigung zur Verfügung gestellt haben.

Gerhard Küchler

Personenverzeichnis

- Afinger, Bernh. (1813—82) Bildh. 23 f.
- Albrecht Achilles (1414—86) Kurf. 42
- Albrecht der Bär († 1170) Markgr. 37 f.
- Albrecht I. († 1308) Kaiser 38
- Albrecht II. († 1349) Kaiser 40
- Albrecht, Herzog von Sachsen († 1500) 42
- Alexander II. († 1881) Kaiser von Rußl. 58
- Alexis, Willibald (1798—1871) 8, 19, 88
- v. Alvensleben, Kammerherr 25
- Andreas, Willy (* 1884) Historiker 24
- Angelus, Andreas (1561—98) 8, 87
- v. Arnim, Bettina (1795—1859) 21
- v. Arnstedt, Emil Otto Friedr. (1815—34) 25
- v. Arnstedt, Frau, geb. Brandin 25
- August II., König v. Polen s. Friedrich August
- Augusta, Kaiserin (1811—90) 58
- Baedekers BERLIN (1954) 8, 10, 86
- Baluschek, Hans (1870—1935) Maler 69
- v. Bärensprung, Friedrich (1777 bis 1841) Berl. Oberbürgerm. 15
- Barnim I. († 1278) Herzog v. Pommern 30
- Basting, († 1870) holländ. Stabsarzt 58 ff.
- Baumgarten, Conrad (16. Jh.) Frankf. Drucker 87
- v. Beeren, Hans Heinr. Arnold gen. Geist von Beeren (1747—1812) 11
- Behn, Fritz, Maler 58
- Bernhard, Friedr. Gust. 52
- Bestehorn, Friedr. (1888—1946) Potsd. Vorgesch.-Forscher 81
- v. Bethmann-Hollweg, Moritz (1795—1877) preuß. Min. 23
- v. Beulwitz, Ludw. Friedr., hannov. Gesandter 48
- Bauth, Peter Christ. Wilh. (1781 bis 1853) preuß. Staatsrat 28
- v. Biberstein, Johann V. († 1490) 42
- v. Biberstein, Ulrich V. († 1519) 42
- v. Biberstein, Wenzel II. († 1472) 41
- Billroth, Christ. Alb. Theodor (1829—94) Chirurg 24
- v. Bismarck, Otto (1815—98) 24, 58 ff.
- Blechen, Carl (1798—1840) Maler 23 f., 47
- v. Blomberg, Hugo (1820—71) 18, 20
- Blume, W., Germanist 29
- Boeckh, August (1785—1867) klass. Philologe 28, 59
- Boeckh, Richard (1824—1907) Statistiker 59
- Bolko II., Herzog v. Schweidnitz u. Jauer († 1368) 39
- Bolle, Carl (1821—1909) Naturforscher 28 f.
- Bonaparte, Jérôme (1784—1860) 11
- Borsig, August (1804—54) Maschinenbauer 29
- Borsig, Ernst (1870—1947) 29
- Botho III. von Ilebürg-Liebenwerda († um 1319) 38
- Botho VIII. von Ilebürg-Sonnevalde († um 1480) 40, 42
- Brandin, Joh. Jak., Geh. Hofrat u. Landeinnnehmer 25
- Bretschneider, Anneliese (* 1898) Mundartforscher 31
- Boeger, preuß. Generalarzt 60
- Brown, Robert (1773—1853) Botaniker 28
- v. Brühl, Heinr. (1700—63) sächs. Min.-Präs. 44
- Büsching, Anton Friedr. (1724 bis 1793) Geograph 32
- Büsching, Johann (1761—1833) Berl. Oberbürgerm. 13 f.
- Burckhardt, Jakob (1818—97) 7, 18 ff., 23
- v. Burgsdorff, Friedr. Aug. Ludw. (1747—1802) Oberforstmeister 27
- v. Burgsdorff, Konrad (1595—1652) Oberst 28
- Calau, F. A., Maler 17
- Campe, Joachim (1746—1818) 28
- Carlyle, Thomas (1795—1867) engl. Schriftst. 24
- v. Chamisso, Adelbert (1781 bis 1838) 19 f.
- Christian I., Herzog von Sachsen-Merseburg († 1691) 44
- Clauswitz, Paul (1839—1927) Berl. Stadarchivar 13
- v. Cobenzl, Ludw. Graf (1753 bis 1809) österr. Gesandter 46
- Cöpernick, Michel (17. Jh.) Pristavel 81
- Crelle, Aug. Leop. (1780—1855) Oberbaurat 62
- Curtius, Ernst (1814—96) klass. Philologe 20
- Damaschke, Adolf (1865—1935) Bodenreformer 7
- Darwin, Charles (1809—82) 28
- David d'Angers, Pierre-Jean (1788—1856) franz. Bildh. 23
- v. Decker, Rud. Ludw. (1804—77) Hofbuchdrucker u. Verleger 59
- Diétrich d. Jüngere († 1307) 38
- Diltschmann, Joh. Ludw. († 1793) 53
- Dines, Petze (17. Jh.) Pristavel 81
- Dirksen, Ernst Aug. (1830—1909) Oberbaurat 70
- Distelmeier, Lampert (1522—88) Kanzler 87
- v. Dohna, Friedr. Ferd. Alex. Graf (1771—1831) preuß. Innenmin. 12
- Droysen, Hans (1851—1918) Historiker 24
- Dunant, Jean Henri (1828—1910) 58 ff.
- Duncker, Alexander (1813—97) Verleger 89
- Duncker, Lina 21
- Ebel, Andreas (17. Jh.) Pristavel 81
- Eberlein, Kurt Karl 19, 24
- Ekhardt, Friedr. (18. Jh.) Pristavel 81
- Eggers, Friedr. (1819—72) 18, 20 ff., 24
- v. Eichendorff, Josef (1778—1857) 21
- Eichorn, Johann (16. Jh.) Frankf. Drucker 87
- Eilert, Christoph († 1680) Pfarrer 33
- Elisabeth, Regentin v. Böhmen († 1442) Gem. Alb. II. 40
- Engel, Hans-Ulrich 89
- v. Erdmannsdorff, Friedr. Wilh. (1736—1800) Baumeister 26
- Ernst, Kurf. v. Sachsen († 1486) zu Eulenburg, Friedr. Graf (1815 bis 1881) 19 f.
- Exler, J. S., Maler 49
- Faden, Eberhard (* 1889) 86 f.
- Ferdinand I. († 1564) Kg. 42
- Ferdinand, Prinz, Neffe Friedr. II. 16
- v. Finckenstein, Karl Wilh. Graf (1714—1800) Kabinettsmin. 46
- v. Flemming, Graf 16
- Fontane, Emilie, geb. Rouanet (1824—1902) 24
- Fontane, Friedr. (1863—1941) Verleger 9
- Fontane, Theodor (1819—98) 7 ff., 20 ff., 25, 87
- Fontane, Theodor (1856—1933) Kriegsrat 8 f.
- v. Forckenbeck, Max. (1821—92) Berl. Oberbürgerm. 60
- Franz I. († 1835) Kaiser v. Österr. 47
- Franz Joseph (1830—1916) Kaiser v. Österr. 59
- Freiligrath, Ferd. (1810—76) 24
- Frey, Königsberger Polizeidirektor 12
- Freydank, C., Maler 63
- Fricke, Hermann (* 1895) 7, 9, 89 f.
- Friderich Frantz († 1584) Holzschneder u. Kupferstecher 87
- Friedberg, Heinr. (1813—95) Justizmin. 20
- Friedhelm v. Cottbus († 1307) 38
- Friedländer, Georg (1843—1914) Amtsgerichtsrat 22
- Friedrich, Fritz, Historiker 58
- Friedrich I., der Freidige († 1324) 38
- Friedrich I. (1371—1440) Kurf. 39 f.
- Friedrich II. (1413—70) Kurf. 37, 41 f.
- Friedrich II., der Ernsthafte († 1349) Markgr. v. Meissen 39
- Friedrich II. (1712—86) Kg. 11 f., 18 ff., 44, 46 f., 54
- Friedrich III. († 1493) Kaiser 41
- Friedrich (III.) I. (1657—1713) Kg. 44
- Friedrich (II.) I. (1831—88) Kaiser 24, 58 f., 61
- Friedrich der Strenge (14. Jh.) 84
- Friedrich IV., der Streibare († 1428) Markgr. v. Meissen 40
- Friedrich V., der Sanftmütige († 1464) Herzog v. Sachsen 40
- Friedrich der Weise († 1525) Kurf. v. Sachsen 42
- Friedrich August I., der Starke (1670—1733) Kurf. v. Sachsen 44
- Friedrich August (III.) I. († 1827) Kg. v. Sachsen 46 f.
- Friedrich Karl, Prinz (1828—1885) 70
- Friedrich Wilhelm d. Gr. Kurf. (1620—88) 44, 62
- Friedrich Wilhelm I. (1688—1740) 12, 14, 44
- Friedrich Wilhelm II. (1744—1797) 11
- Friedrich Wilhelm III. (1770—1840) 12 f., 15 f., 46
- Friedrich Wilhelm IV. (1795—1861) 77, 89
- Geibel, Emanuel (1815—1884) 20 ff., 24
- Geist v. Beeren s. Beeren
- Georg der Bärtige († 1539) Herzog 42
- Georg Podiebrad († 1471) Kg. v. Böhmen 41 f.,
- v. Gerlach, Leop. (1757—1813) Berl. Oberbürgerm. 13 ff., 61
- v. Gerlach, Brüder, Söhne d. o. 61
- Gero, Markgraf († 965) 37
- Goldberg, Leo 20
- v. Goethe, Joh. Wolfg. (1749 bis 1832) 19 f., 27
- Goltz, Georg Friedr. Gottl. (1802 bis 1852) Oberpfarrer in Fürstenwalde 14
- v. Gontard, Karl (1731—91) Baumeister 54 f.
- Graf, Adolf, Heimatforscher 82, 84
- Grimm, Heinrich 87
- v. Grotzsch, Heinrich († 1135) 38
- v. Grotzsch, Wiprecht († 1124) 38, 84
- Große, Rud. (* 1924) Mundartforscher 31
- Gruner, Justus (1777—1820) Berl. Polizeipräs. 13 f.
- Gührs, Kupferstecher 32
- Haeckel, Julius (1866—1940) Potsd. Amtsgerichtsdirektor 16
- v. d. Hagen, Friedr. Heinr. (1780 bis 1856) Germanist 18
- Hanau, Johannes (1509—43) Frankf. Drucker 87
- Hansemann, Adolf (1827—1903) Bankier 66
- Hansemann, David (1794—1864) preuß. Finanzmin. 66
- v. Hardenberg, Karl Aug. (1750 bis 1822) 12, 16, 46
- Hartmann, Johann (16. Jh.) Frankf. Drucker 87
- Hartung, Fritz (* 1883) Historiker 17
- Haude & Spener, Buchhandlung 24
- Haupt, Simon († 1553) Pfarrer 33
- Hegel, G. W. Friedr. (1770—1831) 19
- Hegert, Anton 81
- Heim, Ernst Ludw. (1747—1834) Arzt 27 f.
- Heim, Geh. Archivrät 25
- Heine, Heinr. (1797—1856) 19, 21
- Heinrich von Breslau († 1290) Herzog 38
- Heinrich, Prinz von Preußen (1726—1802) 13, 15, 46
- Heinrich der Erlauchte († 1290) 38
- Heinrich I. († 936) Kaiser 37
- Heinrich I. von Jauer, Herzog 39
- v. Heinz, Reinhold († 1939) Landrat 29
- Henning, Franz (1858—1938) 7 f.
- Henning, Martin (1891—1959) 5, 7 ff., 18, 25, 86 f., 90
- Hermann († 1308) Markgr. v. Brandenburg 38
- v. Hermann, bayr. Staatsrat 60
- v. Herzberg, Ewald Friedr. Graf (1725—98) preuß. Min. 46
- Hettner, Herm. (1821—82) Literaturhistoriker 24
- Heuß, Theodor (* 1884) 24
- Heyse, Paul (1830—1914) 19, 21, 23 f.
- Hildebrand, Maler 21
- v. Hinkeldey, Carl Ludw. (1805 bis 1856) Berl. Polizeipräs. 14
- Hitzig, Jul. Eduard (1780—1849) Jurist 19 f.
- v. Hoditz, Albrecht Jos. Graf (1706—78) Kämmerer Karls VI. 54
- Hoffmann, E. T. A. (1776—1822) 19
- Holtze, Friedr. Wilh. (1820—1908) Bibliothekar 9
- v. Holwede, Friedr. Ernst (* 1723) Hauptmann 26
- v. Holwede, Viktor Ludw. Heinr. 26
- v. Holwede, Wilhelmine Anna Susanne, geb. Colomb (1743 bis 1784) 26
- Holwede († 1739) Hofküchenmeister 26
- Holz, Arno (1863—1929) 88
- Hoppe, Willy (* 1884) Historiker 9
- Hortzschanski, Adalbert 8
- v. Humboldt, Alexander Georg (1720—79) Kammerherr 26, 28 f.
- v. Humboldt, Alexander (1769 bis 1859) 19, 21, 24, 26 ff.
- v. Humboldt, Marie Elisabeth, verw. Holwede, geb. Colomb 26 f.
- v. Humboldt, Wilhelm (1767 bis 1835) 27 ff.
- Jérôme s. Bonaparte
- Joachim Friedrich, Bischof v. Lebus 42
- Johann v. Sachsen (1801—73) Kg., 59 f.
- Johann, Prinz v. Sachsen 78
- Johann von Böhmen († 1346) Kg. 39
- Johann von Senftenberg 38
- Johann der Beständige († 1532) Kurf. 42
- Johann I. von Cottbus († nach 1326) 38
- Johann II. von Glogau-Sagan 42
- Johann III. von Cottbus († 1431)
- Johann V. († 1317) Markgr. 38
- Johann Friedrich d. Großmütige v. Sachsen († 1554) Kurf. 42
- Johann Georg I. (1525—1593) Kurf. 42
- Johann (—gen. Hans) von Küstrin (1513—71) 42
- Kaegi, Werner (* 1901) Kulturhistoriker, 18, 21
- Kanta, Hans (1878—1945) Potsd. Historiker 54
- Karl IV. (1316—78) Kaiser 37, 39
- Karl VI. (1685—1740) Kaiser 44
- Karl Theodor v. d. Pfalz (1724 bis 1799) Kurf. 46
- Kellier, Gottfried (1819—90) 21, 24, 29
- Keyser, Erich (* 1853) Pfarrer 33
- Kieckbusch, Albert (1870—1935) Vorgesch.-Forsch. 9
- Kinkel, Johanna, geb. Mathieux (1810—58) 23
- v. Kleist, Heinrich (1777—1811) 18, 23, 88
- v. Knyphausen, Baron, Legationsrat 46
- Koloff 23
- Konrad v. Senftenberg 38
- Konrad v. Wettin († 1142) Markgr. v. Meissen 37

- Körten, Rektor in Kyritz 16
Krammer, Mario (1880—1953) 9 f.
Krügel, Max (* 1875) 16
Krüger, Andreas Ludw. (1743 bis 1805) Oberhofbaurat 56
Krüger, Franz (1797—1857) 24
v. Kugler, Bernh. (* 1837—96) Historiker 18
Kugler, Franz Theodor (1808—58) 18 ff.
Kugler, Klara, geb. Hitzig 19
Kugler, Luise 22
Kügler, Hermann (1889—1955) Volkskundler 58
Kunth, Joh. Christ. (1757—1829) 28
Kuntzemüller, Otto 54
- Ladislau Posthumus (* 1457) Kg. v. Böhmen u. Ungarn 40 f.
Lampeter, Nicolaus (16. Jh.) Frankf. Drucker 87
Laurens, Joh. Daniel (1770 bis n. 1832) Zeichner 17
Lazarus, Moritz (1824—1903) Psychologe 21, 24
Lehmann, Jürgen (17. Jh.) Pristavel 81
Lemberger, Georg (16. Jh.) Leipz. Drucker 87
Lenné, Peter Josef (1789—1866) Kgl. Gartendirektor 28 f., 65
Leopold I., Fürst v. Dessau (1676 bis 1747) 26
Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau (1740—1817) 26
v. Lepel, Bernh. (1818—85) 21, 24
v. l'Estocq, Anton Wilh. (1738 bis 1815) General 14
Lieber, Franz (1798—1872) Staatswissenschaftler 87
Liebermann, Max (1847—1934) 24
v. Linne, Karl (1707—78) schwed. Naturforscher 29
Lippert, Woldemar (1861—1937) Archivdirektor 41, 88
List, Friedr. (1789—1846) Nationalökonom 62, 65
Löffler, Friedr. Gottfr. Franz (1815—74) preuß. Generalarzt 60
v. Loß, Christian Graf, sächs. Gesandter 44
Lothar von Sachsen (* 1137) 37
Lübke, Wilhelm (1826—93) 21
Lucae, Richard (1829—77) Architekt 21
Lucke, Hermann (1863—1938) 8 f.
Ludewig, Albert (* 1902) 10, 53
Lüdike, Reinhard 25
Ludwig IV (1638—1715) 44
Ludwig der Bayer (* 1347) 39
Ludwig der Römer (* 1365) 39, 53
Luise, Herzogin von Dessau (1750—1811) 26
Luther von Cottbus 41
- v. Mackensen, August (1849 bis 1945) Gen. Feldmarsch. 8
Mackowski, Hans (1871—1938) Kunstschriftst. 24
Mahnkopf, Hans (17. Jh.) Pristavel 81
Mann, Erich (* 1870) Pfarrer 33
Maria Theresia (1717—80) 44
v. Massenbach, Christian (1758 bis 1827) Oberst 46
- Matthias Corvinus (* 1490) Kg. v. Ungarn u. Böhmen 42
Mendelssohn, Fam. 19
Mengel, Peter-Friedrich (* 1884) 10
v. Menzel, Adolph (1815—1905) 18 ff., 22, 25
v. Merkel, Wilhelm (1803—61) Kammergerichtsrat 23
Merian, Mathäus (1593—1650) Kupferstecher 83
v. Metternich, Klemens Loth. Wenzel (1773—1859) 47
Meyer, Gustav 1816—77) Stadtgartendirektor 28 f.
Mielke, Robert (1863—1935) Volkskundler 9
v. Möllendorf, Fam. 31, 35
v. Moltke, Helmut (1800—91) Gen. Feldmarsch. 65
Moritz von Sachsen (1521—53) 42
Moynier, Gustave 60
v. Mühler, Heinr. (1813—74) Kultusmin. 20
Müller, Johannes 8
Murrer, Balthasar (16. Jh.) Frankf. Drucker 87
Nagel, Adolf (1867—1940) Geh. Hofrat 10
Napoleon I. (1769—1821) 11, 46 f., 61
Napoleon III. (1808—73) 48, 58, 61
v. Neipperg, Wilh. Reinh. Graf (1634—1744) Hofkriegsrat 44
van Niessen, Paul, Neumarkforscher 17
Nightingale, Florence (1820 bis 1910) Krankenpflegerin 58
- Orth, August (1828—1901) Baurat 70
Otto I. (912—973) 37
Otto IV. (* 1308) Markgr. 38
Otto V., der Faule (* 1373) Markgr. 39
- Parler, Peter (1330—99) Baumeister 37
Pasewaldt, Julius (* 1891) Gutsbesitzer in Zehlendorf 32
Peesch, Reinhard (* 1909) Volkskundler 31, 81
v. Podewils, Heinrich (1695—1760) Min. 46
v. Polenz, Hans (* 1437) Landvogt der N./L. 40 f.
v. Polenz, Nickel (* vor 1461) 40
Poppe, Albert 8
Prettun, Peter (16. Jh.) 83
Pridac, Jacob (16. Jh.) 83
Priswalk, Hinrico (14. Jh.) 82
Puhlmann, Friedr. (1798—1882) Regimentsarzt in Potsdam 20
- Ramisch, Jacob 50, 53
Rauch, Christ. Daniel (1777—1857) 24
Rave, Paul Ortwin (* 1893) Kunsthistoriker 26, 29
Reichner, Wilhelm (1885—1936) 36
Ribbeck, Konr. Gottl. (1759—1826) Berl. Propst 14
Richter, Liselotte (* 1906) Philosophin 9
Ritter, Gerhard (* 1888) Historiker 17
- Richtsteig, Karl Ed. Maximilian (* 1879) O. Bgm. von Görlitz 66
Riedel, Ad. Friedr. Joh. (1809—72) 33
v. Ripalda, Graf, span. Senator 60
Robert, I. C., Justizkommissar 62
Rodbertus, Karl (1808—75) 24
Röhnisch, Fritz 88
v. Roon, Albr. Graf (1803—79) Gen.-Feldmarsch. 59 f.
Roquette, Otto (1824—96) 21 f.
Rose, Fam. 87
Rosenkranz, Karl (1805—79) Philosoph 19
Rousseau, Jean Jacques (1712 bis 1778) 26
Rudolf, Herzog v. Sachsen-Wittenberg (* 1356) 39
- v. Sack, Joh. Aug. (1764—1831) Geh. Staatsrat 12 ff.
Saldern (Wilsnack) 16
Sasse, Wilhelm (* 1919) 26
Schäde, Ernst Ferd. (1772—1861) Küster 33 f.
Schadow, Joh. Gottfr. (1764—1850) Bildhauer 24
Schadow, Baukondukteur 32
Schall, Hermann (* 1908) Slawist 31, 81 ff., 88
Scharie, Sidonie, 32
Schenk, Petrus, Kartograph 43, 45, 49
Schinkel, Karl Friedr. (1781—1841) 20, 23, 29
Schmidt, Rudolf (1875—1943) Heimatforscher 15
Schmucker, Joh. Leberecht (1712 bis 1786) preuß. Militärarzt 60
Schmutzler, Eduard, Kaufmann 25
Schneider, Louis (1805—78) 9
Schnorr v. Carolsfeld, Julius (1784—1872) 11
Scholz, Wilhelm (1824—93) Zeichner 61
v. Schön, Heinr. (1773—1856) Oberprä. 12
v. Schönfeld, Graf, sächs. Staatsmann 47
Schoeps, Hans-Joach. (* 1909) Religions- u. Geistesgeschichtler 61
Schrader, Ludolf (16. Jh.) Frankf. Prof. 87
v. Schrötter, preuß. Min. 12
v. Schulenburg, Willibald (1849 bis 1934) Volkskundler 81
Schultze, Johannes (* 1881) Staatsarchivar 14, 87
Schulze, Daniel Friedr. (1739 bis 1811) Spandauer Superintendent 15, 27, 53
Schuster, Wilhelm (* 1888) Bibliotheksdirektor 87
Schwela, Christian Gotth. (1873 bis 1948) 88
Schwenke, Paul (1853—1921) Bibliothekar 8
Seibicke, Wilfried 50
Seidel, Mart. Friedr. (1621—93) brandenb. Geschichtsforscher 87
Sello, Ludw. Sam. (* 1837) Hofgärtner 26
v. Semenow, 60
Semper, Gottfried (1803—79) Baumeister 20
Sigismund (* 1437) Kaiser 40
Solger, Friedrich (* 1877) Geologe 9
- Spiker, Sam. Heinr. (* 1786) 89
Sprengel, Christian Konrad (1750 bis 1816) Naturforscher 27 f.
Staab, Wilhelm (* 1863) Potsd. Stadtrat 54
Stammer, Ernst (1828—89) Pfarrer 33
Steffeck, Karl (1818—90) Maler 24
v. u. z. Stein, Karl (1757—1831) 11 f., 17, 28
Steinle, Theodor, Historiker 13
Stengel, Walter (* 1882) Kunsthistoriker 89
v. Sternberg, Geschl. 41
Storm, Theodor (1817—88) 20 f.
Strousberg, Bethel Henry (1823 bis 1884) Eisenbahnunternehmer 66
Süßmich, Joh. Peter (1707—67) 34 f.
Süßmich, Elias (* 1734) 34 f.
v. Suttner, Berta (1843—1914) 58
- Taege-Röhnisch, Erna (* 1909) 88 f.
Teuchert, Hermann (* 1880) Germanist 31
Thomas, Karl, Magistratsrat 32
Töpfers Hotel 59 f.
Treu, C. Bürgermeister v. Friedeberg 15
Treu, Wilhelm (* 1909) Historiker 19
Tschirch, Otto (1858—1941) Historiker 14
- Unger, Georg Christian (1743—1802) Architekt 54 ff.
Unzelmann, Friedrich, Holzschneider 25
- Varnhagen von Ense, Karl Aug. (1785—1858) 21
v. Vincke, Friedr. Wilh. Ludw. Phil. (1774—1844) Prä. d. Kriegs- u. Domänenkammer 12
Virchow, Rudolf (1821—1902) 24
- Wätzold, Wilhelm (1880—1945) Kunsthistor. 18
Weber, Joh. Jak. (1803—80) Leipz. Verleger 20
v. Weber, Karl Maria (1786—1826) 60
v. Weber, Max Maria (1822—81) Eisenbahntechniker 60
Wenzel, Leutnant (* 1836) 25
Werner, Zacharias (1768—1823) 20
Wernitz, Peter (16. Jh.) Frankf. Bürgermeister 87
Wieser, Max 27
Wilhelm I. (1797—1888) 58 f., 89
Wilhelmine, Prinzessin (1709—58) 44
Willdenow, Karl Ludw. (1765 bis 1812) Botaniker 28
Willich, Jodocus (16. Jh.) Geograph u. Historiker 87
Wohler, Joh. Christoph 54
Woldemar, Markgr. (* 1319) 38 f.
Woldemar, der falsche 39
- Zdenko von Sternberg 41
Zeiller, Martin (1589—1661) 83
Zelter, Karl Friedr. (1758—1832) 19

Ortsverzeichnis

Alt Beelitz 79
 Altlandsberg 75
 Alt Libbenhe 79
 Angermünde 64, 68, 74, 76
 Anhalter Bahn 63 f, 76 f
 Anklam 64
 Arnsdorf (b. Liegnitz) 78
 Arnsvalde 62, 79

 Babelsberg (Potsdam) 89
 Barnim 74 f
 Baruth (Mark) 28, 77
 Bärwalde 42, 79
 Bautzen 38, 77
 Beelitz 72, 76 f
 Beeskow 39 ff, 75 ff
 Belzig 68, 74, 76
 Bernau (N./L.) 78
 Bentzen 65, 68, 80
 Berge (Prign.) 73
 Bergedorf (Hamburg) 65
 Berlin:
 Alsen 70
 Bahnhöfe 64 ff
 Baumwerder 28
 Britz 27
 Dreilinden 71
 Duppel 70
 Eisenbahnverkehr 68 ff
 Falkenberg 26
 Gesundbrunnen 68, 71
 Giesensdorf 9, 86
 Grünau 70, 73
 Grunewald 71 f
 Güter-Umgebungsbahn 72 f
 Jungfernheide 71
 Köpenick 38, 70, 72, 81
 Mariendorf 35
 Militärbahn 77
 Reiherwerder 29
 Reinickendorf 29
 Scharfberg 26, 28 f
 Spandau 15, 27 f, 53, 65, 70 ff,
 73 f, 81
 Stadt-, Ring- und Vorortbahn 70 f
 Steglitz 34 f
 Tegel 26 ff, 70, 75
 Tiergarten 26
 Wannseebahn 70
 Zehlendorf 31 ff, 62
 Berlinchen 79
 Bernau 71 f, 74
 Bernstein 79
 Biegen (Fürstenw.) 16
 Blankenheim 68
 Bobersberg 42, 80
 Bockwitz 50 ff
 Boizenburg (Elbe) 65
 Bötzow (Oranienburg) 74
 Bossauer Zehntverzeichnis 84
 Brandenburg 14, 32, 37, 62, 73 f,
 89
 Brandenburgische Städtebahn 73 f,
 76
 Braunschweig 66
 Breddin (Kyritz) 73
 Breslau 44, 64 ff, 68, 75 ff
 Breslauer Bahn 65, 76
 Breslau-Stettiner Bahn 79 f
 Briesen (Fürstenw.) 75
 Briesen (Cottbus) 88
 Britz (Eberswalde) 76
 Bromberg 64, 66, 79
 Brück (Belzig) 82
 Brüssow (Pasewalk) 8, 76
 Buckow (Märk. Schweiz) 16, 75
 Büchen 65
 Bunzlau 64 f
 Burg (Spreew.) 78 f, 88
 Burxdorf (Bad Liebenwerda) 77
 Buschhof (Meckl.) 73
 Byhleguhre (Spreew.) 78
 Byhlen (Spreew.) 78

 Calau 77 f
 Caputh (Potsd.) 76, 81
 Christianstadt (Bober) 78
 Cottbus 38, 40 ff, 44, 46 f, 65 f, 68,
 76 ff, 88
 Crossen 16, 38, 42, 44, 65, 79 f

Dessau 63, 76
 Deutsch Krone 79
 Deutsch Sorno (Finsterw.) 50 ff
 Diersdorf (Zossen) 32 ff
 Dirschau 66
 Dissen (Cottbus) 88
 Dober, Fl. 50
 Doberlug 38, 40, 42, 50 ff, 66, 76, 78
 Dolgelin (Seelow) 75
 Dömnitz, Fl. 82
 Dresden 44, 50, 60, 62 ff, 66 ff, 77 f
 Dresdener Bahn 66 f, 76 f
 Driesen 79
 Drossen 80
 Dübener Heide 50

 Eberswalde 15, 64, 74 ff
 Elbe, Fl. 40, 73
 Elster, Fl. 50, 84
 Elsterwerda 51 ff, 66 ff
 Erfurt 64
 Erkner (Fürstenw.) 70, 72
 Eydkuhnen 66, 68

 Falkenberg (N./L.) 50 ff, 68, 76, 78
 Fehrbellin 34, 73 f
 Finowfurth 75
 Finowkanal 75
 Finsterwalde 40 f, 47, 50, 77 f
 Forst 40, 42, 49, 78 f
 Frankfurt (Oder) 44, 47, 64 ff, 79 f,
 87
 Frankfurter Bahn 64 f, 77
 Fredersdorf (Strausb.) 75
 Freyenstein (Prign.) 73
 Freienwalde 64, 74 ff
 Friedeberg (Nm.) 15, 62, 79
 Fredersdorf (N./L.) 50 ff
 Friedland (N./L.) 78
 Friedrichsau (Oderbruch) 75
 Friesack 65, 74
 Fürstenberg (Oder) 38, 44, 46
 Fürstenberg (Meckl.) 76
 Fürstenwalde 14, 39, 70, 72, 74 f, 77
 Fürstenwerder (Prenzlau) 76

 Gallun (Kgs. Wusterh.) 77
 Gardelegen 66
 Gassen 64, 77 f
 Geltow (Potsd.) 28, 81
 Genschar (Oderbruch) 75
 Gerstungen 64
 Glatz 46
 Glogau 42
 Gölwen (Perleberg) 73
 Golmer Luch 62
 Golßen (N./L.) 38
 Golzow (Oderbruch) 75
 Gorden (N./L.) 50 ff
 Görlitz 64, 66, 78
 Görlitzer Eisenbahn 65, 76 ff
 Görsdorf (N./L.) 77
 Göttingen 12
 Goyatz (Spreew.) 78
 Gramzow (Prenzlau) 83
 Gransee 74
 Greiffenberg 74
 Groitzsch 84
 Großbeeren 73, 76
 Großhain 38, 50 ff, 66, 78
 Großmehlen (Senftenb.) 50 ff
 Groß Kreutz (Potsd.) 76
 Groß Lübbenau (Calau) 42
 Groß Schönebeck (Bernau) 75
 Großthienig (Liebenwerda) 50 ff
 Grünberger Passage 44
 Grünewalde (Senftenb.) 50 ff
 Gruhno (N./L.) 50 ff
 Grunow (N./L.) 77
 Guben 38 f, 42, 64 ff, 68, 76 ff, 80
 Gusow (Ostbahn) 74
 Güsten (Anh.) 68
 Güstrow 73
 Güterfelde 33

 Hagenow 65
 Haide Mühl (N./L.) 78
 Halberstadt 66
 Halle 44, 64 f, 68, 76 ff, 80
 Hamburg 64 ff, 68, 76, 78
 Hamburger Eisenbahn 65, 73 f
 Hämerten (Stendal) 66
 Hammer 80
 Hansdorf 78
 Hasenfelde (Fürstenw.) 75
 Havel, Fl. 62, 81
 Havelberg 73, 81
 Havelland 73 f

Heidekrauthahn 75
 Heidelberg 18
 Hennickendorf (Strausb.) 75
 Herzberg (Neuruppin) 73 f
 Herzfelde (Strausb.) 75
 Hirschfeld (Liebenwerda) 50 ff
 Hochzeit (a. d. Drage) 79
 Hohenfriedberg 44
 Hohenleipisch (Liebenwerda) 50 ff
 Hohensee (Strausb.) 75
 Hohenseefeld (Jüterbog) 77
 Hohenwutzen (Oder) 75
 Hoppegarten 75
 Hoyerswerda 44
 Hubertusburger Friede (1763) 46

 Jädickendorf (Nm.) 75, 79 f
 Jänickendorf (Luckenw.) 77
 Jeber-Bergfrieden (Roßlau) 76
 Jühnsdorf (Zossen) 31
 Jüterbog 63, 66, 76 f
 Jüterbog-Luckenwalder Kreisbahn
 77

 Kallies 79
 Kamenz 42, 66, 78
 Karstädt (Perleberg) 73
 Ketzin 74
 Kirchhain 50 ff, 66, 76 ff
 Kleinen (Wismar) 64, 76
 Klockow (Prenzlau) 76
 Kohlfurt 64, 66, 68, 78
 Köln 66
 Königsberg (Nm.) 75, 79
 Königsberg (Pr) 66, 75
 Königswalde 79
 Königs Wusterhausen 70, 72, 77
 Kontopp 80
 Kosilenzien (Liebenwerda) 50 ff
 Köslin 64
 Köthen 63
 Kraupa (Liebenwerda) 50 ff
 Kremenno 70, 73 f
 Kreuz 64 ff, 68, 79
 Kreuzweg (Westprign.) 73
 Kriescht 80
 Kröbeln (Liebenwerda) 50 ff
 Kuhdorf (Pritzwalk) 73
 Kummersdorf (Zossen) 77
 Kunersdorf (Sternb.) 80
 Küstrin 64 ff, 68, 74 f, 79 f
 Küstrin-Stettiner Bahn 80
 Kyritz 16, 73

 Lagow 80
 Landsberg (Warthe) 79 f
 Langwedel 66
 Lauchhammer 78
 Lauta (N./L.) 78
 Lebus 38, 74 f
 Lehnin 76, 82
 Lehre 66
 Lehter Bahn 66, 73 f
 Leipzig 47, 62 ff, 68, 76 ff
 Leipzig-Dresdener Bahn 77
 Lenzen 73
 Leuthen (Cottbus) 17
 Liebenau (Sternberg) 80
 Liebenwalde 75
 Liebenwerda 50 ff, 77
 Lieberose (Beeskow) 78
 Liegnitz 64, 78
 Lindena (N./L.) 50 ff
 Lindenau (Senftenb.) 50 ff
 Lindenbergn (Prign.) 73
 Lindow 74
 Lipphne 79
 Löbau 77
 Löcknitz (Pasewalk) 76
 Löwenberg (Gransee) 73, 76
 Lübben 41, 47, 66, 77 f
 Lübbenau 66, 78
 Lübeck 64 f, 76
 Luckau 38 f, 50 ff, 78
 Luckenwalde 76 f
 Lüneburg 73
 Magdeburg 39, 44, 62 f, 65 f, 68, 73 f,
 76

 Magdeburg-Halberstädter Eisen-
 bahn 66
 Marienburg 66
 Märkisch-Posener Eisenbahn 65
 Mecklenburg 73 f, 76, 84
 Meinsdorf (Roßlau) 76
 Meißen 39
 Meseritz 80
 Messingwerk (Finow) 75
 Meyenburg 73

Michendorf (Potsd.) 73, 76
 Minden 66
 Mittenwalde 38, 72, 77
 Mugglitz (Liebenwerda) 50 ff
 Müllensee (Strausb.) 75
 Mückenberg 51 ff
 Müllrose 16, 38
 Müncheberg 70, 75
 Muskau 78

 Nassau 12
 Nauen 65, 70, 72 ff
 Naumburg (am Bober) 42
 Naumburger Friede (1451) 41
 Neubrandenburg 68
 Neudamm 79
 Neuglobow 74
 Neumark 42, 68, 75, 79 f
 Neu Petershain (N./L.) 78
 Neuruppin 14, 73 f, 87
 Neustadt (Dosse) 65, 73 f
 Neustrelitz 68, 73 f, 76
 Neuwedel 79
 Neuzelle 38, 42
 Niederbarnimer Eisenbahn 75
 Niederlausitz 11, 37 ff, 50 ff, 68, 76 ff
 Niederschlesisch-Märkische Eisen-
 bahn 64 f
 Nieska (Riesa) 50 ff
 Nochten (O./L.) 88
 Nordbahn 68, 73 f, 75

 Oder, Fl. 64
 Oderberg 76
 Oderbruchbahn 75
 Oppelheim (N./L.) 50 ff
 Oranienburg 68, 71 f, 74, 76
 Ortrand (Senftenberg) 50 ff
 Oschtätzen (Liebenwerda) 50 ff
 Oschersleben 63
 Ostbahn 65 f, 71, 74 f, 79
 Osthavelländ. Kreisbahn 74

 Parchim (Meckl.) 73
 Pasewalk 64, 76, 81 ff
 Paulinenaue 73 f
 Pausitz (Riesa) 50 ff
 Peitz 39 f, 42, 46, 78
 Perleberg 73
 Petersdorf (Fürstenw.) 77
 Plau (Meckl.) 73
 Plau (Brandenburg/Havel) 74
 Plessa (Liebenwerda) 50 ff
 Posen 46, 65 f, 68, 79 f
 Potsdam 16, 35, 47, 54, 59, 62 f,
 66, 70, 72 ff, 76, 89 f
 Potsdam-Magdeburger Bahn 63,
 66, 73
 Prenzlau 30, 64, 68, 73 f, 76
 Priebus 42, 78
 Prignitz 73 f, 82
 Prisselberg (Altenburg/Thür.) 84
 Pristählich (Eilenburg) 84
 Pritzerbe 74
 Pritzwalk (Wolgast) 82
 Pritzwalk (Zicker/Rügen) 82
 Proschim (N./L.) 78
 Putlitz 73
 Pyritz 79 f

 Rathenow 66, 73 f, 81
 Reckahn (Brandenburg) 32
 Reetz (Nm.) 79
 Rehfeld (Prign.) 73
 Reppen 68, 79 f
 Reußen 50 ff
 Rheinsberg 16, 73 f
 Rhinow 74
 Riesa 50 ff, 63, 77
 Röderau (Riesa) 64, 66, 77
 Roskow (Brandenburg) 74
 Roßlau (Elbe) 66
 Rostock 65, 78
 Röhthof (Nauen) 74
 Rothenburg 80
 Rothstein (Liebenwerda) 50 ff
 Rückersdorf (N./L.) 50 ff
 Rückersdorf (Fürstenw.) 72, 75
 Ruhland (Senftenberg) 78
 Ruhlsdorf (Potsd.) 31, 35
 Ruppin 73 f
 Ruppiner Eisenbahn 74

 Saarmund 73
 Saarow 77
 Sachsendorf (Oderbruch) 75
 Sacrow (Potsd.) 81

Sagan 42, 44, 78
 Saligast (N./L.) 78
 Salzwedel 66
 Sandau (Havelberg) 73
 Saßnitz 64
 Schadowitz (Finsterwalde) 50 ff
 Schenkendorf (N./L.) 40
 Schiedlo 38, 44, 46
 Schinne (Stendal) 82
 Schneidemühl 66
 Schöneicher Plan (Zossen) 77
 Schönermark (Angerm.) 76
 Schönfließ (Nm) 16, 80
 Schönhausen (Elbe) 73
 Schönnow 32
 Schöpfung 75
 Schorbus (Cottbus) 88
 Schulzendorf (Granssee) 74
 Schwedt 35, 76
 Schweidnitz 64
 Schwerin 64 f
 Schwerin (Warthe) 79
 Schwiebus 79 f
 Schwielochsee 78
 Seddin (Potsd.) 73, 76
 Seedorf 80
 Seehausen (Altm.) 82
 Seelow 75
 Seidenberg 66
 Senftenberg 38 ff, 42, 47, 50, 78
 Senzke (Nauen) 74

Silberberg (Saarow-Pieskow) 77
 Soldin 79
 Sommerfeld 16, 39, 42, 46, 77 f, 80
 Sonnenburg 80
 Sonnenwalde 42, 78
 Sorau 42, 64, 66, 68, 76 ff
 Spreewaldbahn 78 f
 Spremberg 66, 77 f
 Stahnsdorf (Potsd.) 71 f
 Stargard (Pomm.) 64, 68, 79
 Staupitz (N./L.) 50 ff
 Stedlinseebahn 74
 Stendal 66, 73
 Sternberg (Land) 44, 75, 79 f
 Stettin 64 ff, 68, 73, 75 f, 76 f
 Stettiner Bahn 64, 74
 Stolp 64
 Storkow 40 ff, 76 f
 Stralsund 64, 68, 74, 76
 Strasburg (Um) 73, 76
 Straupitz (Spreew.) 78
 Strausberg 70, 72, 75
 Strehla (Elbe) 50 ff
 Suckow (Meckl) 73
 Tangermünde 38
 Teltow (Stadt) 72, 77
 Teltow (Land) 31 ff, 76 f
 Teltowkanal 77
 Templin 73, 76
 Tettau (Senftenb.) 50 ff

Teupitz 40, 42
 Teuplitz 78
 Tilsiter Friede 46 f
 Topchin (Kgs. Wusterh.) 77
 Topper 80
 Trebbin 76
 Trebschen 80
 Tremmen (Nauen) 74
 Treuenbrietzen 72, 74, 76 f
 Tschernow 80
 Tschicherzig 80
 Uckermark 68, 74, 76, 88 f
 Uckro 79
 Ulzen 66
 Unruhstadt 80
 Velten 70 ff, 74
 Vieseecke (Perleberg) 73
 Vierraden 76
 Warnemünde 68
 Warschau, Großherzogtum 47
 Warthebruchbahn 80
 Weichensdorf (N./L.) 78
 Weißwasser (O./L.) 78
 Welzow (N./L.) 78
 Werben (Spreew.) 78
 Werder 72 ff

Werenzhain (Finsterw.) 50 ff
 Werneuchen 72, 75
 Westhavelländ. Kreisbahn 74
 Wetzlarer Bahn 68, 70, 73, 76
 Wiener Kongreß 47
 Wiesenburg 76
 Wildpark (Potsd.) 72 ff
 Wilsnack 16
 Wismar 65
 Wittenberg 63
 Wittenberge 65, 68, 73 f, 76
 Wittstock 16, 73
 Woldenberg 79
 Wollstein 80
 Wörlitz 26
 Wriezen 64, 74 f, 80
 Wunsdorf 72
 Wustermark 72, 74
 Zauche 73 f, 76
 Zechlin (Neuruppin) 74
 Zehden (Oder) 75
 Zehdenick 76
 Zerbst 41
 Ziebingen 80
 Zielenzig 79 f
 Zinna, Kloster 88
 Zittau 66, 77
 Zossen 66, 72, 77 f
 Zschipkau 78
 Züllichau 42, 65, 68, 79 ff

Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte

Herausgegeben im Auftrage der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg e. V.
von Martin Henning und Dr. Heinz Gebhardt DM 4,50

- 1950** Stadtrat W. May: Zum Geleit / H. Lucke: Theodor Fontane — ein Vermächtnis / Dr. H. Fricke: Fontanes Bild berlinisch-brandenburgischer Dichtung / Dr. E. Faden: Berlin Hauptstadt — seit wann und wodurch? / A. Ludewig: Die Askanienhofburg Spandau / J. Seeger: Gemälde im Jagdschloß Grunewald / G. Michel: Auf dem Wege zu einer Grabstättenbildkartei für Berlin und die Mark Brandenburg / B. Stephan: Der Hermsdorfer Milow, seine Familie und seine Zeit / Univ.-Prof. Dr. W. Hoppe: Luther und die Mark Brandenburg / Dr. E. Schwartz: Die Kalandbruderschaft in Prenzlau / Der Neutrippiner Kaland (Urkunde von 1391) / H. Methling: Schifffahrt auf der Ucker / M. Henning: Vom Wanderbericht zum Jahrbuch / Bücherschau
- 1951** Dr. G. Stein: Berlins Stadtmauer / E. B. Zornemann: Berlin im Leben und Werk Wilhelm Raabes / G. Schacht, geb. Mengel: Meine Erinnerungen an Theodor Fontane / Dr. M. Krammer: Aus Theodor Fontanes Jugendland / H. Fricke: Dobbertin. Eine erhaltene gebiebene Fontanestätte / Dr. B. Schulze: Der Anteil der Zisterzienser an der ostdeutschen Kolonisation, besonders in Brandenburg / Univ.-Prof. Dr. W. Hoppe: Biesenthal, Zur askanischen Besitzergreifung des Barnim / H. Methling: Das Wunderblut zu Wilsnack / Dr. E. Schwartz: Beiträge zur Geschichte der Reformation in der Mark Brandenburg / I. Das Ausscheiden der nördlichen Uckermark aus der Diözese des Bistums Kammin. II. Der Prozeß des Prenzlauer Kolands gegen Dorothea Sander (1537 - 1543) / M. Krügel: Buckow in vor- und frühgeschichtlicher Zeit / Dr. G. Klünder: Die Zauche und ihre Pfarreien bis 1600 / Prof. Dr. H. Mitgau: Alt-Frankfurter Studententrachten / Bücherschau
- 1952** Dr. B. Schulze: 200 Jahre staatlicher Verwaltungsbezirk Berlin / Dr. H. Fricke: Louis Vogel, Kleists Freund im alten Landeshause der Kurmark / E. B. Zornemann: Brückenbauer zwischen Stadt und Land — Dem Berliner Heinrich Sohnrey zum Gedächtnis / Beiträge zur Baugeschichte Dahlems. I. Dipl.-Ing. U. Stroschein: Das Gutshaus. II. Dr. H. E. Pappenheim: Das Rätsel der Dahlemer Dorfaue / Dr. H. Kügler: Gräberts Berliner Volkstheater. Mit einem Anhang: Wer war Pietsch? / Dr. G. Stein: Burg Liebenwalde i. d. Mark / H. Hohn: Karl Ernst Albrecht Kunth, Zur Lebensgeschichte des Berliner Geologen / M. Krügel: Buckow als Mediastadt. Ein Beitrag zur 700-Jahrfeier 1953 / Bücherschau / M. Henning: Aus dem Leben unserer Vereinigung
- 1953** Dr. J. Schmidt: Die steinerne Chronik am Rathaus von Berlin / F. Raede: Das „Graue Kloster“ / Dr. H. Fricke: Jean Pauls Berliner Abenteuer / Dr. C. Meyer: Aus den Akten der alten preußischen Theaterzensur / Dr. H. Kügler: Fischerstechen und Halloren / Dr. H. E. Pappenheim: Karten und Vermessungswesen im Schaffen Theodor Fontanes / Dr. G. Stein: Zur Baugeschichte der askanischen Burg Spandau / Dr. E. Schwartz: Die Gilden der Gewandschneider, der Krämer und der Häker in Prenzlau / Prof. Lic. Dr. W. Delius: Peter Gustav Schweitzer, Oberprediger zu Kremen / M. Krügel: Buckow, Kämpfe um die Selbstverwaltung / Dr. R. Lehmann: Niederlausitzer Ständevertreter im preußischen Hauptquartier im Dezember 1762
- 1954** Dr. E. Kaerber: Willy Hoppe als märkischer Historiker (mit Anhang „Veröffentlichungen von Univ.-Prof. Dr. Willy Hoppe“) / Dr. H. Fricke: Fontanes Historik / A. Ludewig: Markt und Kaufhaus im mittelalterlichen Spandau / Dr. E. Faden: Der Berliner Tumult von 1615 / Dr. R. Lehmann: Lübbenau im Revolutionsjahr 1848 / Dr. C. Meyer: Das Theater Franz Wallners (1855-1867) / W. Eulert: Julius Schoppe — ein Maler des Biedermeier / Dr. H. Kügler: Der Maler Gottlob Samuel Rösel und Goethe / Univ.-Prof. Dr. F. Solger: Die Entstehung der Buckower Landschaft / Dr. O. Korn: Wabrenze — Lorenzfeld. Zur Wüstungskunde der Altmark / Dr. E. Schwartz: Der Handelsstand in Prenzlau vom Dreißigjährigen Kriege bis zur Einführung des Gewerbefreiheit / Dr. H. E. Pappenheim: Geographie als Rüstzeug Theodor Fontanes / M. Henning: Das festliche Jahr
- 1955** Univ.-Prof. Dr. F. Solger: Heimatliche Geschichtsforschung und Volksbildung / Univ.-Prof. Dr. L. Richter: Kierkegaard in Berlin / A. Ludewig: Die Ausgrabungen in der Nicolaikirche zu Berlin / Dr. H. Branig: Aus den späteren Lebensjahren der Gräfin von Lichtenau / Dr. M. Krammer: Clemens Brentano und Berlin. Bilder aus den Tagen der Romantik / Dr. P. Klein: Ein Menzelbrief aus dem Nachlaß von Linda Kägel / Prof. Dr. A. Suhle: Die Münzprägung in Brandenburg von den Anfängen bis zum Tode Ottos I. / Dr. R. Lehmann: Tagebuchaufzeichnungen der Frau von Thielau auf Neu-Döbern vom 13. Mai bis zum 3. Juni 1813 / Dr. G. Stein: Zur Datierung des Bergfrieds der Burg Stolpe a. d. Oder. — Der Bergfried im märkischen Bereich / E. B. Zornemann u. Dr. E. Faden: Dr. Hermann Kügler — Dr. Hermann Küglers Schriften zur brandenburgisch-berlinischen Volkskunde / Veröffentlichungen von Univ.-Prof. Dr. Willy Hoppe (Nachtrag) / Dr. H. Fricke: Martin Anton Niendorf-Bibliographie / Bücherschau / M. Henning: Aus dem Leben der Vereinigung
- 1956** Univ.-Prof. Dr. W. Hoppe: Bekenntnis zur Kurmark / Dr. R. Lehmann: Die Erforschung des Spreewaldes / Dr. E. Schwartz: Die Tuchmachergilde in Prenzlau / Dr. H. Fricke: Die Ellora und das Rytly. Zwei Seitentriebe des Tunnels über der Spree / Dr. H. E. Pappenheim: Das Belvedere auf dem Pichelsberg / Dr. Hans Saring: Karl Friedrich von Beyme / K. Pomplun: Das Gutshaus in Steglitz / Dr. C. Meyer: Hundert Jahre „Aktienbudiker“. Ein Beitrag zur Berliner Theatergeschichte / Dr. M. Krammer: Clemens Brentano und Berlin / Bücherschau / M. Henning: Aus dem Leben der Vereinigung
- 1957** Dr. H. Fricke: Joachim Christian Blum. Der Spaziergänger von Ratzenau / Dr. J. Wütschke: Der „Brückenkopf Magdeburg“ nach dem Slawenaufstand von 982 / Prof. Dr. W. Delius: Der Jurist Johannes Brunnemann (1608-1672) und der Pietismus / J. Wiese: Sprachgrenzen in der Mark Brandenburg / Prof. Dr. E. Unger: Chorgestaltung und Ostgiebel der Hauptkirchen von Gransee, Prenzlau, Wittstock und Neubrandenburg / H. Methling: Geschichtliche Entwicklung im Kartenbild / Dr. J. Seeger: Der Berliner Kupferstecher Eduard Eichens und seine Künstlerfahrt nach Paris und Parna / Dr. G. Stein: Ein Schloßbau Joadhims I. Baugeschichtliche Untersuchungen auf der Spandauer Zitadelle / Dr. O. Kohut: Aus der Geschichte der Kolonie Grunewald / Dr. E. Faden: Uran in Berlin / Bücherschau / M. Henning: Aus dem Leben der Vereinigung
- 1958** H. Zopf: Karl Theophil Guichard gen. v. Quintus Icilus / F. G. Bernhard: Emil von Arnstedt / Dr. B. Schulze: Geist von Beeren / Dr. H. Fricke: Erinnerungen an Theodor Storm von Theodor Fontane / K. Themel: Zwei Brandenburg-preussische Verordnungen über „Eximierte“ / Dr. H. Schall: Der Name Potsdam und die „Insel des Chotemysl“ / Dr. G. Stein: Ofenkeramik der Gotik und Renaissance auf der Spandauer Zitadelle / Dr. E. Schwartz: Im Prenzlauer Posthaus zur Franzosenzeit / Bücherschau

Schriften 1 W. Wohlberedt, Grabstätten bekannter und berühmter Persönlichkeiten in Groß-Berlin und Potsdam mit Umgebung. IV. Teil DM 2,75

Schriften 2 W. Wohlberedt, Grabstätten bekannter und berühmter Persönlichkeiten in Groß-Berlin und Potsdam mit Umgebung I. Teil (Neudruck!) DM 4,—

Märkischer Wandergruß. Beiträge zur Landesgeschichte.

Herausgegeben von Dr. Heinz Gebhardt (1951)

Arbeiten von E. Dux, Dr. E. Faden, Dr. M. Krammer, M. Krügel, Dr. H. Kügler, A. Ludewig, H. Methling, W. Schmidt, Dr. B. Schulze, Prof. Dr. F. Solger, B. Stephan. DM 3,—

Auslieferung: Fontane-Buchhandlung Dora Pohlmann, Berlin-Neukölln, Hermannstr. 54 / 62 63 00



KARL SALOMO
Berlin-Neukölln
600 Expl. / Nov. 1959

www.books2ebooks.eu